3 1761 04569785 1

Quellenlesebuch zur Geschichte des deutschen Mittelalters ❖ Band 1

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

Quellenlesebuch zur Geschichte des deutschen Mittelalters

Herausgegeben von der Gesellschaft der Freunde des vaterländischen Schul- und Erziehungswesens in Hamburg

Erster Band

Zweite Auflage

124800
7/11/12

Verlag der Dykschen Buchhandlung Leipzig 1912

Alle Rechte vorbehalten.

Druck von Emil Herrmann senior in Leipzig.

Vorwort.

Das vorliegende Buch stellt einen Versuch dar, aus dem reichen Schatze der „Geschichtschreiber der Deutschen Vorzeit"*) und damit aus den Monumenta Germaniae historica die Teile, die für den Unterricht selbst oder für seine Ergänzung durch freie Lektüre geeignet sind, der Schule zugänglich zu machen. Die umfassendere Fülle und Vielseitigkeit des Dargebotenen soll Lehrenden wie Lernenden eine größere Freiheit der Auswahl und weiteren Spielraum zu selbständigem Ergehen schaffen, als die vorhandenen Quellenbücher gewähren. Kulturhistorisch interessante, namentlich auch für das geistige und seelische Leben charakteristische Stoffe sind reichlicher herangezogen. Begabte und gut geförderte Kinder in den Oberklassen der Volksschulen und in den ihnen entsprechenden und ihnen folgenden Klassen der höheren Schulen werden das Buch mit Genuß und Verständnis lesen, die Zöglinge aller deutschen Lehrerbildungsanstalten werden es dauernd benutzen und voll ausschöpfen können.

Seine Entstehung verdankt es den Anregungen, die durch die Lehrplanberatung in der Hamburgischen Schulsynode (1908 und 1909) ausgelöst wurden. Ermöglicht wurde seine Herstellung durch das Entgegenkommen des Verlages der „Geschichtschreiber der Deutschen Vorzeit". Für die Auswahl und Gruppierung verantwortlich ist der Geschichtsausschuß der Gesellschaft der Freunde des vaterländischen Schul- und Erziehungswesens, der im Auftrage dieses großen Hamburgischen Lehrervereins arbeitet.

Vor jedem ausdrücklichen Eingehen auf die Kritik der ausgewählten Quellentexte haben sich die Herausgeber mit voller Absicht gehütet. Überhaupt ist zugunsten der besseren Lesbarkeit auf jeden wissenschaftlichen Apparat verzichtet worden. Das Inhaltsverzeichnis bietet ganz knappe Angaben über die Herkunft der Textabschnitte. Im übrigen darf angenommen werden, daß diese in der gebotenen Form und Zusammenstellung sich ausreichend selbst erklären. Auch nach der Richtung, daß der Leser den persönlich und

*) Zweite Gesamtausgabe, 91 Bände. — Leipzig, Dyksche Buchhandlung.

zeitlich bedingten Charakter der Darſtellung erkennt. Deshalb ſind die Abweichungen in der Mitteilung und Beurteilung derſelben Vorgänge reſp. derſelben Menſchen, auch in der Schreibung desſelben Namens, wie ſie die Quellenſtücke des öfteren aufweiſen, unausgeglichen geblieben.

Dieſer erſte Band umfaßt die Zeit von dem Auftauchen der Kimbern und Teutonen bis zum Ausgang der deutſchen Karolinger; ſein Inhalt iſt im weſentlichen entnommen den Bänden 1 bis 27 der „Geſchichtſchreiber der Deutſchen Vorzeit". Zwei weitere Bände ſollen folgen und in ähnlicher Weiſe die Glanzzeiten, das 10., 11. und 12. Jahrhundert, und die zweite Hälfte des deutſchen Mittelalters, das 13., 14. und 15. Jahrhundert, zur Anſchauung bringen.

Hamburg, Michaelis 1911.

Die Herausgeber.

Inhaltsverzeichnis.

I. Aus der Zeit vor der Völkerwanderung.

Seite

1. Die Kämpfe der Kimbern und Teutonen mit den Römern. (113—101 vor Chr.) 3

Plutarch, Leben des Marius. Griechischer Schriftsteller, berühmt durch seine Lebensbeschreibungen hervorragender Römer und Griechen; lebte etwa von 50 bis 120 nach Christo.

2. Cäsar besiegt den Suevenkönig Ariovist. (58 v. Chr.) . . 14
3. Cäsar geht über den Rhein. (55 vor Chr.) 19
4. Was Cäsar über die Lebensweise der Germanen berichtet; speziell über Sueven und Ubier 21

Julius Caesar, Gallischer Krieg. Eigene Aufzeichnungen (lateinisch) des Feldherrn über seine Eroberungszüge.

5. Varus und Armin 24

Vellejus Paterculus, römischer Offizier, der mit Tiberius in Germanien gewesen war; schrieb um das Jahr 30 nach Chr.

6. Die Schlacht im Teutoburger Walde. (9 nach Chr.) . . 25

Dio Cassius, geboren um 155, schrieb nach 200 eine römische Geschichte in griechischer Sprache. — Der vorletzte Absatz ist entnommen aus Florus' Abriß der römischen Geschichte, geschrieben reichlich ein Jahrhundert nach dem Ereignis, der letzte aus Suetons Leben des Augustus, das um 120 verfaßt wurde (beide lateinisch).

7. Germanikus im Teutoburger Walde. (15 nach Chr.) . . 28

Cornelius Tacitus' Annalen, d. i. die Geschichte der Jahre 14 bis 66 nach Christo, wurden zwischen 115 und 117 herausgegeben. Tacitus ist der bedeutendste lateinische Geschichtschreiber.

8. Von den Chauken an der Nordseeküste 29

Aus Plinius des Älteren lateinischer Naturgeschichte; der Verfasser lebte von 23 bis 79 nach Christo.

9. Die Römer an der deutschen Nordseeküste. (16 n. Chr.) . 30
10. Die Schlacht bei Idistaviso. (16 n. Chr.) 31
11. Armins Tod. (19 n. Chr.) 35

Die Abschnitte 9—11 sind ebenfalls des Tacitus' Annalen entnommen.

Seite

12. Was Tacitus von den Germanen berichtet. (Etwa 150 Jahre später als Cäsar.) 36
Aus Tacitus' Germania, der ersten eingehenden und umfassenden Beschreibung unseres Landes und unserer Vorfahren; geschrieben im Jahre 98 n. Chr.

II. Aus der Zeit der Völkerwanderung.

13. Wie der Viehhirte Maximin römischer Kaiser wird. (235.) 43
Jordanes, ein Gote, wahrscheinlich Bischof, schrieb in lateinischer Sprache zur Zeit des Kaisers Justinian (550).

14. Die Alemannenschlacht bei Straßburg. (357.) 44
Ammianus Marcellinus, römischer Geschichtschreiber, der zur Zeit des Ereignisses lebte und sich später im Gefolge Kaiser Julians befand; schrieb gegen 390. (Lateinisch).

15. Die Hunnen 48
Ebenfalls aus Ammianus Marcellinus, der den Einbruch der Hunnen in Europa erlebte.

16. Der christliche Glaube der Westgoten 50
Isidor war von etwa 603 bis 636 Bischof von Sevilla und schrieb neben vielen andern Büchern eine lateinische Geschichte der Goten, Vandalen und Sueven.

17. Die Schlacht bei Adrianopel. (378.) 51
Aus Jordanes; der letzte Teil aus Ammianus.

18. Alarichs erster Zug gegen Rom. (408.) 53
Zosimus, ein höherer Beamter in Konstantinopel, schrieb nach 450 eine römische Geschichte in griechischer Sprache. Die Zeit Alarichs hat er mit durchlebt.

19. Am Hofe Attilas. (448.) 56
Der Erzähler, der Byzantiner Priscus, hat die geschilderte Reise selbst mitgemacht.

20. Die Schlacht auf den katalaunischen Feldern (451) und Attilas Tod. (453.) 68
Aus Jordanes.

21. Lob der Westgoten 78
Aus Isidor.

22. Die Vandalen. (429—534.) 80
Prokop, Vandalenkrieg. Der Verfasser begleitete den Belisar als Geheimschreiber und war Augenzeuge der Feldzüge desselben in Afrika und Italien. Er stammte aus Cäsarea (in Palästina), lebte später in Konstantinopel und schrieb griechisch.

23. Aus dem Gotenkriege. (536—553.) 93
a) Belisar erobert Neapel. b) Ein verhängnisvolles Knabenspiel. c) Der letzte Heldenkampf der Ostgoten; Tejas Tod.

Seite

d) Narſes vernichtet die Franken am Volturno. e) Die Peſt in Ligurien.

a—c) Prokop, Gotenkrieg.
d) aus Agathias, Hiſtorien; Fortſetzer des Prokop.
e) aus Paulus Diakonus (ſ. u.).

24. Von Britannien und den Angelſachſen 107

a) Die Fabeln von der Teufelsmauer und der Überfahrt der Seelen. b) Die Eroberung Britanniens durch die Angeln und Sachſen (449). c) Die Bekehrung der Angelſachſen (597). d) Brief Gregors an Auguſtinus.

a) Aus Prokop, Gotenkrieg.
b—d) Beda Venerabilis, Geſchichte der engliſchen Kirche; ſchrieb um 730 (lateiniſch).

25. Aus dem merowingiſchen Frankenreiche 114

a) Der Tod des heil. Martin. b) Chlodwig (481—511). c) König Chlotar I. und die Kirche (544). d) Chlotars Zug gegen die Sachſen (556). e) Peſt und Hungersnot in Gallien (571 u. 585). f) Ein gerichtlicher Zweikampf (590).

Gregorius, Biſchof von Tours von 573—594. Zehn Bücher fränkiſcher Geſchichte.

26. Anfänge des Chriſtentums bei den Deutſchen. I. . . . 128

a) Der heil. Eligius. b) Der heil. Columbanus. c) Der heil. Gallus. d) Abt Otmar von Sanktgallen. e) Der heil. Bonifatius (u. a.: die Gründung des Kloſters Fulda).

a) Dado (Audoen), Biſchof von Rouen, beſchrieb das Leben des Eligius, ſeines Freundes.

b) Jonas, Leben des h. Columbanus; der Verfaſſer kam 618, drei Jahre nach Columbans Tod, als Mönch in deſſen Kloſter Bobbio und ſchrieb bald nach 640.

c u. d) Wetti, Mönch in St. Gallen, überarbeitete eine alte, von halblateiniſchen Schottenmönchen ſtammende Lebensgeſchichte des h. Gallus aus dem 8. Jahrhundert. Gozbert, Diakon in St. Gallen, verfaßte 100 Jahre nach Otmars Tod deſſen Lebensbeſchreibung. Beide Schriften ſind ſpäter von dem gelehrten Walafried Strabo bearbeitet.

e) Wilibald, ein Prieſter, ſchrieb auf Grund der Angaben von Zeitgenoſſen, z. B. des Biſchofs Lul von Mainz, die Biographie des Bonifatius zwiſchen 755 und 768. Der Abſchnitt über Gregor (ſpäter Biſchof von Utrecht) iſt genommen aus deſſen Lebensbeſchreibung von Liudger, ſeinem Schüler. Die Reiſe Sturmis u. die Kloſtergründung, ſowie die Überbringung der Leiche des Bonifatius nach Fulda ſtammen aus Eigil, Leben des Abtes Sturmi. Eigil war ein jüngerer Verwandter Sturmis und ſchrieb bald nach deſſen Tod.

Seite

27. Die Langobarden 149

a) Die Winniler. b) Langobarden und Heruler. c) Langobarden und Gepiden. d) Die Langobarden ziehen nach Italien (568). e) Alboins Tod (572). f) Der Heimzug der Sachsen. g) Autharis Brautwerbung. h) Perctarit. i) Gregor III. schreibt an Karl Martell. k) Pippin wird Frankenkönig und empfängt den Papst Stephan II. l) Stephan III. schreibt an Karl und Karlmann.

a—h) Paulus Diakonus, ein Langobarde aus edlem Geschlecht, schrieb nach der Besiegung seines Volkes durch die Franken dessen Geschichte im Kloster Montecassino in den letzten Jahren des achten Jahrhunderts. Abschnitt f) ist kombiniert aus Paulus' und Gregor v. Tours' Darstellung (s. o.).

k) ist einer der „Fortsetzungen des Fredegar" entnommen; sie ist geschrieben von dem Schreiber des Childebrand, des Bruders Karl Martells, nach des ersteren Anordnung.

i u. l) stammen aus der 791 von Karl dem Großen veranstalteten Sammlung von neunundneunzig Briefen der Päpste (Codex Carolinus).

III. Die Zeit der Karolinger.

28. Karl der Große 171

a) Pippins Löwenkampf. b) Der eiserne Karl. c) Der Sachsenkrieg. d) Rolands Tod. e) Kaiserkrönung. f) Des Kaisers Tod. g) Karls Begräbnis.

h) Karls Erscheinung und Lebensweise. i) Karls Sorge für den Gottesdienst und deutsche Bildung. k) Verordnung für die königlichen Güter. l) Karl und seine Kinder. m) Kaiser Karl in der Schule. n) Karl und seine Höflinge.

d, h, l) Einhard, Kaiser Karls Leben; gleich nach des Kaisers Tod verfaßt.

Die Sage von Einhard und Imma stammt aus einer Aufzeichnung in Lorsch aus dem 11. Jahrhundert. Die Frau Einhards, Imma, war in Wirklichkeit nicht die Tochter Karls.

e u. g) Aus den Annalen des Klosters Lorsch (ergänzt durch die von Metz), die irrtümlich als „Einhards Jahrbücher" bezeichnet werden. c u. i) aus diesen Annalen und Einhard kombiniert.

a, b, m, n) Der Mönch von St. Gallen, Aufzeichnungen des Mönches Notker des Stammlers auf Grund mündlicher Überlieferungen, geschrieben vom Jahre 883 ab.

f) Thegan, das Leben Kaiser Ludwigs des Frommen; geschrieben im Jahre 836.

Seite

29. Ludwig der Fromme 198

a) Ludwigs Zug nach Spanien (810 u. 811). b) Der Dänenkönig Harald am Hofe Ludwigs zu Ingelheim. c) Das Lügenfeld (833). d) Ludwigs Tod (840).

a) „Das größere Leben Kaiser Ludwigs" von dem sog. Astronomus, einem Geistlichen, der vieles aus der Lebensbeschreibung selbst mit erlebt hat.

b) aus dem Lobgedicht des Ermoldus Nigellus auf Kaiser Ludwig.

c) zusammengefügt aus dem Astronomus (s. o.) und den „Annalen von St. Bertin."

d) Jahrbücher von Fulda, in diesem Teil (bis 863) von dem sehr gut unterrichteten Mönch Ruodolf verfaßt, dem Schützling des Hrabanus von Mainz und König Ludwigs des Deutschen.

30. Die letzten Karolinger 211

a) Die Straßburger Eide. b) Der Vertrag von Verdun (843). c) Eine falsche Prophetin und ein Ketzer. d) Hungersnot (850). e) Tributzahlung an die Normannen (866). f) Karls des Kahlen Kaiserkrönung (875). g) Karl der Kahle und der westfränkische Klerus. h) Karl der Dicke und die Normannen (882 bis 887). i) Karls des Dicken Entthronung (887). k) Arnulf von Kärnthen besiegt die Normannen (891).

a) Nithard, vier Bücher Geschichten; Sohn des berühmten Angilbert und Karls des Großen Tochter Berchta, kämpfte in den Bruderkriegen auf Karls des Kahlen Seite tapfer mit und beschrieb seine eigene Zeit von 841 bis 843.

b—k) Aus den Annalen von Fulda, St. Bertin (Hinkmar v. Reims), St. Vaast und der Chronik des Regino von Prüm.

31. Anfänge des Christentums bei den Deutschen. II. . . . 230

a) Gründung des Klosters Korvey (822). b) Die Übertragung des heil. Liborius von Le Mans nach Paderborn (836). c) Anskar. d) Die Äbtissin Hathumoda „von Gandersheim" (860).

a) Aus der Einleitung zur Übertragung des h. Vitus, von einem Mönche von Korvey geschrieben um 840.

b) Übertragung des h. Liborius, niedergeschrieben im letzten Jahrzehnt des neunten Jahrhunderts von einem Domherrn von Paderborn nach den Angaben des Priesters Ido (s. S. 231 unten).

c) Rimbert, Leben des Erzbischofs Anskar; Rimbert war Anskars unmittelbarer Nachfolger; er schrieb im Kloster zu Hamburg vor 876.

d) Leben der Äbtissin Hathumoda, beschrieben von ihrem Bruder Agius (Egbert), Mönch in Lammspringe, um 875.

I.

Aus der Zeit vor der Völkerwanderung.

1. Die Kämpfe der Kimbern und Teutonen mit den Römern. (113—101 v. Chr.)

Das Gerücht von den Kimbern und Teutonen, von der Masse und der Macht dieser anrückenden Kriegerscharen, fand zuerst in Rom keinen Glauben. Später zeigte es sich, daß es von der Wirklichkeit noch übertroffen wurde. An streitbarer Mannschaft nämlich zogen 300000 kampfgerüstet heran; dabei, hieß es, schleppten sie weit größere Scharen Kinder und Weiber mit sich. Ihr Verlangen war Land, hinlänglich eine solche Masse zu nähren, und Städte, wo sie sich ansiedeln und leben könnten: ebenso, vernahmen sie, hätten vor ihnen die Kelten das beste Stück Italiens in Besitz genommen, nachdem sie es den Tyrrhenern entrissen hatten. Von ihnen selbst wußte man, da sie mit andern Völkern in keiner Beziehung standen und weite Landstrecken durchzogen hatten, nicht, was für Leute, oder von wo sie ausgerückt wären; sie, die jetzt wie ein Ungewitter über Gallien und Italien hereinbrachen. Überwiegend vermutete man wegen ihrer Körpergröße und der hellen Farbe ihrer Augen, sie seien germanische Stämme, zu denen gehörig, die sich bis an den nördlichen Ozean hin erstreckten; zugleich auch deshalb, weil bei den Germanen die Räuber „Kimbern" heißen. Sie seien ausgewandert, aber nicht wie mit einem Stoße, noch in ununterbrochenem Zuge, sondern Jahr für Jahr wären sie in der guten Jahreszeit immer vorwärts gerückt und hätten so in langer Zeit das Festland unter Kampf und Krieg durchzogen. Der größte und streitbarste Teil von ihnen, der ganz an der Welt Ende, am äußeren Meere hause, bewohne ein Land, schattig und baumreich und weit und breit den Sonnenstrahlen unzugänglich wegen der tiefen und dichten Waldungen. Was aber die Menge betrifft, so ist von vielen überliefert, sie sei nicht geringer, sondern größer gewesen, als wir sie angegeben haben. Ihr Mut und Ungestüm machte den Widerstand unmöglich; in der Schlacht ließen sie die Faust walten, dem Feuer gleich an Raschheit und Gewalt, keiner hielt Stand gegen ihren Andrang;

wie erbeutetes Vieh ließen sich alle fortschleppen und forttreiben; viele und große römische Heere und Feldherren, so viele ihrer Gallien jenseits der Alpen behaupten wollten, waren unrühmlich dahingerafft, ja gerade sie lenkten durch die unglücklichen Kämpfe ihren Sturm gegen Rom. Denn da jene alle besiegten, auf die sie stießen, und reiche Schätze gewannen, beschlossen sie, nirgends auf der Welt sich dauernd anzusiedeln, bevor sie Rom vernichtet und Italien verheert hätten.

Da die Römer dies von allen Seiten vernahmen, beriefen sie Marius zum Oberbefehl. Zum zweitenmal ward er zum Konsul ernannt. Freilich verbot das Gesetz, daß jemand anders als nach Verlauf einer bestimmten Zeit wieder gewählt würde, allein das Volk verjagte die, welche dagegen sprachen.

Als er in das Feld zog, bildete er unterwegs sein Heer durch stete Anstrengungen aus; er übte es in mannigfachen Läufen und langen Märschen, jedem aber machte er es zum Gesetze, schwer zu tragen und was zum täglichen Leben not tat, mit eigener Hand zu besorgen. So kam es, daß auch später die Arbeitslustigen, die schweigend und bereitwillig tun, was ihnen befohlen ist, „Maulesel des Marius" genannt wurden.

Ein großes Glück aber, dünkt mich, widerfuhr dem Marius. Denn indem die Barbaren ihren Sturmmarsch gleichsam wieder stromaufwärts lenkten und zuerst über Spanien sich ergossen, gewann er Zeit, den Körper seiner Leute zu üben und ihren Sinn zu neuem Mute zu kräftigen; was aber das bedeutendste war, er hatte Gelegenheit, sich ihnen bekannt zu machen. Denn sein anfangs finsteres Wesen und seine unbeugsame Strenge im Strafen erschien ihnen, als sie sich erst gewöhnt hatten, keine Verstöße zu machen und nicht ungehorsam zu sein, heilsam zugleich und gerecht: sein gewaltiger Zorn, seine rauhe Stimme, sein wilder Blick, womit sie sich nach und nach befreundeten, meinten sie, sei nicht ihnen, sondern den Feinden furchtbar. Vorzüglich aber gefiel den Soldaten seine rücksichtslose Gerechtigkeit im Urteilsprechen, von der sie viele Proben zu erzählen wußten.

Als Marius nun vernahm, daß die Feinde wieder nahten, rückte er schnell über die Alpen und schlug am Rhonefluß ein festes Lager auf. Dorthin führte er reichlichen Mundvorrat zusammen, damit er nie durch Mangel am Notwendigen gezwungen werden könnte, ohne Rücksicht auf seinen Vorteil sich zur Schlacht zu stellen. Den Transport dessen, was das Heer bedurfte, der zuvor wegen der Beschaffenheit der Seeküste umständlich und kostspielig gewesen war, erleichterte und beschleu-

nigte er: die Mündungen des Rhone nämlich, an denen gegen den Absturz zum Meere hin viel Schlamm und Sand abgelagert war, woraus die andringenden Wellen einen tiefen Morast gebildet hatten, verstatteten den Getreideschiffen nur eine schwierige, mühselige und langsame Einfahrt. Er aber ließ sein Heer, da es nichts zu tun hatte, die Sache angreifen; zog einen großen Graben, leitete einen bedeutenden Teil des Flusses in ihn ab, und führte ihn bis an eine geeignete Stelle des Ufers, so daß er eine Mündung in das Meer bekam, tief und geräumig genug, auch große Schiffe aufzunehmen, dabei aber vor Sturm und Wogen gesichert. Dieser Graben trägt noch jetzt von ihm den Namen.

Die Barbaren hatten sich selbst in zwei Teile gesondert: den Kimbern fiel es zu, durch Noricum von oben her auf Catulus loszurücken und sich dort den Durchgang zu erzwingen; den Teutonen und Ambronen, durch das Land der Ligyer am Meere entlang gegen Marius zu ziehen. Die Kimbern verfuhren ziemlich langsam und saumselig; die Teutonen und die Ambronen aber, die sogleich aufgebrochen waren und das zwischenliegende Land durchzogen hatten, zeigten sich plötzlich, unermeßlich an Zahl, grauenvoll von Ansehen, mit Lärmen und Toben wie kein anderes Volk. Über einen großen Teil der Ebene ausgedehnt, schlugen sie ein Lager auf und forderten Marius zur Schlacht heraus.

Marius aber kümmerte sich darum nicht, sondern hielt seine Soldaten still innerhalb des Walles, schalt alle, die ihren Mut zur Schau trugen, nachdrücklich und nannte die, welche ihre Kampflust nicht bewältigen konnten und eine Schlacht verlangten, Verräter des Vaterlandes. Denn keinem Wettkampf um Triumphe und Trophäen gelte es, sondern des Krieges schwere Wolken und Blitze zurückzuschleudern und Italien zu retten. Das sagte er im einzelnen zu den Anführern und Oberen; die Soldaten aber ließ er, einen nach dem andern, auf den Wall treten und hieß sie sich umschauen: so gewöhnte er sie, den Anblick der Feinde zu ertragen, ihr Geschrei, das ganz fremdartig und tierisch klang, auszuhalten und ihre Rüstung und Bewegungen kennen zu lernen, indem sie mit der Zeit das, was furchtbar erschien, durch die eigene Anschauung ruhiger Überlegung untertan machten. Denn er meinte, die Neuheit spiegelte den Furchtsamen vieles vor, was gar nicht vorhanden wäre, durch die Gewohnheit aber verlöre auch das wirklich Entsetzliche seine Furchtbarkeit. Den Soldaten schwand nicht allein durch den täglichen Anblick mehr und mehr die Bestürzung, sondern bei

der Barbaren Drohungen und unerträglicher Prahlerei durchwärmte und durchglühte neuer Mut ihr Herz, während die Feinde nicht allein rings herum alles raubten und fortschleppten, sondern mit großer Frechheit und Dreistigkeit Angriffe auf den Wall unternahmen. So geschah es, daß unwillige Äußerungen der Soldaten zu Marius' Ohr gelangten: „Was für Feigheit hat denn Marius an uns bemerkt, daß er uns den Weg zur Schlacht wie Weibern verschließt und Hüter an die Tür stellt? Wohlan, tun wir was für freie Männer sich gehört; fragen wir ihn, ob er andere erwartet, die für Italien kämpfen sollen, und uns immer nur als Handlanger brauchen will, wenn es gilt, Gräben zu ziehen und Schlamm auszubaggern und irgendeinen Fluß abzuleiten. Denn dazu, scheint es, übte er uns durch Arbeit aller Art, und wenn er heimkehrt, wird er das als die Taten seines Konsulats den Bürgern aufweisen. Oder schreckt ihn Carbos und Cäpios Mißgeschick, die freilich den Feinden unterlagen, aber auch selbst an Ruhm und Tapferkeit Marius weit nachstanden und ein viel geringeres Heer führten? Und dennoch — schöner ist es, wie jene, bei der Tat zu unterliegen, als still zu sitzen und zuzusehen, wie die Bundesgenossen mißhandelt werden."

Als Marius dies hörte, freute es ihn. Er redete ihnen versöhnlich zu: er hege kein Mißtrauen gegen sie, sondern warte einem Orakel zufolge Zeit und Gelegenheit zum Siege ab.

Die Teutonen versuchten zwar, da Marius sich ruhig hielt, das Lager zu stürmen; da sie aber mit vielen Geschossen vom Walle herab begrüßt wurden und einige ihrer Leute verloren, beschlossen sie, vorwärts zu ziehen, in der Meinung, sie würden unbehelligt über die Alpen gehen können. So brachen sie mit Sack und Pack auf und zogen am Lager der Römer vorbei: da erst zeigte sich recht ihre ungeheure Zahl an der Größe und langen Dauer des Zuges. Denn sechs Tage lang sollen sie an Marius' Wall vorbeigezogen sein in ununterbrochenem Marsche. Hart daran hingehend, fragten sie die Römer mit Lachen, ob sie etwas an ihre Weiber auszurichten hätten, denn sie würden bald bei ihnen sein. Als aber die Barbaren vorbei und etwas vorgerückt waren, brach Marius ebenfalls auf und zog ihnen langsam nach. Immer machte er zwar in ihrer Nähe, ja, unmittelbar an ihnen, Halt, bediente sich aber befestigter Lager und schützte sich durch sichere Stellungen, um ungefährdet übernachten zu können. Auf diese Art vorrückend, gelangten sie an die sogenannten Bäder des Sextius (Aix); von da aus wären sie nach nicht langem Marsche an die Alpen gekommen.

Deshalb bereitete denn auch Marius dort eine Schlacht vor (102 v. Chr.) und nahm zum Lagerplatz einen Punkt, der wohl fest war, aber keinen Überfluß an Wasser hatte; in der Absicht, wie es heißt, auch dadurch die Soldaten anzufeuern. Wenigstens als viele murrten und äußerten, sie würden Durst leiden, wies er mit der Hand auf einen Fluß hin, der nah am Lager der Barbaren hinströmte, und sagte: dort würden sie sich für Blut einen Trunk kaufen können. „Weshalb also," hieß es, „führst du uns nicht sogleich darauf los, so lange uns noch das Blut in den Adern nicht vertrocknet ist?" Und jener antwortete mit ruhiger Stimme: „Erst müssen wir einmal unser Lager befestigen."

Die Soldaten, obwohl unwillig, gehorchten; der Troß der Knechte aber, der weder für sich, noch für die Tiere zu trinken hatte, ging haufenweise an den Fluß; die einen nahmen Äxte, andere Hacken, einige aber auch Schwerter und Lanzen neben den Wasserkrügen mit, um selbst durch Kampf zu Wasser zu gelangen. Zuerst banden nur wenige von den Feinden mit ihnen an, denn die meisten waren beim Frühstück nach dem Bade, oder badeten noch. Dort nämlich sprudeln aus dem Boden warme Wasserquellen, und ein Teil der Barbaren ward von den Römern überrascht, als er es sich dabei wohl sein ließ und laut jubelte vor Freude und Verwunderung über den herrlichen Ort. Da aber auf das Geschrei eine immer größere Menge zusammenlief, ward es Marius schwer, die Soldaten, welche für ihre Knechte fürchteten, zurückzuhalten; zugleich erhob sich der streitbarste Teil der Feinde, von dem die Römer früher unter Manlius und Cäpio überwältigt waren — sie hießen Ambronen und waren für sich allein über 30000 Mann stark — und eilte zu den Waffen. Den Leib mit Speise überladen, dabei voll ausgelassenen Mutes und von starkem Weine begeistert, liefen sie dennoch nicht ordnungslos und toll umher, noch war es ein sinnloses Geschrei, das sie ausstießen; sondern indem sie die Waffen im Takt zusammenschlugen und alle zugleich in die Höhe sprangen, riefen sie oftmals ihren eigenen Namen: „Ambronen, Ambronen"; sei es, daß sie sich selbst zum Kampfe aufriefen, oder die Feinde im Voraus durch Kundgebung ihres Namens erschrecken wollten. Als aber die Ligyer, welche zuerst von den italischen Hilfsvölkern auf sie losgingen, ihr Geschrei hörten und verstanden, riefen sie dagegen an: das sei auch ihr heimischer Name; denn die Ligyer selbst nennen sich mit ihrem Stammnamen Ambronen. Ohne Unterlaß und wie ein Echo ertönte von beiden Seiten der Ruf, bevor sie handgemein wurden;

da überdies die Führer beiderseits mit einstimmten und man wetteiferte, einander vorläufig in der Stärke des Tons zu überbieten, reizte und steigerte das Geschrei den Mut. Die Ambronen brachte der Fluß in Unordnung; als sie ihn überschritten hatten, gelang es ihnen nicht, sich in Schlachtordnung zu stellen, sondern indem die Ligyer sich sofort im Laufe auf den Vortrab warfen, ward die Schlacht zum Handgemenge. Als nun auch die Römer den Ligyern zu Hilfe kamen und sich von der Höhe herab auf die Barbaren stürzten, wandten sie sich überwältigt um. Sehr viele von ihnen wurden am Flusse, wo einer den andern stieß und drängte, niedergehauen und füllten ihn mit Blut und Leichen. Die, welche glücklich hinübergekommen waren, wurden von den Römern, ohne daß sie es wagten, sich umzuwenden, auf der Flucht zu dem Lager und den Wagen getötet. Da traten ihnen die Weiber mit Schwertern und Beilen entgegen, kreischend in fürchterlichem Zorn, und wehrten die Fliehenden, wie die Verfolger, ab, jene als Verräter, diese als Feinde. Bunt unter die Kämpfenden gemischt, rissen sie mit der bloßen Hand die Schilde der Römer herunter und griffen nach den Schwertern: Wunden und Verstümmelungen ertrugen sie ruhig, ungebeugten Mutes bis in den Tod. Diese Schlacht am Flusse soll mehr durch den Zufall als des Feldherrn Plan herbeigeführt sein.

Als die Römer, nachdem sie viele der Ambronen niedergehauen hatten, sich zurückzogen und das Dunkel angebrochen war, da empfingen das Heer nicht — wie eine so glückliche Tat erwarten ließ — Siegesgesänge und Trinkgelage in den Zelten und Freude beim Mahle und, was den Männern nach glücklichem Kampfe das willkommenste ist, sanfter Schlaf; sondern, wenn je eine Nacht, verlebten sie jene in Furcht und Unruhe. Denn ihr Lager hatte weder Schanzpfähle noch Mauer, und viele Zehntausende Barbaren waren noch unbesiegt geblieben. Da zu diesen sich die Ambronen, so viele ihrer entkommen waren, gesellten, erscholl ihr Jammern die ganze Nacht hindurch, nicht menschlichem Weinen oder Seufzen ähnlich; ein tierisches Geheul und Gebrüll vielmehr, vermischt mit Drohungen und Weheruf, durchtönte, angestimmt von einer solchen Menschenmasse, die Berge ringsum und das Flußtal. So grauenvoller Schall erfüllte das Tal, Furcht die Römer, Marius selbst Entsetzen; denn er erwartete einen ordnungslosen und stürmischen Kampf in der Nacht. Doch die Feinde griffen nicht an, weder bei Nacht noch am folgenden Tage, sondern verbrachten die Zeit damit, daß sie sich in Ordnung stellten und rüsteten.

Ein Teutone forderte Marius zum Zweikampfe und verlangte, er sollte aus dem Lager kommen. Er empfing die Antwort: Wenn er so großes Verlangen nach dem Tode hege, könne er sich ja aufhängen!

Unterdessen — es waren nämlich oberhalb der Stellung der Barbaren scharf eingesenkte Waldschluchten und Hohlwege, von Waldung beschattet — sandte Marius den Claudius Marcellus nebst dreitausend Schwerbewaffneten ab, mit dem Geheiß, heimlich dort zu lauern und während der Schlacht sich den Feinden im Rücken zu zeigen. Die andern ließ er, nachdem sie zeitig gegessen und ausgeschlafen hatten, bei Tagesanbruch außerhalb des Walles in Reih und Glied treten und schickte die Reiter im voraus in das Tal hinab. Als die Teutonen das sahen, wollten sie nicht dulden, daß die Römer herabzögen und auf ebenem Felde mit ihnen kämpften, sondern stürzten, nachdem sie sich schnell und voll Zorn bewaffnet hatten, auf den Hügel los. Marius aber ließ durch die Anführer seinen Leuten überall zureden, ruhig Stand zu halten: wären die Feinde auf Wurfweite herangekommen, sollte man die Spieße auf sie schleudern, dann die Schwerter gebrauchen und sie mit den Schilden hinunterdrängen. Da nämlich das abschüssige Schlachtfeld den Feinden keinen sicheren Stand gäbe, würden ihre Hiebe keinen Zug und ihre Schlachtreihe keinen Halt haben, da sie ja, wegen des unebenen Bodens, in einem steten Wanken und Schwanken bleiben müßten. Solche Vorschriften erteilte er; zugleich sah man, wie er selbst der erste war, sie auszuführen, denn an Übung des Körpers stand er keinem nach, an Verwegenheit übertraf er alle um vieles.

Als ihnen nun die Römer entgegentraten und, indem sie sich auf sie stürzten, ihr Emporbringen hemmten, entwichen sie nach und nach zurückgedrängt in das Tal. Schon hatten sich die ersten in der Niederung in Schlachtordnung gestellt, als hinten Geschrei und Getümmel entstand. Denn nicht war Marcellus der rechte Augenblick entgangen; sobald der Schlachtruf über die Hügel herübertönte, brach er mit den Seinigen auf, warf sich in schnellem Laufe mit Kriegsgeschrei den Feinden in den Rücken und hieb, was am Ende stand, nieder. Diese aber rissen ihre Vordermänner mit fort und brachten schnell Verwirrung in das ganze Heer. Nicht lange ließen sie so von zwei Seiten auf sich einhauen; sie lösten die Schlachtordnung und flohen. Die Römer, sie verfolgend, fingen oder erschlugen mehr als Hunderttausend. Auch der König Teutobochus oder Teutobodus soll gefangen sein. Er, der sonst über vier oder

sechs Pferde fortzuspringen pflegte, fand kaum eins zur Flucht und gab, in dem nahen Walde ergriffen, ein schönes Schaustück beim Triumphe ab. Denn der Mann in seiner riesigen Länge überragte die Trophäen.

Die Bürger von Massilia, heißt es, haben mit den Gebeinen ihre Weingärten umfriedigt und das Erdreich sei, da die Toten darauf verwesten und im Winter Regengüsse eintraten, so gedüngt und so bis in die Tiefe von dem eindringenden Moder durchzogen worden, daß es seinerzeit eine erstaunliche Menge Frucht hervorbrachte und das Wort des Archilochos sich bewährte: von dergleichen würden die Äcker fett. Daß nach großen Schlachten gewaltige Regengüsse herabströmen, meint man, sei wohl erklärlich; sei es nun, daß eine Gottheit mit reinem und himmlischem Wasser die Erde sühnt und abspült, sei es, daß das Blut und der Moder einen feuchten und schweren Dunst aufsteigen läßt, der die Luft, die sich leicht ändert und leicht auf einen sehr geringen Anlaß hin bedeutend umsetzt, verdickt.

Nach der Schlacht wählte Marius aus den Waffen der Barbaren und der Beute die Stücke aus, welche stattlich und vollständig waren und dereinst dem Triumphe ein pomphaftes Aussehen geben konnten; die übrige Masse häufte er auf einen großen Holzstoß und opferte ein glänzendes Opfer. Das Heer stand bewaffnet und bekränzt ringsherum; er selbst, gegürtet, wie es Brauch ist, und angetan mit dem Feiergewande, ergriff die brennende Fackel und hielt sie mit beiden Händen zum Himmel empor. Eben wollte er mit ihr den Scheiterhaufen anzünden, als man von weitem einige Freunde eilig auf ihn zureiten sah. Alles stand in tiefem Schweigen und voll Erwartung. Als sie nah waren, sprangen sie vom Pferde, begrüßten Marius mit der Freudenbotschaft, er sei zum fünften Male zum Konsul erwählt, und übergaben ihm die betreffenden Dokumente. Da so hohe Freude das Siegesfest verschönerte, jubelte das Heer vor Lust unter dem Getöse der Waffen und die Anführer schmückten Marius mit neuen Lorbeerkränzen. Dann steckte er den Scheiterhaufen an und vollbrachte das Opfer.

Wenige Tage danach aber empfing Marius die Kunde, daß Rom von einer neuen Gefahr bedroht sei. Catulus nämlich, sein Mitkonsul, der den Kimbern gegenüberstand, hatte es aufgegeben, die Alpenübergänge zu bewachen, damit ihn nicht die Notwendigkeit, seine Heeresmacht in viele Teile zu sondern, schwächte. Er war nach Italien gezogen und hatte sich hinter der Etsch aufgestellt, die Übergänge mit starken Bollwerken verschanzt und eine Brücke geschlagen, um jenseits Hilfe bringen

zu können, wenn die Barbaren durch die Engpässe auf die Befestigungen losstürmten. Die aber gingen in ihrer Zuversichtlichkeit und Verachtung gegen alles, was ihnen in den Weg trat, so weit, daß sie, mehr bedacht, ihre Kraft und Verwegenheit sehen zu lassen, als nur das zu tun, was eben nötig war, sich nackt beschneien ließen, über Eis und tiefen Schnee auf die Höhen stiegen, sich dann auf ihre breiten Schilde setzten, abstießen und so die Abhänge herunterrutschten, unbekümmert um die jähen und furchtbar abschüssigen Stellen. Als sie sich in der Nähe gelagert und das Flußbett untersucht hatten, begannen sie, einen Damm anzulegen. Wie Giganten rissen sie die Höhen ringsherum nieder; entwurzelte Bäume, Felsblöcke, ja ganze Erdhügel schleppten sie zugleich in den Fluß und drängten das Wasser über die Ufer. Gegen die Pfeiler, welche die Brückenjoche stützten, warfen sie schwere Lasten in den Fluß, die von der Strömung fortgerissen, durch ihre Stöße die Brücke erschütterten. Voll Angst verließ die Mehrzahl der Soldaten das große Lager und entwich. Da zeigte Catulus, daß er, wie es des guten und vollkommenen Feldherrn Pflicht ist, seinen eigenen guten Namen dem seiner Kameraden aufopferte. Denn da er die Soldaten nicht zum Bleiben bewegen konnte, sondern sah, wie sie voll Furcht ihr Bündel schnürten, befahl er, den Adler aus der Erde zu ziehen, ereilte schnell die ersten der Flüchtlinge und ging selbst voran. Ihn — das wollte er — sollte die Schande treffen, nicht das Vaterland; es sollte scheinen, als ob die Soldaten nicht fliehend, sondern ihrem Feldherrn folgend, den Rückzug angetreten hätten. Die Barbaren erstürmten die Schanze jenseits der Etsch. Hoch bewunderten sie die darin weilenden Römer, die sich als treffliche Männer gezeigt und würdig für das Vaterland die Gefahr bestanden hatten. Sie gewährten ihnen freien Abzug und beschworen dies bei einem ehernen Stier, der, da er später nach der Schlacht erbeutet ward, als ein Erstling des Sieges in Catulus' Haus gebracht sein soll. Das Land, alles Schutzes bloß, verheerten und überfluteten sie weit und breit.

Unter diesen Umständen begab sich Marius ohne Verzug nach Italien zu Catulus, sprach ihm Mut ein und berief seine Soldaten aus Gallien. Als sie gekommen waren, ging er über den Po und suchte die Barbaren von Mittelitalien fernzuhalten. Jene schoben unter dem Vorgeben, sie warteten auf die Teutonen und müßten sich über ihre Saumseligkeit wundern, die Schlacht auf; mögen sie nun wirklich von ihrem Untergange nichts gewußt, oder nur beabsichtigt haben, sich zu stellen, als glaubten sie

nicht daran. Denn fürchterlich mißhandelten sie die, welche ihnen die Botschaft davon überbrachten; auch baten sie Marius durch Abgeordnete für sich und ihre Brüder um Land und Städte, zu Wohnsitzen für sie ausreichend. Als sich nun Marius bei den Gesandten nach den „Brüdern" erkundigte und jene die Teutonen nannten, lachten die andern, Marius aber gab ihnen die höhnische Antwort: „Laßt eure Brüder nur aus dem Spiele; die haben ihr Land und werden es haben in alle Ewigkeit, dafür haben wir gesorgt." Die Gesandten, welche den Spott merkten, schmähten ihn: es würde ihm das vergolten werden, von den Kimbern alsobald, von den Teutonen, wenn sie erst da wären. „Die sind da," antwortete Marius, „und es schickt sich nicht für euch, fortzugehen, bevor ihr eure Brüder begrüßt habt." Als er das gesagt hatte, befahl er, die Könige der Teutonen in Ketten vorzuführen: Sie waren nämlich in den Alpen auf der Flucht von den Sequanern gefangen genommen.

Wie dies den Kimbern berichtet war, rückten sie sofort mit frischer Kraft gegen Marius an, der ruhig das Lager hütete. Für die bevorstehende Schlacht (101) soll Marius zuerst seine neue Erfindung in betreff der Wurfspieße gemacht haben. Da nämlich, wo der Schaft in die Eisenspitze hineingesteckt wird, war er früher mit zwei eisernen Stiften befestigt; damals aber ließ Marius nur den einen an seiner Stelle, den andern zog er heraus und ersetzte ihn durch einen leicht zerbrechlichen hölzernen Stift. Er rechnete so: wenn der Spieß in dem Schilde des Feindes haftete, würde er so nicht gerade herausstehen, sondern, weil der hölzerne Stift bräche, müßte an der Eisenspitze eine Krümmung entstehen und der Speer herunterhängen, zugleich aber wegen der Krümmung der Spitze völlig festsitzen.

Bojorix, König der Kimbern, ritt unterdessen mit wenigen Begleitern an das Lager heran und forderte Marius auf, er möchte Tag und Ort bestimmen, wann und wo er sich stellen und mit ihm um das Land kämpfen wollte. Marius erwiderte: niemals hätten die Römer ihre Feinde, wo es eine Schlacht galt, zu Rate gezogen; indessen wollte er den Kimbern auch das zu Gefallen tun. So bestimmten sie zum Schlachttage, von jenem Tage ab gerechnet, den dritten, zum Wahlplatz die Ebene um Vercellä, welche den Römern recht war, weil sie dort die Reiterei gebrauchen, jenen, weil sie ihre ganze Masse entfalten konnten. Den bestimmten Termin innehaltend, stellten sie sich gegeneinander auf.

Auf Seiten der Kimbern rückte das Fußvolk langsam aus den Schanzen heraus, im Quadrat, so tief wie breit, aufgestellt.

Die Reiter aber, 15000 an Zahl, sprengten stattlich hervor, Helme auf dem Haupte, wie seltsame Tierköpfe mit fürchterlich gähnenden Rachen geformt; die Federbüsche, die darüber emporragten, ließen ihre Gestalten noch höher erscheinen; eiserne Panzer schmückten sie, und hell leuchteten die weißen Schilde. Als Wurfgeschoß führten sie einen Speer mit doppelter Spitze; im Handgemenge brauchten sie lange und gewichtige Schwerter.

Indessen stürzten sie sich nicht gleich vorn auf die Römer, sondern zogen sich rechts abbiegend seitwärts, indem sie sie allmählich zwischen sich und dem Fußvolke, das sich auf der linken Seite aufgestellt hatte, in die Mitte zu bekommen suchten. Wohl merkten die römischen Feldherrn die List, doch gelang es ihnen nicht, die Soldaten zurückzuhalten; da einer rief, die Feinde flöhen, brach alles auf, sie zu verfolgen. In demselben Augenblicke rückte das Fußvolk der Barbaren an, wie ein wogendes, brausendes Meer. Da wusch Marius seine Hände, hob sie empor zum Himmel und gelobte den Göttern eine Hekatombe (ein großes Opfer von 100 Stieren); auch Catulus, ebenso die Hände erhebend, gelobte, er wolle dem „Glücke jenes Tages" einen Tempel weihen. Von Marius heißt es überdies, er habe, als er opferte und man ihm das getötete Tier zeigte, mit lauter Stimme gerufen: „Mein ist der Sieg!" Mitstreiter der Römer aber waren die Hitze und die Sonne, welche den Kimbern in die Augen schien. Eisenfest, wo es galt, Frost zu ertragen, und aufgewachsen in tiefschattigen und kalten Gegenden, erlagen sie der Hitze. Ihr Atem ward kurz, der Schweiß strömte ihnen vom Leibe, zum Schutz hielten sie sich die Schilde vor das Gesicht. Freilich ward auch die Schlacht im heißesten Hochsommer geliefert; nach römischer Rechnung drei Tage vor Beginn des Monats, der damals Sextilis, jetzt August heißt. Auch der Staub trug dazu bei, den Mut der Soldaten zu erhöhen, indem er die Feinde unsichtbar machte. Denn so bemerkten sie nicht schon von weitem ihre ungeheure Zahl, sondern, da jeder schnell auf seinen Gegenmann losging, wurden sie handgemein, ohne vorher durch den Anblick in Schrecken gesetzt zu sein. So kraftvoll und abgehärtet waren sie aber, daß kein Römer schwitzend oder keuchend gesehen wurde, obwohl die Schlacht bei erstickender Hitze und in stetem Laufen geliefert ward. So soll Catulus selbst zum Preise seiner Soldaten erzählt haben.

Der größte und streitbarste Teil der Feinde ward auf dem Schlachtfelde niedergehauen: hatten sich doch die Vordermänner, damit ihre Reihe nicht gesprengt würde, mit langen, an ihren Gürteln befestigten Ketten einer an den andern gebunden. Als

die Römer aber den Fliehenden bis an den Wall nachdrängten, stand ihnen ein hochtragischer Anblick bevor. Die Weiber, in schwarzen Gewändern auf den Wagen stehend, töteten die Fliehenden; die ihren Mann, jene den Bruder, jene den Vater; ihre Kinder erwürgten sie mit der Hand und warfen sie unter die Räder und die Hufe der Tiere, dann ermordeten sie sich selbst. Eine, heißt es, hatte sich an die Spitze einer Deichsel gehängt und ihre Kinder mit Stricken an ihre Füße gebunden. Die Männer legten sich Taue um den Hals und banden sich, da es an Bäumen fehlte, an den Hörnern oder Beinen der Stiere fest, stachelten sie dann und starben, da die Tiere wild aufsprangen, geschleift und zerstampft. Als der menschliche Widerstand schon zu Ende war, verteidigten noch die kimbrischen Hunde die Wagen ihrer Herren. Dennoch, obwohl der Tod so bei den Feinden hauste, wurden über 60000 gefangen genommen, die Zahl der Gefallenen ward als doppelt so groß angegeben. Das Gepäck der Feinde plünderten Marius' Soldaten.

Die große Masse des Volkes rief Marius als dritten Gründer Roms aus, da er eine Gefahr abgeschlagen hätte, nicht geringer als jene, in die Rom einst von den Galliern gestürzt war. Jeder ließ es sich im Hause mit Weib und Kindern wohl sein; der erste Bissen und der erste Trunk beim Mahle ward den Göttern und Marius geweiht.

---

2. Cäsar besiegt den Suevenkönig Ariovist. (58 v. Chr.)

Abgesandte der Gallier kamen zu Cäsar und klagten, daß Arioviſtus, der König der Germanen, in ihrem Gebiete sich niedergelassen und den dritten Teil des sequanischen Ackerlandes, welches das beste in ganz Gallien sei, in Beschlag genommen hätte und jetzt von dem zweiten Drittel die Sequaner abziehen hieße, weil vor wenigen Monaten die Haruder, vierundzwanzigtausend Mann stark, zu ihm gekommen wären, welchen Stätte und Sitz bereitet werden müßte. Geschehen werde es binnen wenigen Jahren, daß alle aus Galliens Grenzen vertrieben würden, und alle Germanen den Rhein überschritten; denn weder könne mit dem gallischen Ackerlande das germanische, noch mit der diesseitigen Lebensweise die jenseitige den Vergleich aushalten. Arioviſtus aber, seit er die gallische Heeresmacht in einer Schlacht besiegt habe, herrsche stolz und grausam. Es sei ein barbarischer, jähzorniger, tollkühner Mensch; sie könnten seine Befehle nicht länger ertragen.

Cäsar hielt es für ratsam, an Arioviſtus Geſandte zu ſchicken, die von ihm fordern ſollten, er möchte irgendeinen Ort, in der Mitte zwiſchen ihnen beiden gelegen, zu einer Unterredung beſtimmen: er wolle über den Staat und die Angelegenheiten, welche ihnen beiden die wichtigſten wären, mit ihm verhandeln. Dieſer Geſandtſchaft antwortete Arioviſtus: wenn er etwas von Cäsar brauchte, würde er zu ihm gekommen ſein; wenn jener von ihm etwas wolle, müſſe er zu ihm kommen. Es erſcheine ihm aber wunderbar, was in ſeinem Gallien, das er im Kriege beſiegt, Cäsar oder überhaupt das römiſche Volk zu tun habe. Kriegsrecht ſei es, daß die, welche geſiegt hätten, denen, welche ſie beſiegt hätten, wie ſie wollten, Befehle erteilen; auch das römiſche Volk ſei nicht gewohnt, den von ihm Beſiegten nach fremder Vorſchrift zu gebieten, ſondern nach ſeinem eigenen Gutdünken. Wenn er dem römiſchen Volke nicht vorſchriebe, wie es ſein Recht brauchen ſollte, ſo müßte er auch von dem römiſchen Volke in ſeinem Recht nicht behindert werden. Niemand habe mit ihm ohne ſein eigenes Verderben ſich gemeſſen. Wann Cäsar wolle, möge er anrücken: er werde merken, was unbeſiegte Germanen, geübt in den Waffen wie keiner, die binnen vierzehn Jahren unter kein Dach gekommen wären, an Tapferkeit vermöchten. Währenddeſſen lief bei Cäsar die Nachricht ein, hundert Gaue der Sueven hätten am Ufer des Rheins ſich niedergelaſſen, mit dem Vorhaben, den Rhein zu überſchreiten. So rückte er denn, nachdem er den Getreidebedarf, ſo ſchnell er nur irgend konnte, beſchafft hatte, in großen Tagesmärſchen auf Arioviſtus los.

Während er wenige Tage bei Beſontio des Getreidebedarfs und der Zufuhr wegen verweilte, ergriff infolge von Erkundigungen ſeitens der Unſern und Äußerungen der Gallier und der Kaufleute, welche die Germanen als Menſchen von ungeheurer Körpergröße, von unglaublicher Tapferkeit und Übung in den Waffen prieſen (ſie ſelbſt, obwohl oftmals mit ihnen zuſammengekommen, hätten doch nicht einmal ihre Mienen und die Schärfe ihres Blickes ertragen können), plötzlich ſo große Furcht das Heer, daß aller Sinn und Gedanken aus dem Gleiſe gebracht wurde. Der Schrecken ging zuerſt aus von vornehmen Offizieren, welche nur der Freundſchaft halber Cäsar aus Rom gefolgt waren und keine ſonderliche Erfahrung in Sachen des Kriegs hatten. Indem von ihnen der eine dieſen, der andere jenen Grund vorbrachte, der ſie ihrer Angabe nach zur Abreiſe zwang, baten ſie, es möchte ihnen verſtattet ſein, mit ſeiner Bewilligung ſich zu entfernen; einige blieben aus Scham zu-

rück, um dem Verdacht der Furchtsamkeit zu entgehen. Diese vermochten weder ihre Mienen zu verstellen, noch bisweilen die Tränen zurückzuhalten; versteckt in den Zelten beklagten sie entweder ihr eigenes Geschick oder jammerten mit den Freunden über die gemeinsame Gefahr. Allgemein im ganzen Lager wurden Testamente besiegelt. Durch ihre Äußerungen und Furcht wurden nach und nach auch die, welche große Erfahrung im Lagerleben hatten, Soldaten wie Offiziere und die Anführer der Reiterei in Bestürzung versetzt. Diejenigen von ihnen, die für weniger furchtsam gelten wollten, sagten: nicht den Feind scheuten sie, sie fürchteten die Engwege und die mächtigen Wälder, die zwischen ihnen und Ariovistus lägen, und daß der Getreidebedarf ihnen nicht auf die gehörige Weise zugeführt werden würde. Einige kündigten sogar Cäsar an, wenn er befehle, aus dem Lager zu rücken und die Feldzeichen vorzutragen, würden die Soldaten auf seinen Befehl nicht hören und aus Furcht die Feldzeichen nicht tragen wollen. Als er dies bemerkt hatte, berief er einen Kriegsrat, zog Anführer aller Abteilungen zu diesem Kriegsrat hinzu und schalt sie heftig. Er schloß seine Rede damit, er wolle nun, was er sonst auf einen ferneren Zeitpunkt würde aufgeschoben haben, gleich im Augenblick tun und in der nächsten Nacht um die vierte Nachtwache aufbrechen, um so bald als möglich merken zu können, ob Scham und Pflichtgefühl oder Furcht bei ihnen obwalte. Und wenn außerdem niemand ihm folgte, würde er doch mit der zehnten Legion allein aufbrechen; an ihr zweifle er nicht, und sie solle seine Leibwache sein. Dieser Legion hatte Cäsar vorzügliches Wohlwollen erwiesen und setzte ihrer Tapferkeit wegen das größte Vertrauen in sie.

Als diese Rede gehalten war, verwandelte sich die allgemeine Stimmung auf eine wunderbare Weise: der frischeste Mut und die höchste Begierde nach Kampf erfüllte die Soldaten; vor allem sagte ihm die zehnte Legion durch die Kriegstribunen Dank, daß er über sie das ehrendste Urteil gefällt hätte, und versicherte, sie sei zum Angriffe vollkommen bereit. Sodann redeten die übrigen Legionen es mit ihren Offizieren ab, sie bei Cäsar zu rechtfertigen: sie hätten weder jemals gezweifelt, noch gefürchtet, noch das Urteil über die oberste Leitung des Krieges sich selbst, sondern nur dem Feldherrn beigemessen. Nachdem er ihre Rechtfertigung angenommen, brach er um die vierte Nachtwache, wie er gesagt hatte, auf. Am siebenten Tage, da er unausgesetzt marschierte, ward er von den Kundschaftern benachrichtigt, Ariovistus' Truppen seien von den unsrigen vierundzwanzigtausend Schritt entfernt.

Mehrere Tage später rückte Arioviſtus vor und lagerte ſich ſechstauſend Schritt von Cäſars Lager am Fuße eines Berges. Am Tage danach führte er ſeine Heeresmacht an Cäſars Lager vorbei und ſchlug zweitauſend Schritt dahinter ſein Lager auf, mit der Abſicht, Cäſar das Getreide und den Mundvorrat der etwa aus dem Lande der Sequaner ihm zugeführt werden möchte, abzuſchneiden. Von dem Tage ab führte Cäſar fünf Tage hintereinander ſein Heer aus dem Lager und hielt es in Schlachtordnung aufgeſtellt, damit, wenn Arioviſtus eine Schlacht liefern wollte, ihm die Gelegenheit dazu nicht fehlte. Arioviſtus hielt alle dieſe Tage ſein Heer im Lager; Reitertreffen lieferte er täglich. Folgendes war die Kampfart, welche die Germanen ſich eingeübt hatten. Es waren ſechstauſend Reiter, mit ihnen zogen ebenſoviel Mann zu Fuß in das Treffen, ſehr gewandte und tapfere Leute, welche die Reiter aus dem ganzen Heere, jeder einen Mann, behufs ihrer eigenen Sicherheit ſich ausgeſucht hatten. Mit ihnen zogen ſie in die Schlacht, zu ihnen zogen ſich die Reiter zurück; wenn es irgendwo vorzüglich ſcharf herging, eilten ſie zuſammen dorthin; wenn einer ſchwer verwundet vom Pferde geſunken war, ſtellten ſie ſich um ihn; galt es einmal, beſonders weit vorzurücken, oder beſonders ſchnell ſich zurückzuziehen, ſo war infolge der Übung ihre Schnelligkeit ſo groß, daß ſie, an der Mähne der Pferde ſich feſthaltend, im Laufe mit ihnen Schritt hielten.

Als Cäſar einſah, daß ſich der Gegner ſtill im Lager hielt, wählte er, um nicht länger die Zufuhr ſich abſchneiden zu laſſen, jenſeits der Stelle, an welcher ſich die Germanen gelagert hatten, ungefähr ſechshundert Schritt von ihrem Lager einen paſſenden Ort und gelangte, nachdem er das Heer in drei Zügen geordnet hatte, dorthin. Den erſten und zweiten Zug hieß er unter den Waffen ſtehen, den dritten ein feſtes Lager anlegen. Dieſer Ort war von dem Feinde, wie geſagt, ungefähr ſechshundert Schritt entfernt. Dorthin ſchickte Arioviſtus ungefähr ſechzehntauſend Mann ohne Gepäck mit der geſamten Reiterei; dieſe Truppen ſollten die unſrigen in Schrecken ſetzen und an der Befeſtigungsarbeit hindern. Nichtsdeſtoweniger befahl Cäſar, wie er vorher beſtimmt hatte, zweien der drei Züge, den Feind zurückzuwerfen, dem dritten, die Schanzarbeit zu vollenden. Als das Lager befeſtigt war, ließ er daſelbſt zwei Legionen und einen Teil der Hilfstruppen; die übrigen vier führte er in das größere Lager zurück.

Am folgenden Tage ließ Cäſar, wie er immer getan hatte, aus beiden Lagern ſeine Truppen ausrücken und ſtellte vor dem

größeren Lager in geringer Entfernung die Schlachtreihe auf; er bot den Feinden die Schlacht an. Als er bemerkte, daß sie auch da noch nicht hervorkamen, führte er am Mittag das Heer in die Lager zurück. Da schickte endlich Arioviſtus einen Teil seines Heeres zum Angriff auf das kleinere Lager. Hitzig ward von beiden Seiten bis zum Abend gekämpft. Bei Sonnenuntergang führte Arioviſtus seine Mannschaft, die viele Wunden ausgeteilt und viele empfangen hatte, in das Lager zurück. Als Cäsar die Gefangenen befragte, weshalb Arioviſtus es zu keiner Schlacht kommen lasse, fand er: der Grund beruhe darin, daß bei den Germanen die Sitte herrsche, daß ihre Hausfrauen durch Los und Weissagung erklären, ob es rätlich sei, eine Schlacht zu liefern oder nicht. Diese redeten also: „Nicht sei es der Götter Wille, daß die Germanen Sieger blieben, wenn sie vor dem Neumond eine Schlacht schlügen."

Tages danach ließ Cäsar in beiden Lagern eine Besatzung, wie sie ihm hinlänglich schien; sämtliche Hilfstruppen stellte er angesichts der Feinde vor dem kleinen Lager auf, um sie als Maske zu benutzen; er selbst rückte mit den Legionen in dreifacher Schlachtreihe bis an das Lager der Feinde heran. Da endlich ließen die Germanen notgedrungen ihre Mannschaft aus dem Lager rücken und stellten sie nach Stämmen auf, in gleichen Abständen unter sich. Die ganze Schlachtreihe umgaben sie mit Wagen und Karren, damit keine Hoffnung auf Flucht bliebe. Auf diese setzten sie die Weiber, welche die zur Schlacht Ziehenden mit ausgebreiteten Armen weinend anflehten, sie möchten sie nicht den Römern zur Sklaverei überantworten.

Cäsar selbst eröffnete auf dem rechten Flügel, weil er bemerkt hatte, daß dies der am wenigsten feste Teil der Feinde war, die Schlacht. So machten denn die Unsrigen, als das Zeichen gegeben war, einen hitzigen Angriff auf die Feinde; so plötzlich und schnell stürmten auch die Feinde vorwärts, daß kein Platz blieb, die Wurfspeere auf sie zu werfen. Die Wurfspeere wurden beiseite gelegt und Mann an Mann mit den Schwertern gekämpft. Doch die Germanen hielten den Angriff mit den Schwertern aus, indem sie sich ihrer Gewohnheit gemäß in Phalanxform aufstellten. Es fanden sich unter unsern Soldaten mehrere, welche sich oben auf die Phalanxen hinaufschwangen, die Schilde mit der Hand zurückrissen und von oben herab einhieben. Als die Schlachtreihe der Feinde auf ihrem linken Flügel zum Weichen gebracht und in die Flucht geschlagen war, brachten sie mit dem rechten Flügel durch die Masse der ihrigen unsere Schlachtreihe in große Bedrängnis. Als dies der

junge Publius Crassus, welcher die Reiterei befehligte, bemerkt hatte, schickte er, da er sich leichter bewegen konnte als die, welche in der Schlachtreihe standen, die dritte Schlachtreihe der Unsrigen in der Not zu Hilfe.

So ward die Schlacht wieder hergestellt: die Feinde wandten sich sämtlich zur Flucht und hörten nicht eher auf zu fliehen, als bis sie an den Rheinstrom — von jener Stelle ungefähr fünftausend Schritt — gelangten. Nur wenige waren es, die dort entweder im Vertrauen auf ihre Kräfte hinüberzuschwimmen sich bemühten, oder dadurch, daß sie Kähne auffanden, ihr Leben retteten. Unter letzteren war Arioviſtus, der ein kleines Boot am Ufer antraf und auf ihm entkam; die übrigen alle holten unsere Reiter durch ihre Schnelligkeit ein und töteten sie.

---

3. Cäsar geht über den Rhein. (55 v. Chr.)

Als der Germanenkrieg zu Ende gebracht war, kam Cäsar aus vielen Gründen zu der Überzeugung, über den Rhein gehen zu müssen. Der vollgültigste Grund war, weil er wollte, daß die Germanen, die so leicht zu bewegen waren, nach Gallien zu kommen, für sich selbst fürchten lernten, wenn sie merkten, es vermöge und wage ein Heer des römischen Volkes über den Rhein zu rücken.

Als Cäsar Boten in das Land der Sigambrer schickte, mit der Forderung, die, welche mit ihm und Gallien Krieg angefangen hätten, ihm auszuliefern, antworteten sie: des römischen Volkes Herrschaft begrenze der Rhein; wenn er es nicht für billig hielte, daß Germanen wider seinen Willen nach Gallien hinüberzögen, weshalb er denn irgendwie Herrschaft oder Gewalt jenseits des Rheins für sich in Anspruch nähme? Die Ubier aber, welche allein von den Überrheinischen Gesandte an Cäsar geschickt, Freundschaft geschlossen und Geiseln gestellt hatten, baten dringend, er möchte ihnen zu Hilfe kommen, da sie von den Sueven hart bedrängt würden. Wenn er aber durch die Dienste, die er dem Staate zu leisten hätte, dies zu tun verhindert wäre, so möchte er wenigstens sein Heer über den Rhein führen; dies würde hinreichen, ihnen Hilfe und Hoffnung für die Zukunft zu gewähren. So groß sei auch bei den fernsten Stämmen der Germanen der Name und das Ansehen seines Heeres, seit es den Arioviſtus geschlagen, daß sie durch die Freundschaft des römischen Volkes hinlänglich gesichert werden

könnten. Schiffe, um das Heer hinüberzuschaffen, versprachen sie in großer Anzahl.

Cäsar hatte beschlossen, über den Rhein zu gehen; aber auf Schiffen überzusetzen, das hielt er weder für hinlänglich sicher, noch achtete er es seiner und des römischen Volkes Würde angemessen. So meinte er denn, obwohl ihm vor Augen stand, wie höchst schwierig es war, eine Brücke zu schlagen, wegen der Breite, Gewalt und Tiefe des Stroms, dennoch dies durchsetzen, oder sonst das Heer gar nicht hinüberführen zu müssen. Die Anlage der Brücke richtete er folgendermaßen ein: Zwei Balken von anderthalb Fuß Dicke, unten ein wenig zugespitzt und nach der Tiefe des Stromes berechnet, rammte er paarweise ein, zwei Fuß auseinander. Wenn er diese vermittelst Maschinen in den Fluß gesenkt, fest gerichtet und unter die Ramme gebracht hatte, nicht gerade nach der Richtschnur wie gewöhnliche Brückenpfähle, sondern schräg und giebelförmig geneigt, so daß sie der Strömung des Flusses gleichsam nachgaben, so stellte er ihnen gegenüber wiederum zwei auf, ebenso gekoppelt, in einem Abstand von 40 Fuß stromabwärts, der Macht und dem Andrang des Stromes entgegengewandt. Zwischen je zwei Pfähle wurden Balken von zwei Fuß — so groß war der Abstand der zwei zu einem Paare gehörigen Pfähle — eingesetzt; diese erhielten, an beiden Enden durch doppelte Klammern festgehalten, die Pfähle stets im gleichen Abstande. Auf diese Weise wurden die Pfähle auseinandergehalten und in ihrer geneigten Stellung noch befestigt. (Durch sehr starke Querbalken wurden dann je zwei gegenüber stehende Pfahlpaare verbunden. So entstanden festgefügte Brückenjoche, die große Lasten tragen und dem Strom sicher standhalten konnten.) Dies Gerüst ward oben durch der Länge nach aufgelegte Balken überdeckt und mit langen Stangen und Flechtwerk belegt. Außerdem wurden noch weiter stromabwärts Pfähle schief eingerammt, die, wie eine Wand vorgezogen und mit der ganzen Anlage in Verbindung gebracht, dem Andrange des Stromes begegnen helfen sollten. Ebenso andere oberhalb der Brücke in mäßigem Abstande, damit, wenn die Barbaren etwa Baumstämme oder Schiffe hinabtreiben ließen, um die Brücke zu sprengen, durch diese Schutzlinie die Gewalt dieser Dinge gebrochen würde und sie der Brücke nicht Schaden täten.

Als binnen zehn Tagen, nachdem man angefangen hatte, das Bauholz heranzuschaffen, dies ganze Werk zustande gebracht war, wird das Heer hinübergeführt. Cäsar läßt an beiden Enden der Brücke eine starke Besatzung zurück und eilt in das

Gebiet der Sigambrer. Unterdessen kommen aus mehreren Gemeinden Gesandte zu ihm, die um Frieden und Freundschaft bitten. Er antwortet ihnen huldreich und heißt sie Geiseln zu ihm bringen. Doch die Sigambrer, die sich seit der Zeit, da der Brückenbau begonnen war, zur Flucht gerüstet hatten, waren auf Anmahnen der Tenchtherer und Usipeter, die sich bei ihnen aufhielten, aus ihrem Gebiet ausgezogen, hatten alles ihrige fortgeschafft und sich in Einöden und Wälder versteckt.

Nachdem Cäsar wenige Tage in ihrem Lande verweilt, alle Dörfer und Gebäude angesteckt und das Getreide niedergemäht hatte, zog er sich in das Gebiet der Ubier zurück. Er versprach ihnen seinen Beistand, wenn sie von den Sueven bedrängt würden und erfuhr von ihnen folgendes: die Sueven hätten, nachdem sie durch Kundschafter vernommen, daß die Brücke geschlagen ward, nach ihrer Sitte einen Rat gehalten und Boten nach allen Seiten hin ausgeschickt: man sollte die Ortschaften verlassen, Kinder, Weiber und alle Habe in den Wäldern bergen; alle, die Waffen tragen könnten, sollten an einem bestimmten Platze zusammenkommen; dazu wäre etwa die Mitte ihres Gebietes bestimmt worden; dort hätten sie der Römer Anrücken abzuwarten und den entscheidenden Kampf zu liefern beschlossen. Als dies Cäsar erfuhr, glaubte er, da er alles das ausgerichtet, um dessenwillen das Heer hinübergeführt war (um den Germanen Schrecken einzujagen, die Sigambrer zu strafen, die Ubier aus der Bedrängnis zu befreien), nachdem er im ganzen achtzehn Tage jenseits des Rheins zugebracht hatte, genug Ruhm und Vorteil erzielt zu haben; er zog sich nach Gallien zurück und brach die Brücke ab.

---

4. Was Cäsar über die Lebensweise der Germanen berichtet.

Ihr ganzes Leben dreht sich um Jagden und Übungen zum Kriege; von klein auf gehen sie auf Arbeit und Abhärtung aus. Um Ackerbau kümmern sie sich nicht; der größte Teil ihrer Nahrung besteht in Milch, Käse und Fleisch. Auch hat keiner ein bestimmtes Maß Ackerland oder eigenen Grundbesitz; sondern die Obrigkeit und die Fürsten weisen immer auf ein Jahr den Stämmen und den Sippschaften, die unter sich zusammengetreten sind, Ackerland an, so viel und wo es ihnen gut dünkt, und zwingen sie, das Jahr danach anderswo überzusiedeln. Dafür bringen sie viele Gründe bei: damit sie nicht, durch stete Gewohnheit verlockt, den Kriegseifer gegen Ackerbau vertauschten; damit sie nicht weiten Grundbesitz zu erwerben trachteten und

die Mächtigeren die Niederen aus ihren Besitzungen verdrängten; damit sie nicht mit zu großer Sorglichkeit zum Schutz gegen Kälte und Hitze bauten; damit nicht etwa Geldgier aufkäme, woraus Parteiung und Zwietracht entstehe; damit sie das niedere Volk in guter Stimmung erhielten, wenn jeder sähe, daß sein Besitz mit dem der Mächtigsten gleich stände.

Der Gemeinden größter Ruhm ist es, in möglichst weitem Umkreise das Land verheert und Einöden rings um sich zu haben. Das halten sie für ein Kennzeichen der Tapferkeit, daß die Grenznachbarn, aus ihren Ländereien vertrieben, zurückweichen, und niemand in der Nähe Fuß zu fassen vermag; zugleich, meinen sie, würden sie dadurch gesichert sein und die Furcht vor einem plötzlichen Einfalle schwinden.

Wenn eine Gemeinde Krieg, den man mit ihr angefangen hat, abwehrt, oder selbst Krieg anfängt, so wird zur Leitung des Kriegs eine Obrigkeit gewählt, mit der Befugnis, über Leben und Tod zu entscheiden. Im Frieden gibt es keine gemeinsame Obrigkeit, sondern die Fürsten der Landschaften und Gaue sprechen unter den Ihrigen Recht und legen die Zwiste bei. Auf Räubereien steht keine Schande, wenn sie außerhalb des Gebiets der betreffenden Gemeinde vorfallen; ja, sie sprechen es ohne Hehl aus, sie würden unternommen, um die Jugend zu üben und die Trägheit zu mindern. Und hat einer der Fürsten in der Ratsversammlung erklärt, er wolle Führer sein, wer folgen wolle, möge sich melden, so stehen die auf, welche die Sache und den Mann gutheißen, versprechen ihren Beistand und werden von der Menge gelobt; die von ihnen, welche dann nicht gefolgt sind, werden als Ausreißer und Verräter betrachtet, und in allen Dingen wird ihnen nachher Zutrauen verweigert. Gastfreunde zu verletzen, halten sie für sündlich; wer aus irgendeinem Grunde zu ihnen kommt, den schützen sie vor Unbill und halten ihn heilig; solchen Gästen sind alle Häuser geöffnet, und man teilt mit ihnen die Nahrung.

Der Stamm der Sueven ist bei weitem der größte und kriegerischste von allen Germanen. Sie haben, wie es heißt, hundert Gaue; aus jedem lassen sie alljährlich tausend Mann Bewaffnete, um Krieg zu führen, aus ihrem Gebiet ausziehen. Die übrigen, welche zu Hause geblieben sind, ernähren sich und jene. Diese wiederum stehen zur Abwechslung das Jahr darauf unter den Waffen; dann bleiben jene zu Hause. So wird weder der Ackerbau, noch Geschick und Übung im Kriege je außer acht gelassen. Übrigens bildet das Getreide keinen großen Teil ihrer Nahrung, den größten Teil bildet Milch und Fleisch; auch sind

sie viel auf der Jagd. Dies nährt, durch die Art der Speise und die tägliche Übung und die Ungebundenheit des Lebens — indem sie, von Kind auf an keine Pflicht und Zucht gewöhnt, durchaus gar nichts wider ihren Willen tun — die Kräfte und macht sie zu Menschen von ungeheurer Körpergröße. Überdies haben sie sich der Gewohnheit ergeben, in dem kalten Lande gar keine Kleidung zu tragen, außer Fellen, deren Kleinheit einen großen Teil ihres Körpers bloß läßt, und sich in den Flüssen zu baden.

Kaufleuten verstatten sie mehr deshalb den Zugang, um Gelegenheit zu haben, was sie im Kriege erbeuteten, zu verkaufen, als daß sie nach der Einfuhr von irgend etwas Verlangen trügen. Sogar von Zugvieh, das der Gallier größte Freude ausmacht und um beträchtlichen Preis von ihnen gekauft wird, brauchen die Germanen keine eingeführten Stücke; sondern, wie sie bei ihnen gezogen werden, schlecht gebaut und mißgestaltet, machen sie sie durch tägliche Übung der größten Anstrengungen fähig. In den Reitertreffen springen sie oft von den Pferden herunter und kämpfen zu Fuß; sie gewöhnen die Pferde, auf demselben Punkt stehen zu bleiben; zu ihnen ziehen sie sich, wenn es rätlich ist, eilends zurück. Nichts gilt nach ihren Sitten für schimpflicher und mattherziger, als Sättel zu gebrauchen. Daher wagen sie, wenn sie auch nur wenige sind, auf jedwede Anzahl Reiter, die in Sätteln sitzen, loszugehen. Wein lassen sie durchaus nicht zu sich einführen, weil sie meinen, daß dadurch die Leute zur Ertragung von Anstrengungen zu weichlich und weibisch gemacht werden.

Auf der einen Seite von der Suevengrenze ab liegen ungefähr sechzigtausend Schritt Ackerland brach. Auf der andern Seite schließen sich die Ubier an, einst eine — nach germanischen Begriffen — umfangreiche und blühende Gemeinde und etwas menschlicher, als die übrigen desselben Völkerstammes, deshalb, weil sie an den Rhein stoßen und Kaufleute viel bei ihnen aus- und eingehen, und sie sich auch selbst wegen der Nachbarschaft an die gallischen Sitten gewöhnt haben. Obwohl die Sueven, die sich in vielen Kriegen mit ihnen maßen, sie wegen der Größe und Bedeutsamkeit der Gemeinde nicht aus ihrem Gebiet zu verdrängen vermochten, haben sie sie dennoch zinspflichtig gemacht und ihre Stellung und Macht sehr verringert.

---

5. Varus und Armin.

Varus Quinctilius stammte aus einer Familie, die mehr durch ihre Abstammung als durch Verdienste geadelt war; ein Mann von milder Natur, ruhigem Charakter, körperlich wie geistig etwas unbeweglich, mehr an die Muße des Lagerlebens, als an den Felddienst gewöhnt. Wie wenig er Verächter des Geldes war, bezeugte Syrien, das er verwaltet hatte; arm war er in das reiche Land gekommen, reich verließ er ein armes Land. Als er das Heer, welches in Germanien stand, befehligte, kam er zu der Anschauung, die Menschen hätten außer der Sprache und den Gliedmaßen nichts von einem Menschen. Aber, meinte er, wer sich mit dem Schwerte nicht überwältigen lasse, dem könne man mit dem römischen Rechtsgebrauche beikommen. Mit solchen Vorsätzen kam er in die Mitte von Germanien und verbrachte die Sommerzeit mit Rechtsprechen und ordnungsmäßigen Verhandlungen vor seinem Richterstuhle, als wäre er unter Menschen, die sich der Süßigkeit des Friedens erfreuten.

Doch jene, — was, wer es nicht selbst erfahren hat, kaum glauben wird — bei der höchsten Wildheit durch und durch verschlagene Köpfe und ein Geschlecht wie geschaffen zum Lügen, spiegelten ihm ganze Reihen von ersonnenen Rechtshändeln vor; bald belangte einer den andern ohne Grund, bald sagten sie ihm Dank, daß er alles mit römischer Gerechtigkeit entschiede, daß ihre Wildheit jetzt durch die neue, unbekannte Zucht und Ordnung schon nachzulassen anfinge und daß, was sonst mit den Waffen ausgemacht zu werden pflegte, nunmehr nach Recht und Billigkeit auseinandergesetzt würde. So verführten sie Quinctilius zu der höchsten Sorglosigkeit; so sehr, daß er glaubte, als Stadtprätor auf dem Forum Roms Recht zu sprechen, nicht mitten in deutschen Landen ein Heer zu befehligen.

Ein Jüngling von edlem Geschlechte, tapferer Hand, schnellem Sinne, gewandt im Geist, mehr als sonst Barbaren es sind, namens Armin, Sohn des Sigimer, eines Fürsten des Cheruskerstammes, aus dessen Antlitz und Augen geistiges Feuer leuchtete, der unser steter Begleiter auf den früheren Feldzügen gewesen war und neben dem römischen Bürgerrechte den Rang eines römischen Ritters inne hatte, benutzte des Feldherrn Schläfrigkeit zu einer Freveltat. Zuerst weihte er wenige, bald mehrere als Genossen in seine Pläne ein; daß es möglich sei, die Römer zu überwältigen, behauptet er mit Zuversicht und überzeugt davon auch seine Gefährten. Unmittelbar an den Beschluß knüpft er die Tat; er bestimmt eine Zeit zum Überfalle.

Dies wird Varus durch einen aus jenem Stamme, einen treuen Mann von angesehenem Namen, Segest, angezeigt. Varus entgegnet, er könne das nicht glauben; übrigens, erklärte er, wisse er den Beweis von guter Gesinnung gegen ihn nach Gebühr zu schätzen. Nach der ersten Anzeige blieb zu einer zweiten schon keine Zeit mehr.

---

6. Die Schlacht im Teutoburger Walde. (9 n. Chr.)

Die Römer hatten in dem Lande zwischen Rhein und Weser einige Punkte, nicht auf einmal, sondern wie es sich gerade traf, in ihre Gewalt gebracht, weshalb auch keine geschichtliche Aufzeichnung darüber vorhanden ist. Römische Soldaten lagen dort im Winterquartiere, Städte entstanden, und die Barbaren wurden durch römische Sitten wie umgewandelt; Märkte wurden eröffnet und friedlicher Verkehr mit ihnen unterhalten. Doch nicht hatten sie die Sitten ihrer Väter, ihre angeborene Art, ihr freies Leben und die Macht, welche ihnen die Waffen gaben, vergessen. So lange sie ganz allmählich und mit geduldiger Behutsamkeit umgebildet wurden, empfanden sie die Veränderung ihrer Lebensart nicht drückend und merkten es selbst nicht, wie sie andere wurden. Als aber Varus Quintilius, der, nachdem er Syrien verwaltet hatte, zum Oberbefehlshaber in Germanien ernannt war und die dortigen Verhältnisse als höchste Behörde ordnete, sie mit größerer Schnelligkeit und mehr Nachdruck umwandeln wollte, ihnen Befehle wie Sklaven erteilte und, wie von Untergebenen, Geldzahlungen forderte, ertrugen sie es nicht, Fürsten so wenig wie Volk; jene, weil sie nach ihrer früheren Macht Begehr trugen, dieses, weil es die gewohnte Ordnung der Dinge fremder Zwingherrschaft vorzog. Einen offenen Aufstand wagten sie nicht, weil sie sahen, daß die Römer zahlreich am Rhein, zahlreich auch in ihrem eigenen Lande standen; sondern indem sie Varus bereitwillig aufnahmen, als würden sie alles tun, was ihnen befohlen würde, lockten sie ihn weit ab vom Rhein in das Land der Cherusker und an die Weser. Da sie auch dort in Friede und Freundschaft mit ihm lebten, brachten sie ihn zu dem Glauben, sie könnten Sklaven sein, auch ohne Soldaten.

So hielt denn Varus seine Heeresmacht nicht, wie es in Feindesland sich gehörte, beisammen, sondern überließ die Soldaten scharenweise hilfsbedürftigen Leuten, die darum baten; bald um irgendeinen festen Platz zu bewachen; bald um Räuber einzufangen; bald um Getreidetransporte zu begleiten. Die

hauptsächlichsten Verschworenen, welche bei dem Anschlage wie nachher im Kriege anführten, waren, neben andern, Armin und Segimer; beide waren stets um Varus und oft an seiner Tafel. Während er daher gutes Mutes war und nichts Arges erwartete, und allen denen, welche argwöhnten, was geschah, und ihm zur Vorsicht rieten, nicht allein gar keinen Glauben schenkte, sondern sie schalt, als ob sie sich vergebens ängstigten und jene mit Unrecht verleumdeten, empörten sich der Verabredung gemäß zuerst einige von denen, welche weiter ab wohnten; damit Varus, wenn er gegen sie zöge, auf dem Marsche, zumal er in Freundesland zu sein glaubte, leichter beizukommen wäre, und er nicht etwa, wenn alle zugleich plötzlich den Krieg erklärten, sich durch Vorsicht sicherte. So geschah es. Als er aufbrach, ließen sie ihn vorausziehen und blieben zurück, angeblich um Bundesgenossen zu werben und sodann binnen kurzem zu ihm zu stoßen. Nachdem sie die Hilfsmacht, welche schon an einem bestimmten Platze bereit stand, herangezogen und die bei ihnen befindlichen Soldaten getötet hatten, rückten sie auf ihn an, als er schon mitten in den Waldungen steckte, wo kaum ein Ausgang zu finden ist. Mit einem Schlage zeigten sie da, daß sie Feinde sein wollten, nicht Untergebene, und vollbrachten viele furchtbare Taten.

Denn die Berge waren schluchtenreich und zerklüftet, die Waldungen dicht und voll riesiger Stämme, so daß die Römer, bevor noch die Feinde sich auf sie stürzten, Not genug hatten, sie zu fällen, Wege zu bahnen und, wo es not tat, Brücken zu legen. Auch viele Wagen und Lasttiere führten sie mit sich — es war ja Frieden; überdies begleiteten sie nicht wenige Kinder und Weiber und ein zahlreicher Troß, so daß sie auch deshalb schon ohne Ordnung und zerstreut marschierten. Dazu kamen, um sie noch mehr auseinanderzubringen, Regen und starker Wind; der Boden selbst verstattete ihnen nur unsicheren Tritt, indem man leicht über Wurzeln und Baumstümpfe fiel; auch die Äste, welche abbrachen und herunterstürzten, brachten sie in Unordnung. Während sich so die Römer in hilfloser Lage befanden, umzingelten sie plötzlich die Barbaren von allen Seiten, immer durch das dichteste Gestrüpp, da sie ja der Fußpfade kundig waren. Anfangs schleuderten sie von weitem Geschosse, danach aber, als sich keiner wehrte und viele verwundet wurden, rückten sie dicht an sie heran. Denn da die Truppen nicht in geordnetem Zuge, sondern in buntem Gemisch zwischen Wagen und Unbewaffneten marschierten, konnten sie sich nicht leicht auf einem Punkte sammeln und waren im einzelnen immer

schwächer an Zahl, als die angreifenden Barbaren; daher litten sie viel, ohne es vergelten zu können.

So schlugen sie denn dort, als sie — soweit es in einem dichtbewaldeten Gebirge überhaupt möglich war — einen passenden Platz gefunden hatten, ein Lager auf. Die Mehrzahl der Wagen und was ihnen sonst nicht durchaus notwendig war, verbrannten sie oder ließen es im Stich und zogen am andern Tage in besserer Ordnung weiter, bis sie wirklich an eine lichtere Stelle gelangten; doch kamen sie nicht los, ohne Blut zu lassen. Als sie aber, von dort aufgebrochen, wiederum in die Waldungen gerieten, wehrten sie sich zwar gegen die, welche auf sie eindrangen, gerieten aber gerade auch dadurch in nicht geringe Not. Denn indem sie sich auf einen engen Raum zusammendrängten damit das Fußvolk und die Reiterei zugleich mit voller Macht sich auf den Feind stürzen könnten, hatten sie unter sich, einer von dem andern, und alle von den Bäumen viel zu leiden. Kaum hatten sie sich mit Anbruch des dritten Tages auf den Weg gemacht, als heftiger Regen und starker Wind hereinbrach, der ihnen weder vorzurücken, noch festen Fuß zu fassen verstattete, ja sogar den Gebrauch der Waffen benahm. Denn weder Bogen noch Pfeile, noch die Wurfspeere, noch die Schilde — die ja von Regen durchnäßt waren — konnten sie ordentlich gebrauchen. Die Feinde, die der Mehrzahl nach leicht bewaffnet waren und ohne Bedenken angreifen oder sich zurückziehen konnten, wie sie wollten, wurden von dergleichen Unfällen natürlich weniger betroffen. Überdies waren sie weit stärker an Zahl, da auch von denen, welche anfangs noch unschlüssig waren, viele schon um der Beute willen zu ihnen stießen; deshalb konnten sie jene, deren Zahl bereits verringert war — denn viele waren in dem bisherigen Kampfe umgekommen — um so leichter umzingeln und niederhauen. Darum vollbrachten Varus und die andern angesehensten Männer aus Furcht, entweder gefangen zu werden oder unter den Händen erbitterter Feinde zu sterben (verwundet waren sie schon) eine furchtbare, aber notwendige Tat: sie töteten sich selbst.

Als dies bekannt ward, wehrte sich auch von den andern keiner mehr, wenn es ihm auch nicht an Kraft gefehlt hätte. Die einen folgten dem Beispiel ihres Anführers, die andern warfen die Waffen fort und ließen sich von dem ersten besten umbringen; fliehen konnte keiner, hätte er es auch noch so gern gewollt. So ward denn alles ohne Scheu niedergehauen, Männer und Rosse.

Nichts Blutigeres gab es je, als das Schlachten dort in den

Sümpfen und Wäldern, nichts Unerträglicheres, als den Hohn der Barbaren. Vorzugsweise hatten sie es auf die Rechtsgelehrten abgesehen; einigen stachen sie die Augen aus, andern schnitten sie die Hände ab, einem nähten sie den Mund zu, nachdem sie ihm die Zunge ausgerissen hatten; diese nahm einer der Barbaren in die Hand und sprach: „Nun endlich höre auf zu zischen, du Schlange!“ — Auch die Leiche des Varus selbst, welche die Soldaten in frommem Pflichtgefühl unter die Erde geborgen hatten, ward ausgegraben. Feldzeichen und zwei Adler sind noch jetzt im Besitz der Barbaren; den dritten riß der Fahnenträger, bevor er in die Hände der Feinde geriet, von der Stange und versteckte ihn unter seinem Gürtel; so verbarg er sich in dem blutigen Sumpfe. Durch diese Niederlage geschah es, daß das Reich, welches am Gestade des Ozeans nicht hatte Halt machen wollen, nunmehr am Ufer des Rheinstroms stillstand.

Kaiser Augustus soll so niedergeschlagen gewesen sein, daß er ganze Monate Haar und Bart lang wachsen ließ, bisweilen den Kopf gegen die Tür stieß mit dem Rufe: „Quinctilius Varus, gib mir die Legionen wieder!“ und den Tag der Niederlage alljährlich als einen Tag tiefer Trauer beging.

---

7. Germanikus im Teutoburger Walde. (15 n. Chr.)

Den Cäsar ergriff das Verlangen, den Soldaten und dem Feldherrn die letzte Ehre zu erweisen; auch das gesamte anwesende Heer war zur Wehmut gestimmt, im Gedanken an Verwandte, an Freunde, an des Krieges Wechselfälle endlich und der Menschen Los. Nachdem Cäcina vorangeschickt war, um das Dunkel der Waldgebirge zu durchforschen und Brücken und Dämme in dem feuchten Sumpflande und den trügerischen Ebenen anzulegen, betraten sie die Stätten der Trauer, finster dem Auge wie der Erinnerung. — Das erste Lager des Varus mit seinem weiten Umfange und den wohlabgesteckten Quartieren erschien deutlich als dreier Legionen Werk; sodann gab ein halb eingestürzter Wall und flacher Graben zu erkennen, daß dort die schon halbvernichteten Reste Fuß gefaßt hatten; inmitten der Ebene lagen ihre gebleichten Gebeine: wie sie sich geflüchtet, wie sie Widerstand geleistet hatten, zerstreut oder aufgehäuft. Daneben lagen Bruchstücke von Waffen und Gliedmaßen von Pferden; zugleich hingen an Baumstämmen angeheftet die Köpfe. In den nahen Hainen fand man die barbarischen Altäre, an denen sie die höheren Offiziere hingeschlachtet hatten. Und die,

welche übriggeblieben waren von jener Niederlage, aus der Schlacht oder den Fesseln entkommen, berichteten: hier seien die Legaten gefallen, dort die Adler ihnen entrissen; wo Varus die erste Wunde beigebracht ward, wo er durch seine unselige Rechte und eigenen Stoß den Tod fand, von welcher Erhöhung herab Arminius redete, wie viele Galgen für die Gefangenen angelegt wurden, wie viele Gruben, und wie er die Feldzeichen und Adler frech verspottete.

So brachte denn das anwesende römische Heer sechs Jahre nach der Niederlage die Gebeine der drei Legionen allesamt wie Verbündete, wie Verwandte zur Ruhe, da keiner unterscheiden konnte, ob er fremde oder der Seinen Reste mit Erde bedeckte — mit gesteigertem Zorn gegen die Feinde, tief betrübt zugleich und tief erbittert. Die erste Rasensode bei Errichtung des Grabhügels legte der Cäsar: den Toten ein willkommener Dienst, den Anwesenden ein Zeichen, wie sehr er ihren Schmerz teilte. Tiberius billigte dies nicht: sei es, weil er bei Germanikus alles mißgünstig auslegte, sei es, weil er glaubte, das Heer wäre durch das Bild der Erschlagenen und Unbestatteten träger gemacht zur Schlacht und zaghafter gegen die Feinde.

---

8. Von den Chauken an der Nordseeküste.

Plinius erzählt: Wir haben im Norden die Stämme der Chauker gesehen, die größeren und die kleineren genannt. Dort dringt Tag und Nacht zweimal in ungeheurer Weite der Ozean mit unermeßlichem Wogenschwall gewaltig an, und begräbt unter seinen Fluten den ewigen Streit der Schöpfung: ob Meer, ob Land, keiner vermag es zu sagen. Dort hat das unglückliche Volk Höhen oder Erdhügel inne, die es mit eigener Hand aufgeworfen hat; es weiß ja aus Erfahrung, wie hoch die höchste Flut steigt. Darauf stehen ihre Hütten: Seefahrern gleichen sie, wenn die See das Land umher bedeckt, Schiffbrüchigen, wenn sie zurückgetreten ist. Rings um ihre Hütten machen sie Jagd auf die Fische, welche mit dem Meer entfliehen. Nicht ist es ihnen geworden, Vieh sich zu halten und von Milch zu leben, wie ihren Nachbarn, selbst nicht einmal den Kampf mit wilden Tieren zu bestehen; denn weit umher gedeiht kein Strauch. Aus Schilf und Riedgras flechten sie Stricke, um Netze für die Fische auszuspannen. Mit ihren Händen sammeln sie Schlamm, den sie dann mehr am Winde als an der Sonne trocknen; mit dieser Erde kochen sie ihre Speise, damit erwärmen sie sich,

wenn ihre Glieder von Frost starren. Ihr einziges Getränk ist das Regenwasser, welches sie in Gruben und in dem Vorhof ihres Hauses aufbewahren. Und wenn diese Stämme heute von dem römischen Volke besiegt werden, so klagen sie über Knechtschaft! So ist es fürwahr: viele schont das Geschick, um sie zu strafen.

Ein anderes Wunder bieten die Wälder. Wald erfüllt das ganze übrige Germanien und mehrt die Kälte durch tiefen Schatten; die höchste Waldung aber ist nicht weit von den oben genannten Chaukern, besonders rings um zwei Seen. Das Gestade selbst ist mit Eichen besetzt, die ein ungeheures Wachstum haben. Von den Fluten untergraben oder vom Sturme fortgerissen, reißen sie große Inseln mit sich fort, welche ihre Wurzeln umfassen. So treiben sie, geradestehend, auf dem Meere; wie Takelwerk erscheinen ihre gewaltigen Äste. Oft sind durch sie unsere Flotten in Schrecken gesetzt, wenn sie von den Fluten, als ob es Absicht wäre, bei Nacht gegen unsere Schiffe getrieben wurden, die dann, da man kein Mittel dagegen wußte, den Bäumen eine förmliche Seeschlacht liefern mußten.

---

9. Die Römer an der deutschen Nordseeküste. (16 n. Chr.)

Germanikus übergab von den Legionen, die er zu Schiffe nach Germanien geschafft hatte, die zweite und vierzehnte dem Publius Vitellius, damit er sie den Landweg führe und damit so die Flotte leichter über das seichte Meer dahinglitte oder, wenn es zurückebbte, ohne Gefahr auf den Watten warten könne. Vitellius hatte zuerst auf trockenem Boden oder bei mäßigem Andrang der Flut einen ruhigen Marsch. Es war aber die Zeit der Tag- und Nachtgleiche im Herbst, in der die Nordsee am stärksten anschwillt. Da erhob sich ein Sturm aus Nordwest, und das Hochwasser brachte den Heereszug in wüste Unordnung. Das Land wurde überflutet. Das heranspülende Meer, das Ufer, die Ebene, eins sah aus, wie das andere; keiner konnte Sumpf und festes Land, flache und tiefe Stellen unterscheiden. Zugvieh und Gepäck wurden von den Fluten umgeworfen und vom Strudel verschlungen; tote Körper schwimmen dazwischen umher und versperren den Weg. Ganze Abteilungen geraten durcheinander, bald bis an die Brust, bald bis an den Mund im Wasser, bisweilen, wenn sie den Boden unter ihren Füßen verloren, auseinandergesprengt oder untersinkend. Kein Befehl, kein gegenseitiger Zuruf half, die rauschenden Wellen verschlangen

die menschliche Stimme. Nichts unterschied mehr den Tatkräftigen von dem Feigling, den Umsichtigen von dem Einsichtslosen, Überlegung vom blinden Zufall; alles wurde fortgerissen von der gleichen Gewalt. Endlich arbeitete sich Vitellius auf höher gelegenes Land hinauf und rettete dorthin seine Truppen. Da übernachteten sie ohne Gerät, ohne Feuer, viele nackt oder mit verletzten Gliedern, bedauernswerter fast als die, welche der Feind umzingelt hat. Denn diese haben wenigstens die Möglichkeit, ehrenvoll zu fallen, jener harrte nichts als ruhmloser Untergang. Mit der Sonne tauchte wieder das feste Land empor, und man gelangte bis an einen Fluß, wohin der Cäsar selbst mit der Flotte gekommen war. Dann wurden die Legionen eingeschifft, die man nach einem Gerücht schon ertrunken wähnte. Ja, man glaubte an ihre Rettung nicht eher, als man den Germanikus mit ihnen zurückkehren sah.

---

10. Die Schlacht bei Idistaviso. (16 n. Chr.)

Der Weserfluß strömte zwischen den Römern und den Cheruskern. An sein Ufer trat nebst den übrigen Edlen Armin. Nachdem ihm auf seine Frage: ob der Cäsar gekommen sei? geantwortet war: er sei da, bat er, man möchte ihm ein Gespräch mit seinem Bruder verstatten. Dieser befand sich bei dem Heere — man hieß ihn Flavus — allbekannt wegen seiner Treue und wegen einer Verwundung, die ihm wenige Jahre zuvor, als Tiberius Feldherr war, das eine Auge geraubt hatte. Man verstattete es. Er tritt vor und wird von Armin begrüßt. Nachdem er selbst seine Begleiter entfernt, verlangt Armin, die Bogenschützen, die an unserm Ufer aufgestellt waren, sollten fortgehen. Als sie abgezogen, fragte er den Bruder: woher sein Gesicht so entstellt sei? Da jener ihm den Ort und die Schlacht angibt, erkundigt er sich: welche Belohnung er empfangen habe? Flavus erwähnt seine Solderhöhung, die Kette, den Kranz und andere Dienstauszeichnungen, während Armin höhnt: wie billig doch die Knechtschaft zu kaufen sei.

Dann reden sie gegeneinander: jener, von der Römergröße, von des Cäsars Macht, wie der Besiegte schwere Strafen, wer sich zur Ergebung entschlösse, Gnade zu erwarten habe; auch Armins Gattin und sein Sohn würden nicht als Feinde behandelt; dieser, von des Vaterlandes Recht, von der angestammten Freiheit, von Germaniens heimischen Göttern. Die Mutter einte ihre Bitten mit den seinigen, er möchte doch nicht aus

eigner Wahl sein Haus, seine Verwandten, ja seinen ganzen Stamm verlassen und verraten, anstatt ihr Herr und Führer zu sein. — So kam es allmählich unter ihnen zu heftigen Scheltworten, und selbst der Fluß, der dazwischen lag, würde sie nicht gehemmt haben, handgemein zu werden, wenn nicht Stertinius, schnell herbeieilend, den Flavus, der zornerfüllt seine Waffen und sein Pferd forderte, angehalten hätte. Man hörte, wie gegenüber Armin drohte und eine Schlacht ankündigte; denn häufig mengte er lateinische Worte mit ein, da er ja im römischen Lager als Anführer seiner Landsleute gedient hatte.

Germanikus ging in den nächsten Tagen über die Weser und erfuhr aus der Angabe eines Überläufers den Ort, den Armin zum Kampfe ausgewählt hatte; auch andere Stämme wären in einem dem Herkules heiligen Walde zusammengekommen und würden bei Nacht einen Sturm auf das Lager wagen. Er traute dem Angeber; auch sah man die Wachtfeuer, und Kundschafter, die sich näher herangeschlichen hatten, hinterbrachten: man höre das Schnauben der Pferde und das dumpfe Lärmen einer ungeheuren, ordnungslosen Menschenmasse. Da so die gefahrvolle Stunde der Entscheidung nahe war, hielt er es für nötig, der Soldaten Gesinnung zu erkunden, und überlegte bei sich, wie dies auf die untrüglichste Weise geschehen könnte. Die oberen wie auch die niedrigeren Offiziere brächten häufiger erfreuliche, als beglaubigte Nachrichten; der Freigelassenen Sinn wäre sklavisch; in den Freunden wohnte die Schmeichelei; würde eine Versammlung berufen, so stimmten auch dort dem, was einige wenige zuerst vorbrächten, die übrigen lärmend bei. Völlig dagegen wäre ihre Gesinnung zu durchschauen, wenn sie im Geheimen und unbewacht beim soldatischen Mahle ihre Hoffnungen oder Befürchtungen ohne Rückhalt aussprächen.

Beim Beginne der Nacht verließ er auf einem heimlichen, den Wachen unbekannten Wege sein Hauptquartier mit einem einzigen Begleiter, über die Schultern ein Tierfell gehängt. Er betritt die Lagerstraßen, stellt sich an die Zelte, und — genießt seines Ruhmes, da der eine den Adel des Feldherrn, ein anderer sein stattliches Wesen, die meisten seine Geduld, seine Freundlichkeit und seinen in Ernst und Scherz stets sich gleichen Sinn hoch priesen und laut bekannten: in der Schlacht müsse man sich ihm dankbar zeigen und zugleich die treulosen Friedensstörer der Rache und dem Ruhme opfern. — Mittlerweile lenkt einer der Feinde, welcher der lateinischen Sprache kundig, sein Pferd an den Wall heran, und verspricht mit lauter Stimme in Armins Namen allen denjenigen, welche überlaufen wollten,

Weiber, Felder, und an Sold für den Tag, so lange der Krieg dauern würde, je hundert Sesterzen. Solche Schmach entflammt der Legionen Zorn. Es möchte nur der Tag kommen, nur eine Gelegenheit zur Schlacht sich zeigen: erobern würde der Soldat der Germanen Felder, fortschleppen ihre Weiber; sie nähmen die Prophezeiung an, die Weiber und die Habe ihrer Feinde sollten ihre Beute sein.

Etwa um die dritte Nachtwache ward ein leichter Angriff auf das Lager gemacht, ohne Pfeilschuß, da sie merkten, daß zahlreiche Kohorten den Wall besetzt hielten und nirgends der Eifer erschlafft war. Am nächsten Morgen berief der Cäsar eine Versammlung und sprach weise durchdachte und auf die nahe Schlacht berechnete Worte. Nicht ebene Felder allein seien dem römischen Soldaten zur Schlacht gerecht, sondern, bei rechter Überlegung, auch Wälder und waldige Berghöhen: denn mit nichten seien die ungeheuren Schilde der Barbaren, ihre unmäßig langen Lanzen zwischen den Baumstämmen und dem vom Boden aufwuchernden Gesträuch so am Platze wie Wurfspieße, Schwerter und Panzer, die sich eng an den Körper anschließen. Sie möchten nur immer Hieb um Hieb führen und mit der Spitze nach dem Gesicht stoßen. Der Germane hätte keinen Panzer, keinen Helm, selbst ihre Schilde wären nicht vermittelst Eisen oder Tierflechsen fest und haltbar gemacht, sondern bestünden aus Weidengeflecht oder schwachen Brettern, mit Farbe aufgeputzt: höchstens die erste Reihe führte ordentliche Lanzen, die übrigen vorn hart gebrannte Stangen oder kurze Speere. Ihr Körper überdies, so furchtbar anzusehen, so tüchtig zu kurzem, stürmischem Andrang er wäre, so wenig könnte er Wunden ertragen. Ohne Scheu vor der Schande, unbekümmert um ihre Anführer, entwichen und flöhen sie; feige im Unglück, im Glück nicht des göttlichen, nicht des menschlichen Rechtes eingedenk. Wenn die Soldaten der Märsche und der Seefahrt müde nach dem Ende sich sehnten: durch diese Schlacht könnten sie es herbeiführen. Näher schon wäre die Elbe als der Rhein, und weiter ginge der Krieg nicht; nur müßten sie ihn, der in seines Vaters und Oheims Fußstapfen träte, in dasselbe Land, das jene betreten, als Sieger einziehen lassen.

Die Rede des Feldherrn weckte die Begeisterung des Heeres, und das Zeichen zur Schlacht ward gegeben. Auch Armin und die übrigen Vornehmen unter den Germanen unterließen es nicht, jeder die Seinen darauf hinzuweisen: das seien die Römer, die in Varus' ganzem Heere das Laufen am besten verstanden, die, um den Krieg nicht bestehen zu müssen, sich hinter eine

Empörung gesteckt hätten; ein Teil von ihnen gäbe den Rücken, der noch schwer an seinen Wunden zu tragen hätte, ein Teil die Glieder, von Wogen und Stürmen zerschlagen, aufs neue den erbitterten Feinden, den zürnenden Göttern Preis, ohne sich eines Guten zu versehen. Die Flotte und die Fahrt über den unwegsamen Ozean habe bewirken sollen, daß niemand ihnen, als sie anzogen, entgegenrücken, niemand sie auf der Flucht bedrängen könnte; aber, wäre es einmal zum Handgemenge gekommen, so sei es mit dem Beistande der Winde und der Ruder vorbei für die Besiegten. Sie möchten sich nur erinnern an ihre Habsucht, ihre Grausamkeit, ihren Übermut; ob noch etwas anderes ihnen übrig bliebe, als entweder die Freiheit zu behaupten, oder zu sterben vor der Knechtschaft.

Dann führen sie ihre Krieger, angefeuert durch solche Reden und laut eine Schlacht fordernd, hinab in eine Ebene namens Idistaviso. Diese zieht sich zwischen der Weser und einer Hügelreihe in ungleichmäßiger Krümmung hin, je nachdem die Ufer des Flusses ihr nachgeben oder vorspringende Berge ihr entgegenstehen. Im Rücken erhob sich ein Wald, hoch mit seinen Ästen in die Luft aufsteigend, der Boden zwischen den Stämmen von Gestrüpp rein. Das Feld und den vordersten Teil des Waldes hatte die Schlachtreihe der Barbaren inne; die Cherusker allein hielten die Höhen besetzt, um sich während der Schlacht von oben auf die Römer zu werfen. Unser Heer zog folgendermaßen auf: voran die gallischen und germanischen Hilfstruppen, hinter ihnen die Bogenschützen zu Fuß; sodann vier Legionen und der Cäsar selbst, von zwei Kohorten und einer auserwählten Reiterschar begleitet; hierauf wieder ebensoviele Legionen und die leichten Truppen mit den Bogenschützen zu Pferde; dann die übrigen Kohorten der Bundesgenossen. Mit Eifer war der Soldat bedacht, sofort in wohlgeordnetem Zuge dem Feinde entgegenzutreten.

Als sich die Cheruskerhaufen, die in wilder Kühnheit hervorgebrochen waren, sehen ließen, befahl der Cäsar dem tüchtigsten Teile der Reiterei, sich ihnen in die Seite zu werfen, dem Stertinius, sie mit den übrigen Schwadronen zu umgehen und von hinten anzugreifen; er selbst würde zur rechten Zeit eingreifen. Unterdessen zog ein herrliches Zukunftszeichen — acht Adler, die man gegen die Waldung hin und in sie hineinfliegen sah — des Feldherrn Blicke auf sich. Laut ruft er: vorrücken möchten sie und folgen den Vögeln Roms, den Gottheiten der Legionen! Zu gleicher Zeit rückt nun das Fußvolk von vorne gegen die Feinde an, während unsere Reiterei sich von hinten und von

der Seite auf sie wirft. So seltsam es klingt, in zwei Zügen flohen die Feinde unaufhaltsam in entgegengesetzter Richtung: die den Wald innegehabt hatten, in die Ebene; die auf den Feldern aufgestellt waren, in den Wald. Zwischen sie eingeklemmt wurden die Cherusker von den Hügeln heruntergedrängt; hoch unter ihnen hervorragend suchte Armin durch Gewalt, durch Zuruf, durch Hindeuten auf seine Wunde die Schlacht zu halten. Er hatte sich auf die Bogenschützen geworfen, und dort wäre er durchgebrochen, wenn nicht die Kohorten der Rätier und Vindeliker nebst den gallischen mit ihren Fahnen ihm den Weg gesperrt hätten. Dennoch, selbst gewaltig andringend und getragen von einem wilden, feurigen Rosse, kam er durch, das Gesicht mit seinem Blut gefärbt, um nicht erkannt zu werden. Einige haben überliefert, er sei erkannt worden, doch hätten ihn die Chauker, die unter den römischen Hilfstruppen standen, entkommen lassen. Gleiche Tapferkeit oder gleicher Trug ließ Inguiomer die Flucht gelingen; die übrigen hieb man nieder, wo man sie traf. Viele, die über die Weser zu schwimmen versuchten, wurden durch nachgeschleuderte Geschosse, oder die Gewalt des Stromes, oder endlich durch die Masse der Nachdrängenden und die einstürzenden Ufer hingerafft. Einige, die in schimpflicher Flucht sich in die Baumwipfel hinaufgearbeitet hatten und zwischen den Zweigen sich zu verbergen suchten, wurden von daneben aufgestellten Bogenschützen unter Scherz und Lachen erschossen; andere wurden zerschmettert, indem man die Bäume umhieb.

Das war ein großer und für uns nicht blutiger Sieg. Die Feinde, auf die von der fünften Stunde bis in die Nacht rastlos eingehauen ward, füllten mit ihren Leichen und Waffen einen Raum von zehntausend Schritt. Unter der Beute fand man Ketten, die sie für die Römer mitgebracht hatten, als wäre der Erfolg unzweifelhaft. Die Soldaten begrüßten auf der Walstatt Tiberius, den Imperator. (Das war bei den Römern das Zeichen einer gewonnenen Hauptschlacht. Tiberius ward ausgerufen, weil Germanikus nur an seiner, des Kaisers, Stelle befehligte.) Sie warfen einen Erdhügel auf und ordneten auf ihm die erbeuteten Waffen zu einem Siegesdenkmal; die Unterschrift nannte die Namen der besiegten Stämme.

---

11. Armins Tod. (19 n. Chr.)

Ich finde — schreibt Tacitus — bei gleichzeitigen Schriftstellern und Senatoren, man habe im Senat einen Brief des

Chattenfürsten Adgandestrius verlesen, worin er Armin zu töten versprach, wenn man ihm zur Vollziehung des Mordes Gift schickte. Geantwortet sei: Nicht mit Betrug und Heimlichkeiten, sondern offen und mit Waffen strafe das römische Volk seine Feinde. Durch diese Ehrentat stellte sich Tiberius neben die alten Feldherrn, welche einen Vergiftungsversuch gegen den König Pyrrhus verboten und diesem verraten hatten. — Armin übrigens hatte, nachdem die Römer abgezogen und Marbod vertrieben war, da er nach der Königsherrschaft trachtete, den Freiheitssinn seines Volkes gegen sich. Während er, mit bewaffneter Hand angegriffen, mit wechselndem Glücke stritt, fiel er durch die Hinterlist seiner Verwandten; er, unstreitig der Befreier Germaniens, der nicht die Anfänge des römischen Volkes, wie andere Könige und Feldherrn, sondern das Reich in voller Blüte bekämpft hatte, in den Schlachten des Erfolges nicht sicher, im Kriege unbesiegt. Auf siebenunddreißig Jahre brachte er sein Leben; zwölf Jahre behauptete er seine Macht; und noch wird von ihm gesungen bei den barbarischen Stämmen.

---

12. Was Tacitus von den Germanen berichtet. (Etwa 150 Jahre später als Cäsar.)

Ich trete der Ansicht derer bei, die der Meinung sind, die Stämme Germaniens seien dadurch, daß sie nicht durch Ehen mit anderen Völkerschaften fremdes Blut in sich aufnahmen, zu einem selbständigen, reinen, und nur sich selbst ähnlichen Volke geworden. Deshalb ist auch die Körperbeschaffenheit, trotz der ungeheuren Menschenmenge, bei allen dieselbe: trotzige blaue Augen, rötliches Haar, große Leiber, doch nur zu raschem Angriff kräftig. Gegen Anstrengung und Arbeit zeigen sie nicht die gleiche Ausdauer, und am wenigsten, wenn es gilt, Durst und Hitze zu ertragen. An Kälte und Hunger haben Klima und Boden sie gewöhnt.

Das Land, obwohl es ziemliche Abwechslung darbietet, ist im ganzen doch von rauhen Wäldern oder schmutzigen Sümpfen bedeckt; der Nässe ist es mehr nach Gallien, den Winden mehr nach Noricum und Pannonien hin ausgesetzt. Für Getreidesaat ist es ergiebig, doch Obstbäume trägt es nicht. Vieh bringt es viel hervor, doch ist dieses meistens unansehnlich. Nicht einmal das Rindvieh behauptet seine stattliche Gestalt und den Schmuck der Stirne; nur die Zahl freut sie, das ist ihr einziger, liebster Schatz. Ob Silber und Gold Huld oder Zorn der Götter

ihnen versagt hat, weiß ich nicht. Doch möchte ich nicht behaupten, daß keine Gebirgsader Germaniens Silber oder Gold hervorbrächte, denn wer hat danach gesucht? Besitz und Gebrauch wirkt auf sie nicht wie auf andere. Man kann bei ihnen silberne Gefäße, die ihre Gesandten und Fürsten als Geschenke erhielten, neben irdenem Geschirr zu gleich niedrigem Dienste bestimmt sehen, obwohl die Grenzstämme wegen des Handelsverkehrs Gold und Silber zu schätzen wissen und einige von unsern Geldstempeln anerkennen und wohl unterscheiden. Die Binnenvölker treiben nach einfacher, alter Art Tauschhandel. Das Geld gefällt ihnen, wenn es alt und lange bekannt ist: Denare mit zackigem Rande oder mit dem Bigastempel (Biga = Zweigespann). Auch gehen sie mehr auf Silber als auf Gold aus: keineswegs aus besonderer Vorliebe, sondern weil die größere Zahl der Silbermünzen ihnen zum Gebrauch bequemer ist, da sie nur gewöhnliche und billige Waren einhandeln.

Selbst Eisen haben sie nicht im Überfluß, wie aus der Art ihrer Waffen zu schließen ist. Wenige brauchen Schwerter oder größere Lanzen; Speere oder, wie sie sie nennen, Frameen führen sie, mit einer schmalen und kurzen Eisenspitze, so scharf jedoch und zum Gebrauch so handlich, daß sie mit derselben Waffe, je nachdem es die Umstände erfordern, aus der Nähe sowohl wie aus der Ferne kämpfen. Der Reitersmann begnügt sich mit Schild und Framea; die Fußkämpfer entsenden auch Wurfgeschosse, jeder mehr als eines, und schleudern sie unglaublich weit, nackt oder in einem leichten Mantel. Prahlerischen Schmuck kennen sie nicht; nur die Schilder bemalen sie mit den gewähltesten Farben. Wenige haben Panzer, kaum einer oder der andere eine Sturmhaube oder einen Helm. Die Pferde sind nicht durch Gestalt, nicht durch Schnelligkeit ausgezeichnet. Ja, nicht einmal zum Drehungenmachen, wie es bei uns Sitte ist, werden sie geschult; sie lassen sie geradeaus oder in ununterbrochener Schwenkung rechts herum gehen, in einem so fest geschlossenen Kreise, daß keiner der letzte ist. Im allgemeinen zu urteilen, wohnt mehr Kraft dem Fußvolke bei. Deshalb kämpfen sie untermischt; denn leicht fügen und schmiegen sich in den Reiterkampf die gewandten Fußkämpfer, die sie aus der gesamten jungen Mannschaft auswählen und vor der Schlachtreihe aufstellen. Fest bestimmt ist auch ihre Zahl; je hundert sind es aus jedem Gau, und eben diese Bezeichnung führen sie unter den ihrigen. Was zuerst Zahl war, ist nun schon Ehrentitel und Rang. Die Schlachtreihe wird in Keilen aufgestellt. Vom Platze zu weichen, wenn man nur wieder zum Angriff umkehrt, gilt mehr für

klug als für feige. Die Leichen der Ihrigen retten sie auch aus bedenklichen Schlachten. Den Schild im Stiche gelassen zu haben, ist die größte Schandtat; weder beim Opfern gegenwärtig zu sein, noch die Ratsversammlung zu betreten, ist dem Beschimpften verstattet, und viele, die den Krieg überlebten, haben ihrer Schmach mit dem Stricke ein Ende gemacht.

Nichts, weder bei öffentlichen noch bei Privatangelegenheiten, tun sie unbewaffnet. Aber Waffen anzulegen, verstattet die Sitte keinem, bevor nicht die Gemeinde sich überzeugt hat, daß er sie werde zu führen wissen. Dann schmückt in der Versammlung selbst entweder einer der Fürsten, oder der Vater oder ein Verwandter den Jüngling mit Schild und Framea. Das ist ihre Toga, das die erste Ehre der Jugend; bis dahin achtet man sie dem Hause angehörig, dann der Gemeinde. Vorzüglich hoher Adel oder große Verdienste des Vaters verschaffen Auszeichnungen von seiten des Fürsten auch schon ganz jungen Leuten: sie gesellen sich zu den übrigen, die kräftiger und schon längst erprobt sind; und keiner schämt sich, im Gefolge erblickt zu werden. Rangstufen sogar gibt es innerhalb des Gefolges nach der Bestimmung dessen, an den es sich anschließt; und groß ist der Wetteifer, einerseits bei dem Gefolge: wer bei seinem Fürsten den ersten Rang behaupte, andererseits bei den Fürsten: wer die meisten und eifrigsten Gesellen habe. Darin besteht ihre Würde, darin ihre Macht, stets von einer großen Schar auserwählter Jünglinge umgeben zu sein, Glanz im Frieden, im Kriege Schutz. Und nicht bei dem eigenen Volke allein, sondern auch in den benachbarten Gemeinden ist Name und Ruhm dem gesichert, der sich durch ein zahlreiches und tapferes Gefolge hervortut. Von Gesandtschaften werden sie aufgesucht, mit Geschenken geehrt, und durch ihren bloßen Ruhm ersticken sie nicht selten die Kriege.

Ist es zur Schlacht gekommen, so ist es schmachvoll für den Fürsten, an Tapferkeit jemandem nachzustehen, schmachvoll für das Gefolge, der Tapferkeit des Fürsten nicht gleichzukommen. Schande aber ist es und Schimpf für das ganze Leben, lebendig die Schlacht verlassen zu haben, wenn der Fürst gefallen ist. Ihn zu verteidigen und zu schützen, und auch eigene Heldentaten seinem Ruhme zu opfern, ist erste, heiligste Pflicht. Die Fürsten kämpfen um den Sieg, das Gefolge für den Fürsten. Wenn in der Gemeinde, in welcher sie geboren sind, langer Friede und Ruhe die Tatkraft lähmt, so zieht die Mehrzahl des jungen Adels aus freien Stücken zu den Stämmen, bei welchen es gerade Krieg gibt. Denn lästig ist dem Volke die Ruhe, und leichter werden sie inmitten der Gefahr berühmt; auch halten sie nur

durch Gewalt und Krieg ein großes Gefolge beisammen. Berechtigt nämlich sind sie, von ihres Fürsten Freigebigkeit jenes Roß zu erwarten, das sie in die Schlachten tragen, jene Framea, die den blutigen Sieg erkämpfen soll; und die Mahlzeit mit ihren, wenn auch eben nicht ausgewählten, doch reichlichen Schüsseln gilt als Sold. Die Mittel zum Aufwande geben Krieg und Raub. Das Land zu beackern oder des Jahres Segen abzuwarten, dazu möchte man sie minder leicht bewegen, als einen Feind herauszufordern und sich Wunden zu erkämpfen. Ja, träge und mattherzig dünkt es sie, mit Schweiß zu erwerben, was man mit Blut erkaufen kann.

So oft sie nicht zum Kriege ausziehen, wenden sie nicht viel Zeit auf die Jagd, mehr auf Ruhe, ganz dem Schlafe und dem Essen hingegeben. Die Tapfersten und Kampflustigsten wetteifern im Nichtstun; die Sorge für Haus, Herd und Land wird den Weibern, den Greisen und den Schwächlichsten der Familie übertragen, sie selbst rühren sich nicht. Ein wunderbarer Zwiespalt der Natur, daß dieselben Menschen so die Trägheit lieben und die Ruhe hassen. Brauch ist es bei den Gemeinden, aus freien Stücken und kopfweise den Fürsten etwas vom Ertrage ihrer Herden oder ihres Bodens darzubringen, was, als Ehrenzoll empfangen, zugleich dem Bedarfe zu Hilfe kommt. Vorzüglich freuen sie sich über die Geschenke benachbarter Stämme, wie sie nicht nur von einzelnen, sondern auch von Gemeindewegen geschickt werden: ausgesuchte Pferde, große Waffen, Pferdeschmuck und Halsketten. Jetzt haben wir sie auch schon Geld anzunehmen gelehrt.

Daß die germanischen Völkerschaften keine Städte bewohnen, ist hinlänglich bekannt; sie dulden nicht einmal unter sich verbundene Wohnungen. Hier und da zerstreut, hausen sie weit voneinander, wie ihnen gerade eine Quelle, ein Feld, eine Waldung behagt hat. Dörfer legen sie nicht nach unserer Weise an, so daß die Gebäude aneinander stoßen und zusammenhängen; jeder umgibt sein Haus mit einem leeren Raume, sei es zur Sicherung gegen Feuersgefahr, sei es, weil sie des Bauens wenig kundig sind. Auch sind Mauersteine oder Ziegel bei ihnen nicht in Gebrauch; zu allem wenden sie unbehauene Baumstämme an, ohne Rücksicht auf Schönheit oder freundliches Aussehen. Einige Stellen bestreichen sie sorgfältig mit einer so reinen und glänzenden Erdart, daß es wie Malerei und bunte Linien aussieht. Sie pflegen auch unterirdische Höhlen auszugraben und belegen sie oben mit Mist, als eine Zuflucht für den Winter und eine Vorratskammer für die Feldfrüchte. Denn die Strenge des Winters wird durch dergleichen Anlagen gemildert, und wenn einmal

der Feind kommt, so verheert er, was offen daliegt, Verstecktes aber und Vergrabenes ahnt er entweder nicht, oder es entgeht ihm eben deshalb, weil es gesucht werden müßte.

Als Körperbedeckung dient allen ein Mantel, durch eine Spange, oder wenn es daran fehlt, durch einen Dorn zusammengehalten. Im übrigen unbekleidet, bringen sie ganze Tage am Herde und am Feuer zu. Die Reichsten tragen zum Unterschiede einen Rock, der nicht, wie bei den Sarmaten und Parthern weit und bauschig ist, sondern eng anschließt und die einzelnen Gliedmaßen gleichsam abformt. Auch Tierfelle tragen sie: die, welche hart am Rhein wohnen, ohne Achtsamkeit, die weiter entfernten mit mehr Wahl, wie ja denn ihnen keine Kultur durch den Handel zugeführt wird. Sie wählen sich die Tiere aus und besetzen die abgezogenen Felle mit andern bunt gefleckten von Tieren, die der äußere Ozean und das unbekannte Meer hervorbringt. In nichts unterscheidet sich die Tracht der Weiber von der der Männer. Nur hüllen sich die Weiber öfters in leinene Gewänder, die sie bunt mit Purpur verbrämen, und verlängern nicht den oberen Teil des Gewandes zu Ärmeln: Arm und Schulter bleiben nackt, aber auch noch der nächste Teil der Brust ist sichtbar.

Strenge jedoch sind dort die Ehen und von keiner Seite möchte man ihre Sitten mehr loben. Denn fast allein von den Barbaren begnügen sie sich mit einer Frau. Mitgift bringt nicht die Frau dem Manne, sondern der Mann der Frau zu. Zugegen sind die Eltern und Verwandten und prüfen die Geschenke; Geschenke, nicht zum weiblichen Vergnügen der Weiber gewählt, noch zum Schmuck der jungen Frau bestimmt, sondern Stiere, ein gezäumtes Pferd und ein Schild nebst Framea und Schwert. Unter Darreichung dieser Geschenke wird die Frau in Empfang genommen; auch sie wiederum bringt dem Manne einige Waffenstücke zu. Dies, meinen sie, sei das festeste Band, dies seien geheime Heiligtümer, dies die Götter der Ehe. Damit das Weib nicht glaube, sie dürfe fernbleiben mannhaften Gedanken und fern den Wechselfällen des Krieges, wird sie, wenn sie eben die geweihte Schwelle der Ehe betritt, erinnert: sie komme, um in Arbeit und Gefahr des Mannes Genossin zu sein, gleiches habe sie mit ihm im Frieden, gleiches in der Schlacht zu dulden und zu wagen. Dies deutet das Stierpaar, dies das gerüstete Pferd, dies die Waffengabe an. So habe sie zu leben, so zu sterben: was sie empfange, müsse sie in unverletzter Würde ihren Söhnen übergeben; ihre Schwiegertöchter sollen es empfangen und wiederum auf die Enkel übertragen.

II.

Aus der Zeit der Völkerwanderung.

13. Wie der Viehhirte Maximin römischer Kaiser wird.

Unter der Regierung des Kaisers Severus kam Maximinus, ein Mann von sehr niederer Abkunft, aus Thrazien, nach seinem Knabenalter und einem Leben unter den Bauern von der Viehweide zum Kriegsdienst. Sein Vater war ein Gote, seine Mutter eine Alanin. Der Kaiser hatte gerade am Geburtstage seines Sohnes Soldatenspiele gegeben. Als dies Maximinus sah, bat er, wiewohl er ein junger Halbbarbar war, den Kaiser in seiner Muttersprache, er möge es ihm verstatten, mit erprobten Soldaten um den ausgesetzten Preis zu ringen. Severus, der seine hohe Gestalt sehr bewunderte — er war, wie man erzählt, mehr als acht Fuß hoch — befahl ihm aus Besorgnis, seinen Kriegern möchte von dem ungeschlachten Mann ein Leid zugefügt werden, mit Troßknechten sich im Ringkampf zu versuchen. Da warf Maximin sechzehn Troßknechte mit großem Glück zu Boden, ohne sich nach Besiegung der einzelnen zum Erholen Ruhe zu gönnen. Nachdem er diese Preise erhalten, wurde er auf Befehl des Kaisers zum Kriegsdienst genommen und diente zuerst zu Pferd. Drei Tage darauf, als der Kaiser auf den Exerzierplatz ritt, sah er ihn ausgelassen nach Barbarenart und befahl dem Tribunen, ihn streng zu halten und an die römische Kriegszucht zu gewöhnen. Sobald aber Maximin merkte, daß der Fürst von ihm sprach, ging er auf ihn zu und begann zu Fuß ihm, dem reitenden, voraus zu gehen. Da spornte der Kaiser sein Pferd zu ausdauerndem Laufe und verfolgte ihn in vielen Kreisen reitend hierhin und dorthin in allerlei Krümmungen, bis er selbst müde ward; aber er holte ihn nicht ein. Hierauf sprach er zu ihm: „Willst du vielleicht, mein Thraker, nach dem Lauf noch ringen?“ Und er antwortete: „So viel dir beliebt, mein Kaiser.“ Hierauf sprang Severus vom Pferd und befahl, daß noch ganz frische Soldaten mit ihm kämpften. Er aber warf sieben der stärksten Männer zu Boden, ohne dazwischen zu verschnaufen, und wurde vom Kaiser mit silbernen Ehrenzeichen und einer goldenen Halskette belohnt. Dann wurde er in die

kaiserliche Leibwache eingereiht. Später wurde er Zugführer und erwarb sich durch häufige Heldentaten immer größeren Ruhm. Unter den folgenden Kaisern stieg Maximinus allmählich zu den höchsten Stellen im Heere empor. Schließlich wurde er selbst ohne Beschluß des Senates durch die Wahl der Soldaten Kaiser, wurde aber schon nach drei Jahren ermordet.

---

14. Die Alemannenschlacht bei Straßburg. (357).

Chonodomar war der schändliche Anstifter des ganzen Kriegs. Auf seinem Schädel starrte ein Wulst von roten Haaren empor; stolz schritt er vor dem linken Flügel der Alemannen einher, wo der heißeste Kampf zu erwarten stand, auf die ungemeine Kraft seiner Fäuste vertrauend; ungeduldig wie ein Kampfroß, das in die Zügel schäumt, schwang er seinen Speer von unglaublicher Größe, und weithin erglänzten seine Waffen. Er war bekannt als tapferer Krieger und als Führer den andern überlegen. Auf dem rechten Flügel kommandierte Serapio, ein Jüngling, dem eben der Bart sproßte, der aber seinem Alter in Tüchtigkeit voraus war, Sohn des Mederich, der ein Bruder des Chonodomar war. Unter furchtbarem Trompetengeschmetter war der römische Feldherr Severus, der den linken Flügel befehligte, schon nahe an die Gräben gekommen, aus denen scharenweise die versteckten Barbaren plötzlich hervorbrechen sollten, um alles in Verwirrung zu setzen; da machte er unerschrocken Halt, da er Verdacht schöpfte und rührte sich weder vorwärts noch rückwärts. Der Cäsar Julian bemerkte das, und wie er überall die größte Gefahr teilen wollte, ritt er mit einem Gefolge von 200 Reitern die Scharen des Fußvolks entlang, wo der Kampf am heißesten entbrannt war, und richtete Worte der Ermutigung an sie. Während er so zu den einzelnen redete, hatte er den größeren Teil des Heeres der ersten Schlachtordnung der Barbaren gegenübergestellt; da erhob sich plötzlich unter dem alemannischen Fußvolk ein drohendes Geschrei; sie verlangten nämlich voller Zorn sämtlich einmütig, die Königssöhne müßten von den Pferden steigen und mit in Reih und Glied kämpfen, damit sie nicht, wenn der Kampf unglücklich endigte, den gemeinen Mann verlassen und bequem fliehen könnten. Kaum hatte Chonodomar davon gehört, als er sofort vom Pferde sprang, und die andern folgten ohne Zaudern seinem Beispiel;

denn keiner von ihnen zweifelte, daß auf ihrer Seite der Sieg sein werde.

Hüben und drüben riefen die Hörner zum Kampf, und mit gleichem Eifer gingen beide Heere in die Schlacht. Geschosse flogen hinüber und herüber; dann aber stürzten die Germanen schnell, ohne weiter sich zu besinnen, mit hochgeschwungenen Lanzen auf unsere Reiterschar. Schrecklich war ihr Feldgeschrei, gräßlich ihre wallende Haarmähne; aus ihren Augen sprühte das Feuer der Kriegswut. Unsere Soldaten dagegen standen fest, deckten sich mit dem Schilde und hielten Lanze wie Schwert todbrohend zum Kampfe fertig. Fest schlossen sich die Geschwader der Reiter zusammen, und eng schob sich auf den Flanken und in der Front das Fußvolk zur besseren Deckung aneinander, so daß dicke Staubwolken gen Himmel stiegen. Hin und her wogte die Schlacht. Zwar versuchte mancher erfahrene Krieger unter den Barbaren kniend den Angriff des Feindes abzuwarten, doch die allgemeine Wut riß auch ihn mit: Brust an Brust gedrängt, schlugen die Gegner aufeinander los, so daß Himmel und Erde widerhallten von dem Jubelruf der Sieger und dem Stöhnen der Besiegten. Während unser linker Flügel in mutigem Angriff die Germanenscharen schon zurückgeworfen hatte, waren auf dem rechten wider Erwarten die Reiter zurückgewichen, wobei einer immer den andern stieß; sie sammelten sich erst wieder hinter den Legionen, die sie aufgenommen hatten, zu neuem Kampf.

Das war daher gekommen, daß beim Ordnen der Reihen die Panzerreiter, wie sie sahen, daß ihr Führer leicht verwundet wurde, und einer der ihrigen, durch die Last seiner Waffen erdrückt, rücklings vom Pferde stürzte, von plötzlichem Schrecken ergriffen wurden; auch hätten sie sicher noch mehr Verwirrung angerichtet, wenn nicht das Fußvolk in seiner dichten Aufstellung festgestanden hätte. Kaum hatte der Cäsar die Flucht der Reiter gesehen, da spornte er sein Pferd und stellte sich ihnen entgegen.

Man erkannte ihn an der purpurnen Drachenfahne, die hoch an langer Stange flatterte und wie der Balg eines wirklichen Drachen aussah. Ein Reiterführer machte Halt und eilte voll Scham, die Reihen wieder zu ordnen. Durch besonnene Worte gelang es dem Cäsar, der Verwirrung ein Ende zu machen und die Krieger ins Treffen zurückzuführen. Schon glaubten die Alemannen nach dem leichten Sieg über die Reiter auch das erste Treffen unseres Fußvolks, ohne auf großen Widerstand zu stoßen, leicht werfen zu können.

Sie schritten zum Angriff, man wurde handgemein, und lange wogte die Schlacht hin und her. Denn unsere germanischen

Söldner, unter den Waffen ergraute Krieger, deren Anblick schon schrecklich genug war, erhoben ihr gewaltiges Kriegsgeschrei, das inmitten des Kampfes von leisem Surren anschwillt, bis es wie das stärkste Gebrause der Brandung klingt. Ein Hagel von Geschossen prasselte nieder, und der Staub war bald so dicht, daß er alles umhüllte: Schild stieß an Schild und Brust an Brust. Schon wollen die Barbaren, deren Kampfeswut immer mehr wuchs, die festgefügte Schildmauer, welche die unsern völlig umschloß, durch ihre furchtbaren Schwerthiebe durchbrechen: da kamen im schnellen Lauf die Bataver mit ihren Fürsten den bedrängten Genossen zu Hilfe.

Wie ein gewaltiger Feuerstrom, der alles zu verschlingen droht, stürmten die Alemannen ein; Speere, Lanzen und erzbeschlagene Pfeile sausten durch die Luft; aber man griff auch schon zum Schwert im Nahkampf und versuchte des Gegners Panzer zu durchbohren. Selbst die Verwundeten, die noch einiges Leben in sich fühlten, kämpften fort mit größter Erbitterung. Die Kräfte hielten sich auf beiden Seiten ziemlich die Wage: die Alemannen waren stark und von hohem Wuchs, unsere Soldaten waffengeübt; jene wild und tollkühn, diese kühl und besonnen; jene auf ihre Körperkraft pochend, diese trauend auf ihre Tapferkeit.

Plötzlich brach ein Haufe Edelinge, unter denen sich auch Könige befanden, auf uns ein, die Menge drängte nach, und so gelang es ihnen, manche Schar zu durchbrechen und bis zum Kernpunkt unserer Aufstellung vorzudringen. Wie Mauern standen die dichten Scharen der Unsern, die tapfer weiter kämpften, sich aber mit ihren Schilden sorgfältig gegen Wunden zu decken suchten. Die Barbaren dagegen, die sich in ihrer blinden Wut Blößen gaben, erlitten starke Verluste.

Im heftigen Verlangen nach Sieg schlugen sie ihr Leben in die Schanze, einzig bemüht, das Bollwerk unserer Schlachtreihe zu durchbrechen. In langen Reihen lagen ihre Toten da, deren Anzahl durch die schon heftiger vordringenden Römer stetig vermehrt wurde; aber immer noch hielten die Barbaren Stand, wenn sie auch der Anblick der Toten und das Stöhnen der Verwundeten mit Grauen erfüllte.

Endlich ließ ihr Widerstand nach, und sie eilten nun auf allen Punkten, ihr Heil in schleuniger Flucht zu suchen. Eine gütige Gottheit begünstigte unsern Sieg. So wütend war die Verfolgung, daß unsere Soldaten, deren Schwerter von den vielen Hieben sich krumm gebogen hatten, die Barbaren mit deren eigenen Waffen zu Boden niederstreckten; ihr Blutdurst

war unersättlich; die Hand wollte nicht ermüden und gewährte keine Schonung. Die Schwerverwundeten flehten meist um den erlösenden Tod, andere wieder baten mit erlöschenden Augen um Gnade. Gut waren die daran, denen schwere Geschosse gleich das Haupt vom Rumpfe getrennt hatten. Einige Unglückliche stürzten auf dem blutbedeckten, schlüpfrigen Boden und erstickten unter dem Haufen der über sie Fallenden, ohne Wunden empfangen zu haben. Immer heftiger drängten die siegreichen Römer nach, deren Schwerter stumpf zu werden drohten, und traten die glänzenden Helme und Schilde der Besiegten in den Staub. Dagegen befanden sich diese in um so größerer Not, als die Haufen der Erschlagenen den Weg versperrten; sie eilten dem Flusse zu, dort ihr Heil zu suchen.

Unermüdlich verfolgten die Römer im Lauf die fliehenden Feinde, von denen viele durch Schwimmen ihre Rettung zu finden glaubten, bis ans Ufer. Schnell übersah das der Cäsar und beeilte sich, mit den Tribunen und anderen Offizieren durch Kommandorufe zu verhindern, daß die Unsrigen in der Hitze der Verfolgung nachsprängen. Vielmehr befahl er, nun Geschosse auf die Feinde zu schleudern, damit selbst die tüchtigsten Schwimmer verwundet in die Tiefe gezogen würden. An die guten Schwimmer klammerten sich dieser Kunst Unkundige an; andere, deren sich die Behenden entledigt hatten, trieben dahin wie Klötze, andere wieder wurden von den reißenden Wirbeln auf den Grund gezogen; wenige endlich, die auf ihren Schilden den Strom in schräger Richtung zu durchschneiden vermochten, kamen unter vielen Fährlichkeiten am andern Ufer an. Mißmutig wälzte der Rhein auf seinen blutgefärbten Wogen die ungewohnte Last stromabwärts.

Während dies vorging, hatte der König Chonodomar Gelegenheit gefunden, durch die Haufen der Erschlagenen mit wenigen Begleitern sich abseits zu wenden, und eilte so schnell wie möglich zu den Schiffen. Den Rhein mußte er überschreiten, wenn er in sein Reich zurückkehren wollte, und so ging er allmählich zurück, das Gesicht verhüllend, um nicht erkannt zu werden. Schon war er nahe an das Ufer gekommen, da trat sein Pferd beim Umgehen einer sumpfigen Stelle auf dem schlüpfrigen Grunde fehl und warf ihn ab, und nun konnte er sich bei seiner Körperfülle nur langsam auf den Gipfel eines nahen Hügels durcharbeiten. Eine Kohorte unter einem Tribunen war ihm in raschem Laufe gefolgt und erkannte ihn bald, da er leicht kenntlich durch die Zeichen seiner Würde war. Sofort wurde der buschige Hügel umzingelt, damit er nicht, durch das dichte

Gestrüpp gedeckt, entkommen könne. Und wie die Barbaren sind, hochfahrend im Glück, demütig im Unglück, ließ er sich, bleich vor Furcht, der Sklave eines andern Willens, stumm im Bewußtsein der Schuld dahinschleppen, ein ganz anderes Bild als der übermütige Urheber so vieler Schrecken, der so oft Gallien mit Mord und Brand bedroht hatte.

So hatte denn die Schlacht mit Hilfe der Götter ein glückliches Ende genommen, und am späten Abend rief das Signal die Soldaten, welche nur ungern die weitere Verfolgung aufgaben, zurück. Am Ufer des Rheins wurde gelagert, und unter dem Schutze vieler Wachen erquickte sich der Soldat an Speise und Schlaf.

---

15. Hunnen.

Die Wildheit der Hunnen übersteigt alles Maß. Da alsbald nach der Geburt den Kindern tiefe Einschnitte in die Wangen gemacht werden, damit der seinerzeit eintretende Haarwuchs durch die Runzeln der Narben gehemmt werde, entbehren sie bis in ihr Alter jeglicher Zierde des Bartes. Sie haben einen gedrungenen, starken Gliederbau und dicken Nacken, eine abenteuerliche Gestalt, so daß man sie für zweibeinige Tiere oder für plump zugehauene Klötze, wie man sie auf Brücken angebracht findet, halten könnte. So abgehärtet sind sie, daß sie weder des Feuers, noch der Zubereitung der Speisen bedürfen, sondern von wilden Wurzeln und halbrohem Fleisch aller möglichen Tiere leben, das sie den Pferden auf den Rücken legen und, darauf sitzend, etwas warm und mürbe reiten. Nie kommen sie unter das Dach eines Hauses, sondern meiden dasselbe gleich dem Grabe. Nicht einmal eine nur mit Schilfrohr gedeckte Hütte findet man bei ihnen. Unstet ziehen sie durch Gebirg und Wald und gewöhnen sich von Kindheit an, Reif, Hunger und Durst zu ertragen. Auch außer der Heimat betreten sie nie ohne die dringendste Not ein Haus: denn sie glauben unter einem Dach nicht sicher zu sein. Ihre Bekleidung besteht aus Leinwand oder zusammengenähten Fellen von allerlei Waldgetier, und sie tragen kein verschiedenes Kleid in und außer dem Hause. Haben sie einmal den Hals durch einen solchen Leibrock von schmutziger Farbe gesteckt, so wird derselbe nicht eher abgelegt oder gewechselt, als bis er mit der Zeit in Lumpen und Moder zerfällt. Zur Kopfbedeckung bedienen sie sich einer Art gekrümmter Hüte oder Mützen; die behaarten Beine schützen sie

durch Ziegenfelle, die Schuhe schneiden sie sich nicht nach dem Fuße zu und sind deshalb im freien Gehen gehindert. Aus diesem Grunde sind sie auch zum Fußkampf wenig geeignet, dagegen an ihren Pferden, die zwar dauerhaft, aber von häßlichem Aussehen sind, wie angeheftet, und sitzen zuweilen nach Frauenweise auf denselben. Tag und Nacht bringen sie auf ihnen zu, kaufen und verkaufen, essen und trinken reitend und überlassen sich, auf dem schmalen Nacken des Tieres niedergebeugt, einem Schlafe, der so fest ist, daß selbst die bunten Träume nicht fehlen. Auch wenn über wichtige Angelegenheiten zu beraten ist, werden die Verhandlungen zu Pferde geführt.

Ohne durch königliche Gewalt beschränkt zu sein, begnügen sie sich, in stürmischer Weise einen ihrer Häuptlinge zum Führer zu wählen, und brechen sich dann durch alle Hindernisse Bahn. Durch einen Angriff bedroht oder gereizt, lassen sie sich zuweilen auch in einen förmlichen Kampf ein und stürzen sich in keilförmigen Massen unter fürchterlichem Kriegsgeschrei auf den Feind. Ungemein flüchtig und behend sprengen sie auf einmal absichtlich auseinander und fallen in unordentlichen Haufen bald da, bald dort wieder frisch ein, um ein mörderisches Blutbad anzurichten; wegen dieser außerordentlichen Eilfertigkeit sieht man auch niemals, daß sie die Erstürmung eines Walles oder eines feindlichen Lagers versuchen. Aus der Ferne schießen sie mit Pfeilen, die aus Knochen geformte, mit wunderbarer Kunst ineinandergefügte, aber abtrennbare Spitzen haben. In der Nähe kämpfen sie mit dem Schwert und suchen, vor einem Schwerthieb sich sorgfältig in acht nehmend, die Feinde mit zusammengedrehten Tuchfetzen so zu verstricken, daß den des Gebrauchs ihrer Glieder beraubten Gegnern jede Bewegung zu Pferd oder zu Fuß unmöglich wird.

Niemand bei ihnen bebaut das Feld oder berührt je eine Pflugschar. Ohne feste Wohnsitze, ohne Heimwesen und Gesetz oder bestimmte Sitte und Satzung ziehen sie mit ihren Wagen, die ihnen zur Wohnung dienen, Flüchtigen gleich, von einem Ort zum andern; auf den Wagen weben die Weiber ihnen die garstigen Gewänder, pflegen des Umgangs mit ihren Männern, gebären ihre Kinder und behalten sie bei sich bis zu den Jahren beginnender Mannbarkeit. Keiner von ihnen kann auf Befragen den Ort seiner Heimat angeben, denn an dem einen ist er gezeugt, fern davon geboren, noch weiter weg erzogen worden.

Bei einem Waffenstillstand zeigen sie sich treulos, unzuverlässig, bei jedem Windstoß, der neue Hoffnung zuführt, veränderlich und der blindesten Wut völlig untertan. Gleich un-

vernünftigen Tieren haben sie keine Vorstellung von dem, was gut oder schlecht ist. Sie sind in ihren Reden stets trügerisch und hinterlistig und durch keine Achtung vor Religion noch irgendeine abergläubische Furcht gebunden, von unmäßiger Goldgier entbrannt und so wankelmütig und zum Zorn geneigt, daß sie manchmal an demselben Tage von ihren Bundesgenossen ohne äußere Veranlassung sich lossagen und ohne fremde Vermittlung sich wieder mit ihnen versöhnen.

Dieses schnellkräftige und unbändige Menschengeschlecht, von der heftigsten Raubgier entflammt, suchte mit Mord und Plünderung die Grenznachbarn heim und drang bis zu den Goten vor.

---

16. Der christliche Glaube der Westgoten.

Der rechtgläubige (katholische) Bischof Isidor berichtet:

Im dreizehnten Jahre der Herrschaft des Kaisers Valens spalteten sich die Goten an der Donau in zwei Teile, die sich unter Athanarich und Fridigern aufs heftigste befehdeten. Athanarich aber überwand den Fridigern mit Hilfe des Kaisers Valens. Aus Dankbarkeit hierfür schickte er Gesandte mit Geschenken an selbigen Kaiser und forderte von ihm Lehrer zur Unterweisung in der christlichen Glaubenslehre. Valens aber, der von der Wahrheit der katholischen Lehre abgewichen und der Verkehrtheit arianischer Ketzerei ergeben war, sandte ketzerische Priester, durch deren Überredungskunst er die Goten für seine verruchte Irrlehre gewann. So impfte er diesem erlauchten Volke das verderbliche Gift ein; so bekam es die Irrlehre, die es begierig einsog, und behielt sie lange.

Damals erfand Gulfilas, der Bischof dieser Goten (318—388) ein Alphabet und übersetzte die Schriften des Neuen und Alten Testaments in ihre Sprache. Sobald aber die Goten anfingen, das Alphabet und das Gesetz zu kennen, richteten sie sich Kirchen ihres Bekenntnisses ein und hatten, dem Beispiel des Arius folgend, solche Lehrsätze über die Gottheit selbst, daß sie glaubten, der Sohn sei geringer an Herrlichkeit als der Vater und sei jünger als dieser in der Ewigkeit. Ferner meinten sie, der Heilige Geist sei nicht Gott, auch nicht dem Vater wesensgleich, sondern vom Sohn erschaffen, dem Vater und Sohn dienstbar und zu Gehorsam verpflichtet. Sie hielten Vater, Sohn und Heiligen Geist für dem Wesen nach verschieden, so daß nicht mehr, wie die Heilige Schrift überliefert, ein Gott und ein Herr angebetet, sondern wie in heidnischer Götzendienerei drei Götter

verehrt wurden. Dieser schlimmen Gotteslästerung blieben sie ergeben durch lange Zeit, unter einer ganzen Reihe von Königen, 213 Jahre. Endlich dachten diese an ihr Seelenheil, sagten sich von dem tiefeingewurzelten Irrglauben los und gelangten durch Christi Gnade zum alleinseligmachenden, katholischen Glauben.

---

17. Die Schlacht bei Adrianopel. (378.)

Die Westgoten waren unschlüssig, was sie wegen der Hunnen tun sollten. Nach reiflicher Erwägung schickten sie endlich nach gemeinsamem Beschluß Gesandte nach dem römischen Reich zu Kaiser Valens, mit der Bitte, er solle ihnen einen Teil Thraziens oder Mösiens zum Anbau anweisen; dafür würden sie nach seinen Gesetzen leben und sich seiner Herrschaft unterwerfen. Und um mehr Zutrauen zu finden, versprachen sie, Christen zu werden, wenn man ihnen nur Lehrer, die ihre Sprache verständen, geben wolle. Als Valens dies erfuhr, stimmte er freudig zu, da er selbst dieses zu erreichen hatte versuchen wollen. Er nahm die Goten in Mösien auf und errichtete dort in ihnen sozusagen eine Mauer seines Reiches gegen die übrigen Völker. Weil nun damals Valens von dem treulosen Abfall der Arianer angesteckt war und alle Kirchen rechtgläubiger Partei geschlossen hatte, so schickte er Anhänger seiner Partei als Prediger zu ihnen. Diese flößten ihnen denn, da ihre Schüler unerfahren waren und nichts verstanden, das Gift ihres falschen Glaubens ein. So wurden auch die Westgoten vom Kaiser Valens vielmehr zu Arianern als zu Christen gemacht. Später brachten diese den Ostgoter und den Gepiden, ihren Verwandten, aus Liebe das Evangelium und lehrten sie die Verehrung dieser Irrlehre. So luden sie das ganze Volk dieser Sprache zur Annahme dieses falschen Glaubens ein.

Da geschah es, wie es häufig ist bei noch nicht recht seßhaften Völkern, daß Hungersnot unter ihnen ausbrach. Daher ersuchten ihre Fürsten und Herzöge, die über sie statt der Könige herrschten, nämlich Fritigern, Alatheus und Safrak, aus Mitleid mit ihrem bedrängten Volk die römischen Heerführer Lupicinus und Maximus um Eröffnung eines Marktes. Aber wozu treibt nicht der verruchte Hunger nach Gold? Aus Habsucht verkauften diese Heerführer nicht nur Fleisch von Schafen und Rindern, sondern auch bald von verreckten Hunden und unreinen Tieren zu hohen Preisen, so daß sie einen Sklaven gegen einen einzigen Laib Brot, oder zehn Pfund (Münze) gegen ein

Stück Fleisch eintauschten. Als aber den Goten die Sklaven und die Gerätschaften ausgingen, forderte der habgierige Kaufmann bei der drückenden Not die Söhne als Zahlung. Indem die Eltern diese hergaben, sorgten sie nur für das Wohl ihrer Kleinen. Denn sie hielten es für besser, daß sie ihre Freiheit, als daß sie ihr Leben verlören, wenn nämlich einer lieber aus Barmherzigkeit verkauft wird, wodurch er doch Nahrung erwarten kann, als für den Hungertod aufbewahrt.

In jener Zeit der Drangsal begab es sich, daß Lupicin, der Anführer der Römer, den Gotenhäuptling Fritigern zu einem Gastmahl einlud und ihm, wie der Ausgang zeigte, nach dem Leben trachtete. Fritigern, der keine Arglist befürchtete, kam, von Wenigen begleitet, zum Mahle. Während er aber im Feldherrnzelt speiste, hörte er das Geschrei der Seinigen, die elend gemordet wurden. In einem andern Teil des Hauses nämlich suchten die Soldaten des Feldherrn auf dessen Befehl die Gefährten Fritigerns, welche man eingeschlossen hatte, zu töten, und das laute Aufschreien der Sterbenden drang bis zu den schon argwöhnischen Ohren. Sogleich erkannte Fritigern den offenbaren Trug. Er zog sein Schwert aus der Scheide und entkam mit großer Verwegenheit und Schnelligkeit von dem Gastmahl, entriß die Seinigen dem drohenden Tod und trieb sie zur Rache an den Römern. So hatten die kriegstüchtigen Männer die erwünschte Gelegenheit gefunden, eher im Krieg als durch Hunger umzukommen, und sogleich waffneten sie sich, um Lupicinus und Maximus zu töten. Jener Tag nahm den Goten den Hunger und den Römern die Sicherheit. Nunmehr begannen die Goten nicht mehr als Fremdlinge und Ausländer, sondern als Bürger und Herren über die Besitzer des Landes zu herrschen und den ganzen Norden des Landes bis an die Donau in ihrem Besitz zu halten.

Als Kaiser Valens dies in Antiochia erfuhr, machte er rasch sein Heer kriegsfertig und zog nach Thrazien zu Felde. Hier kam es zu einer jammervollen Schlacht; darin siegten die Goten. Der Kaiser floh verwundet nach einem Bauerngut bei Adrianopel. Er wurde in das obere Stockwerk einer Hütte auf dem Felde geschafft, um dort, so gut es ging, notdürftig verbunden zu werden. Unterdessen waren die Feinde herangekommen, und da sie nicht wußten, wer in der Hütte war, entging er wenigstens der Schmach, lebendig gefangen zu werden. Denn die Feinde, welche die verrammelten Türen zu erbrechen suchten, wurden vom Dach aus mit Pfeilen beschossen. Das ärgerte sie, auch wollten sie nicht lange Zeit verlieren, um nicht beim Plündern

zu kurz zu kommen. Sie trugen daher Strohbündel und Holz zusammen, steckten es an und verbrannten die Hütte mit allen, die darin waren. Nur einer der Begleiter des Kaisers ließ sich durchs Fenster herab, wurde gefangen und eröffnete nachher den Barbaren, welchen Ruhm sie sich hätten entgehen lassen. Sie waren natürlich nicht wenig mißgestimmt, daß sie auf diese Weise den römischen Kaiser nicht lebendig gefangen hatten. Jener junge Mann entfloh später glücklich und erzählte dann, wie sich die Sache zugetragen hatte.

---

18. Alarichs erster Zug gegen Rom. (408.)

Als zu den in den Städten Italiens eingelagerten römischen Soldaten die Nachricht von Stilichos Tode gebracht wurde, überfielen sie die in jeder Stadt befindlichen Weiber und Kinder der Barbaren, brachten sie wie auf Verabredung sämtlich um und raubten, was sie an Habe besaßen. Als dieses die Verwandten der Gemordeten hörten, kamen sie von allen Seiten zusammen, und voll Unwillen über eine so große Ruchlosigkeit der Römer gegen die bei Gott beschworene Treue beschlossen sie alle, sich Alarich anzuschließen und mit ihm an dem Kriege gegen Rom teilzunehmen. Und als hierzu etwas mehr als dreißigtausend zusammengeschart waren, vereinten sie sich zu dem beschlossenen Zwecke.

Der Kaiser Honorius tat zur Verteidigung Italiens nichts, sondern schloß sich in Ravenna ein. Er setzte alle seine Hoffnungen auf die Gebete des Olympius und wurde so Urheber so großen Unglücks für Rom. Denn er stellte solche Anführer an die Spitze des Heeres, die den Feinden nur Verachtung einflößen konnten. Auch die übrigen Anstalten stimmten mit diesen überein. Daher verzweifelten alle und hatten nichts als den Untergang Italiens vor Augen.

Wie dieses alles so angeordnet war, brach Alarich zu dem Zuge gegen Rom auf und lachte der Anstalten des Honorius. Und da er dieses so sehr große Unternehmen nicht nur mit gleicher Macht, sondern mit überlegenen Mitteln in Angriff zu nehmen gedachte, so berief er den Ataulf, seiner Gattin Bruder, aus dem oberen Pannonien zu sich, um mit ihm an dem Zuge teilzunehmen. Denn der hatte eine nicht zu verachtende Menge von Hunnen und Goten bei sich. Doch wartete er seine Ankunft nicht ab, sondern rückte vor, an Aquileia vorbei und ging

über den Po. Auch Ravenna ließ er liegen und zog auf Rom zu. Alle am Wege liegenden Kastelle und Städte wurden geplündert.

Als Alarich in die Nähe Roms gekommen war, umschloß er ringsum alle Tore, und durch die Besetzung des Tiberflusses hinderte er die Zufuhr der Lebensmittel aus dem Hafen (Ostia). Als die Römer dieses sahen, beschlossen sie, auszudauern, da sie jeden Tag die Ankunft von Hilfe von Ravenna erwarteten. Da aber niemand kam und ihre Hoffnung getäuscht wurde, so beschlossen sie, das Maß des Getreides zu verringern und nur die Hälfte von dem zu verbacken, was vorher jeden Tag aufgewendet worden war — und dann, als der Mangel zunahm, nur den dritten Teil. Und als sich kein Mittel der Abhilfe für dieses Unglück zeigte und alles, was dem Magen helfen konnte, ausging, folgte auf den Hunger, wie gewöhnlich, die Pest; und alles war voll von Leichnamen. Da man aber außerhalb der Stadt die Leichen nicht begraben konnte — denn die Feinde bewachten jeden Ausgang — so war die Stadt selbst der Begräbnisort der Toten. Daher wurde die Stadt menschenleer, und wäre auch kein Mangel an Lebensmitteln gewesen, so reichte schon der von den Leichen aufsteigende Geruch hin zum Verderben der Einwohner.

Als nun die Not aufs äußerste stieg und zu fürchten war, sie möchten so weit kommen, sich untereinander selbst aufzuzehren, so sehr es auch dem Menschen abscheulich zu sein scheint, da sie alles andere versucht hatten, so beschlossen sie endlich eine Gesandtschaft an den Feind zu schicken mit der Erklärung: sie seien zum Frieden bereit unter mäßigen Bedingungen, noch bereiter zum Kriege, da das römische Volk die Waffen ergriffen habe und infolge beständiger Übung darin, wohl verstehe, sie zu führen.

Als die Gesandten zu Alarich kamen, trugen sie die Botschaft des Senates vor. Als Alarich diese hörte und daß das Volk die Waffen ergriffen habe und zum Kriege gerüstet sei, antwortete er: „Dichteres Gras ist leichter zu mähen als dünneres.“ Nach dieser Äußerung brach er in gewaltiges Lachen aus über die Gesandten. Als sie aber auf die Bedingungen des Friedens kamen, gebrauchte er Ausdrücke, die allen Übermut der Barbaren übertrafen. Denn er erklärte: nicht anders werde er von der Belagerung abstehen, als wenn er alles Gold und Silber, das die Stadt enthalte, empfangen habe und außerdem, was er an beweglicher Habe in der Stadt fände, und ferner alle Barbarensklaven. Als nun einer der Gesandten sagte: „Wenn du alles das bekämest, was lässest du denn den Einwohnern der Stadt übrig?“, da erwiderte er: „Das Leben!“

Nachdem die Gesandten diese Erklärung erhalten hatten, baten sie, mit denen in der Stadt verhandeln zu dürfen über das, was zu tun sei. Sie erhielten die Erlaubnis und berichteten die bei der Botschaft geführten Verhandlungen. Nachdem von beiden Seiten sehr viele Verhandlungen stattgefunden, wurde beschlossen, daß von seiten der Stadt gegeben werden sollten 5000 Pfund Gold, dazu 30000 Pfund Silber, 4000 seidene Gewänder, ferner 3000 mit Scharlach gefärbte Felle und Pfeffer an Gewicht 3000 Pfund.

Da aber die Stadt keine öffentlichen Gelder hatte, so waren diejenigen vom Senate, die Vermögen hatten, gezwungen, nach einer Aufzeichnung die Beisteuer zu leisten. Als es nun galt, nach dem Vermögen eines jeden den Beitrag zu bemessen, war es unmöglich, das Ganze vollständig zusammenzubringen, weil entweder die Besitzenden einen Teil von dem Vorhandenen verhehlten oder auch überdies die Stadt in Armut geraten war durch die beständigen Erpressungen der Gewalthaber. Da mußten die Römer beschließen, das Fehlende durch den Schmuck zu ergänzen, der um die Götterbilder gelegt war. So wurden nicht nur die Bildsäulen ihres Schmuckes beraubt, sondern man schmolz auch manche, die von Gold und Silber gemacht waren, ein. Eine derselben war auch die Bildsäule der Tapferkeit, welche die Römer „Virtus" nennen. Nach deren Vernichtung erlosch alles, was von Mannhaftigkeit und Tapferkeit bei den Römern noch war.

Auf diese Art wurde das Geld zusammengebracht. Nun beschloß man, eine Gesandtschaft an den Kaiser zu senden, um ihm zu melden von dem bevorstehenden Frieden, und daß Alarich nicht nur das Geld, sondern auch Söhne der Edeln als Geiseln haben wolle, wogegen er nicht nur Frieden, sondern auch Bundesgenossenschaft mit dem Kaiser schließen und sich mit den Römern gegen jeden vereinigen werde, der feindlich gegen sie gesinnt sei. Als auch der Kaiser zustimmte, daß der Friede unter diesen Bedingungen geschlossen werde, wurde das Geld den Barbaren gegeben. Alarich aber bewilligte denen von der Stadt einen Markt drei Tage lang, indem er ihnen sicheren Ausgang aus gewissen Toren gewährte und die Herbeiführung von Getreide aus dem Hafen zugelassen hatte. Nun atmeten die Römer wieder auf, verkauften, was sie Überflüssiges hatten, und kauften das Nötige oder verschafften es sich durch Eintausch gegen andere Sachen. Dann zogen die Barbaren von Rom weg und schlugen ihr Lager in Tuscien auf. Und fast alle Sklaven die in Rom waren, verließen fast Tag für Tag die Stadt und

schlossen sich den Barbaren an, insgesamt eine Menge von Vierzigtausend.

19. Am Hofe Attilas. (448.)

Der griechische Geschichtsschreiber Priscus erzählt:

Da der Friede zwischen Oströmern und Hunnen geschlossen war, schickte Attila wieder Gesandte zu den Oströmern und forderte die Überläufer. Die Oströmer empfingen die Gesandten, beschenkten sie mit reichlichen Gaben und schickten sie zurück mit der Antwort, daß sie keine Überläufer hätten. Wieder schickte er andere. Als auch diese beschenkt wurden, war eine dritte Gesandtschaft da und nach dieser eine vierte; denn er sah verächtlich auf die Gebelust der Römer, welche ihnen aus der Sorge kam, daß er von dem Bündnis abfallen könnte, und er schickte zu ihnen alle, denen er durch Gaben wohltun wollte, ersann Gründe und erdachte leere Vorwände. Die Römer aber gehorchten jeder Forderung und achteten als Herrenwort, was jener anbefahl.

Endlich schickte der Basileus[1]) den Gesandten Maximinus zu Attila mit einem kaiserlichen Briefe: Attila möge nicht das Bündnis auflösen und nicht in das Land der Römer fallen. „Außer den Flüchtlingen aber, die schon zurückgegeben sind, habe ich siebzehn für dich aufgehoben, da mehr nicht vorhanden sind.“ Dies nun stand in dem Briefe.

Für diese Gesandtschaft warb mich Maximinus durch Bitten zum Begleiter. Wir machten uns also mit den Barbaren auf den Weg und kamen nach Serdika, welches einem wohlgegürteten Mann dreizehn Tagereisen von der Stadt Constantins entfernt ist. Dort rasteten wir und beschlossen, den uns begleitenden Edika und seine Barbaren zur Abendmahlzeit einzuladen. Die Einwohner lieferten uns Schafe und Rinder, wir schlachteten sie und tafelten. Und als über dem Mahle die Barbaren den Attila, wir aber den Basileus rühmten, sagte einer, daß es nicht recht sei, Göttliches und Menschliches zu vergleichen, denn Attila sei ein Mensch, Theodosius aber ein Gott. Das ärgerte nun die Hunnen, und kurz darauf wurden sie zornig und fuhren auf. Wir aber wendeten das Gespräch auf anderes und besänftigten ihren Groll durch Freundlichkeit.

Als wir nach Naissus kamen, fanden wir die Stadt menschen-

[1]) Griechische Bezeichnung des Kaisers von Ostrom; damals der schwache Theodosius II.

leer, da sie durch die Kriege zerstört war; nur in den Trümmern der geweihten Häuser waren noch einige, die krank darniederlagen. Etwas aufwärts vom Flusse traten wir auf reinen Grund, denn an dem Ufer lag alles voll von Gebeinen solcher, die im Kriege getötet waren.

Als wir durch die Nacht reisten und von den Bergen bei Naissus den Weg zum Donaufluß machten, kamen wir in ein enges Tal, welches viele Biegungen, Umwege und Schluchten hatte. Als darin der Tag anbrach, waren wir in der Meinung, nach Westen zu reisen, und die Sonne ging uns auf der verkehrten Seite auf, so daß wir, unkundig der Bodenbildung, aufschrien, weil die Sonne einen entgegengesetzten Weg mache und Feindliches anzeige. Nämlich wegen der Unregelmäßigkeit der Gegend zog sich dieser Teil der Straße dem Sonnenaufgang entgegen. Nach diesem ungünstigen Strich gelangten wir in eine waldige Ebene. Dort nahmen uns Fährleute der Barbaren in Kähne auf, die aus einem Stamm bestehen, den sie selbst aushöhlen und glätten. Sie fuhren uns über den Fluß, waren aber nicht unsertwegen angestellt, sondern um ein Barbarenheer überzusetzen, welches uns auf dem Wege entgegenkommen sollte; denn Attila wollte auf den römischen Grund übersetzen, scheinbar wegen einer Jagd, in Wahrheit aber, weil er das skythische[1]) Reich zum Kriege rüstete, unter dem Vorwande, daß ihm nicht alle Flüchtlinge übergeben seien. Da wir über die Donau gesetzt hatten und mit den Barbaren etwa siebenzig Stadien gezogen waren, wurden wir genötigt, auf einer Ebene Halt zu machen, bis Ediko und seine Begleiter dem Attila Boten unserer Ankunft geworden wären; bei uns aber blieben einige Barbaren, welche uns das Geleit geben sollten. Als wir gegen Abend die Mahlzeit einnahmen, hörte man Rosseshufe, die sich näherten, und zwei skythische Männer ritten heran und befahlen uns, zu Attila aufzubrechen. Wir aber ersuchten sie, zuerst zum Essen zu bleiben, sie sprangen von den Pferden, tafelten mit uns und wiesen uns am nächsten Tage den Weg.

Da wir nun um die neunte Tagesstunde zu Attilas Zelten kamen — es waren ihrer aber viele — wollten wir auf einem Hügel unser Zelt schlagen. Das wehrten die Barbaren, welche dazu kamen, weil unser Zelt das des Attila in der Ebene überherrsche. Während wir abschirrten, wo es den Skythen gut-

[1]) Die Oströmer nannten alle Völker nördlich der Donau: Skythen. Hier sind die Hunnen gemeint.

dünkte, kamen andere Boten von Attila und befahlen uns, sofort wieder zurückzureisen.

Als die Lasttiere bereits angejocht waren und wir wider Willen unsere Reise zur Nachtzeit rüsteten, erschienen andere von den Barbaren und meldeten, daß Attila uns befehle, der späten Tageszeit wegen zu warten. Einige kamen und brachten uns an die Stelle, wo wir lagerten, einen Ochsen und Flußfische, welche Attila schickte. Wir hielten also unser Mahl und legten uns zum Schlummer. Als der Tag anbrach, meinten wir etwas Günstiges und Holdes von dem Barbaren zu vernehmen. Er aber sandte wieder dieselben Männer mit dem Befehl, wir sollten fortgehen. Da ich nun den Maximinus in großem Kummer sah, nahm ich zu mir den Rusticius, der die Sprache der Barbaren verstand und mit uns nach Skythien gereist war — nicht der Gesandtschaft wegen, sondern in einem eigenen Geschäft — und begab mich zu dem Bruder des Onegis[1]), der damals selbst noch nicht anwesend, und sagte ihm durch den Mund des Rusticius, er werde sehr große Geschenke von Maximinus erhalten, wenn er ihm Eintritt bei Attila verschaffe. Unsere Sendung werde nicht nur den Römern und Hunnen nützen, auch dem Onegis. Denn es sei unser Begehr, daß dieser zum Basileus komme und die Händel zwischen den Völkern schlichte; wenn er aber komme, werde er die größten Geschenke erhalten. Da nun Onegis nicht anwesend sei, so müsse sein Bruder für uns, noch mehr für den Bruder, in der guten Sache Verbündeter sein. Er aber versetzte, wir sollten nicht zweifeln, daß er mit gleichem Recht wie sein Bruder vor Attila rede und handle, und sogleich bestieg er sein Roß und sprengte zu dem Zelt des Attila. Als ich zum Maximinus zurückkam, der sich ängstigte über das Bevorstehende, sagte ich ihm, was ich vollbracht und daß man die Geschenke für den Barbaren zurechtmachen und überlegen müsse, was wir ihm vortragen wollten. Darauf erhob er sich — denn ich traf ihn auf dem Boden im Grase liegen — lobte mein Tun, rief die Leute zurück, welche schon mit den Zugtieren aufbrachen, und überlegte, wie man den Attila anreden und wie man ihm die Geschenke des Basileus und die Gaben des Maximinus überreichen sollte.

Während wir damit beschäftigt waren, sandte Attila nach uns. Wir gingen deshalb zu seinem Zelt, welches durch einen Kreis von wachenden Barbaren der Menge gesperrt war. Als

[1]) Onegis war als Knabe (wahrscheinlich als Geisel) an den Hof Attilas gekommen. Er war der mächtigste Ratgeber des Hunnenkönigs.

wir Eintritt erhielten, fanden wir den Attila auf einem hölzernen Sessel sitzen.

Wir aber standen ein wenig entfernter von dem Thron, während Maximinus vortrat und den Barbaren begrüßte. Er übergab den Brief des Basileus und sagte dabei: „Der Basileus fleht Heil für dich und die Deinen.“ Jener aber antwortete: „Mag den Römern werden, was sie mir wünschen.“ Er schalt heftig, daß noch viele Überläufer seines Volkes bei den Römern wären. Und er befahl den Schreibern, die Namen derselben von ihrem Papier abzulesen. Nachdem diese alle Überläufer durchgegangen waren, befahl er, den Römern zu sagen, daß sie alle Barbaren, die zu ihnen geflohen wären, herausgeben sollten; denn er wolle nicht leiden, daß seine Knechte gegen ihn mit den Waffen zu Felde lägen. „Ihr habt ihnen die Wacht eures Heimatlandes übergeben, aber sie sind unvermögend euch zu helfen, denn welche Stadt oder welche Burg bleibt ihnen sicher, wenn ich sie einnehmen will? Wenn ihr meinen Willen wegen der Überläufer verkündet habt, dann kehrt schleunig zurück und berichtet, ob man die Überläufer zurückgeben oder Krieg um sie führen will.“ Vorher aber hatte er dem Maximinus befohlen zurückzubleiben, bis er durch ihn dem Basileus auf seinen Brief antworten werde. Und nun forderte er die Geschenke. Wir gaben sie also, gingen in unser Zelt und berieten uns über alle seine Reden.

Indem wir dies besprachen, kamen Leute des Attila und erklärten, daß wir weder einen römischen Kriegsgefangenen noch einen Barbarensklaven, oder Rosse, oder irgend etwas anderes außer Lebensmitteln kaufen dürften, bis die Streitpunkte zwischen Römern und Hunnen ausgeglichen seien. Uns aber zwang Attila unter dem Vorwand, daß er eine Antwort mit der Gesandtschaft senden werde, die Ankunft des Onegis zu erwarten, damit auch dieser Geschenke erhalte, die wir ihm spenden wollten und die der Basileus geschickt hatte. Denn Onegis war zufällig mit dem ältesten Sohn des Attila entsendet. So hielt Attila uns zurück.

Am zweiten Tage zogen wir mit dem Attila weiter nach Norden. Einige Tage reisten wir mit den Barbaren, dann schlugen wir einen andern Weg ein, auf Forderung unseres skythischen Geleits, weil Attila in einem Dorfe anhielt, in welchem er die Tochter des Eskam heiraten wollte. Denn obgleich er schon viele Frauen hatte, führte er nach skythischem Brauch auch diese heim. Wir zogen auf bequemem Wege in der Ebene und setzten über schifftragende Flüsse. Wir überfuhren sie teils

auf einstämmigen Kähnen, deren sich die Anwohner der Flüsse bedienen, teils auf Fähren, welche die Barbaren auf ihren Wagen über die seichten Stellen schaffen. In den Dörfern wurden uns Lebensmittel geliefert, statt des Weizens Hirse, statt des Weines Meth, wie er im Lande genannt wird; auch die Knechte, welche uns folgten, wurden durch Hirse ernährt und erhielten ein Gerstengetränk geliefert; die Barbaren nennen es Kamum (Dünnbier). Als wir einen langen Weg zurückgelegt hatten, lagerten wir in der Dämmerung an einem Teiche.

Da erhob sich plötzlich ein Wind und Wetter mit Donner, unaufhörlichen Blitzen und starkem Platzregen. Er warf uns nicht allein das Zelt um, sondern wälzte auch unser ganzes Gepäck in das Wasser des Teiches. Durch das Getöse in der Luft und den Unfall erschreckt, verließen wir die Stelle, kamen in Finsternis und Regen auseinander und suchten uns jeder den Weg, der uns gehbar erschien. Da wir zu den Hütten des Dorfes gekommen waren — denn alle hatten wir uns einzeln dorthin geschlagen — traten wir zusammen und suchten mit Geschrei die verlorenen Sachen. Bei dem Lärme sprangen die Skythen heraus, zündeten Rohr an, welches sie zum Feuer verwendeten, machten Licht und fragten, was wir mit unserem Geschrei wollten. Als unsere Barbaren antworteten, daß wir durch das Unwetter aufgescheucht wären, riefen sie uns zu sich, nahmen uns auf und gaben uns Herberge, indem sie viele Rohrstengel anbrannten. In dem Dorfe aber herrschte eine Frau, es war eine von den Frauen des Bleda, des Bruders Attilas; sie sandte uns Lebensmittel. In den Hütten verweilten wir bis zum Tage, dann gingen wir an das Sammeln des Gepäckes und fanden alles, zum Teil an der Stelle, wo wir am Abend vorher abgeschirrt hatten, zum Teil am Ufer des Teiches, manches auch im Wasser selbst. Und wir verbrachten diesen Tag in dem Dorfe, um alles zu trocknen, denn der Sturm hatte aufgehört und es war heller Sonnenschein. Als wir auch für die Rosse und das übrige Zugvieh gesorgt hatten, gingen wir zu der Königin, begrüßten sie, und boten ihr Geschenke: drei silberne Becher, rotes Leder, indischen Pfeffer, eingemachte Palmensprossen und ähnliches Naschwerk, welches bei den Barbaren in Ehren steht, weil es nicht inländisch ist; und wir wünschten ihr Heil für ihre Gastlichkeit.

Als wir sieben Tagefahrten gemacht hatten, rasteten wir in einem Dorfe auf die Forderung unserer skythischen Führer, weil Attila auf derselben Straße zog und wir hinter ihm reisen sollten. Dort trafen wir mit Männern der Weströmer zusammen,

welche ebenfalls als Gesandte zu Attila kamen. Die Gesandten aber kamen, um den Attila zu erweichen. Wir machten denselben Weg, harrten, bis Attila vorausfuhr, und folgten mit dem ganzen Haufen. Wir überschritten einige Flüsse und kamen endlich zu einem sehr großen Dorfe, in welchem, wie man sagte, stattlichere Häuser des Attila waren als irgendwo anders. Sie waren aus Balken und schön geglättetem Täfelwerk gefügt und durch einen hölzernen Zaun geschlossen, der nicht zur Sicherheit, sondern zum Schmuck verfertigt war. Nächst dem Hause des Königs war das des Onegis ansehnlich. Auch dies hatte eine hölzerne Umfriedigung, aber sie war nicht wie die des Attila mit Türmen geziert. Nicht weit von der Umfriedigung war ein Bad, welches Onegis, nach dem Attila der Vermögenste unter den Skythen, aus Steinen gebaut hatte, die er herbeigeschafft hatte. Denn die Barbaren jener Landschaft haben nicht Stein, nicht Baum, sondern verwenden eingeführtes Bauholz. Der Baumeister des Bades war als Kriegsgefangener herzugebracht; er wurde in seiner Hoffnung getäuscht, als Lohn für dieses Werk die Freiheit zu erhalten, ja, die Last seiner skythischen Sklaverei wurde noch größer, denn Onegis stellte ihn als Bader an, und er bediente ihn und die Seinen beim Bade.

Als Attila in dieses Dorf einzog, empfingen ihn Mädchen. Sie zogen in Reihen vor ihm her unter feinen weißen Schleiern, welche sie hoch ausgebreitet hielten, so daß unter jedem Schleier, der von den Mädchen unter ihm mit den Händen gehalten wurde, sieben und mehr Mädchen schritten; es waren aber viele solcher Frauenreihen unter den Schleiern, und sie sangen skythische Gesänge. Da man nahe an die Häuser des Onegis gekommen war — denn der Weg nach dem Königsschloß führte hindurch —, trat die Gemahlin des Onegis daraus hervor mit vielen Mägden, von denen die einen Zukost, die anderen Wein trugen — denn dies ist bei den Skythen die größte Artigkeit — sie huldigte dem Attila und bat ihn anzunehmen, was sie ihm aus gutem Herzen darbiete. Er aber, huldvoll gegen die Gattin eines vertrauten Mannes, aß auf dem Pferde sitzend, indem sein Barbarengefolge die Tafel, welche von Silber war, in die Höhe hielt. Er kostete auch von dem Becher, der ihm entgegengehalten wurde, und zog dann in das Königsschloß, welches die andern Häuser überragte und auf einer hohen Stelle lag. Wir aber blieben auf den Befehl des Onegis in dessen Wohnung, denn Onegis war mit dem Sohne des Attila angelangt. Und wir speisten dort, indem uns die Gattin und

die Vornehmen seines Geschlechts aufnahmen. Aber er selbst war gerade zum erstenmal nach seiner Rückkehr bei Attila, diesem über das Unglück zu berichten, welches dem Sohne Attilas zugestoßen war. Denn dieser war ausgeglitten und hatte die rechte Hand gebrochen. Deshalb hatte Onegis keine Muße, mit uns zu schmausen.

Nach dem Mahl verließen wir die Wohnung des Onegis und schlugen nahe bei den Gebäuden des Attila die Zelte auf, damit Maximinus, der zum Attila eingehen oder doch mit seiner Umgebung verhandeln mußte, nicht weit entfert sei. Nachdem wir diese Nacht an der Stelle verbracht hatten, wo wir abgeschirrt, sandte mich Maximinus bei anbrechendem Tage zu Onegis, damit ich diesem die Geschenke gäbe, welche Maximinus selbst spendete und welche der Basileus an Onegis sandte, und damit Maximinus erführe, ob und wann Onegis mit ihm sich unterreden wolle. Ich ging also mit den Dienern, welche die Gaben trugen, zu Onegis, und da die Türen noch geschlossen waren, wartete ich, bis jemand herauskäme, unsere Ankunft zu melden.

Als ich mich verweilte und den Zaun der Wohnung umschritt, kam einer heran, den ich nach seiner skythischen Tracht für einen Barbaren hielt, und begrüßte mich mit hellenischer Rede, so daß ich mich verwunderte, wie doch ein skythischer Mann hellenisch rede. Denn da sie sehr gemischt sind, bedienen sie sich außer ihrer eigenen barbarischen Sprache der gotischen oder auch der italischen, wenn einer gerade mit den Römern Verkehr hat; doch nicht leicht spricht einer von ihnen Griechisch, außer den Kriegsgefangenen, die sie fortgeführt haben. Die Art aber war leicht zu erkennen, so wie man sie ansah, an ihren zerrissenen Kleidern und dem struppigen Haupt als Leute, die in das Unglück gekommen sind. Dieser jedoch glich einem wohlhabenden Skythen, er war gut gekleidet und trug das Haupt rund umschoren. Ich grüßte ihn wieder und fragte ihn, wer er sei, und woher er in das Barbarenland gekommen wäre und die skythische Lebensart angenommen hätte. Er antwortete, weshalb ich dies wissen wolle; ich aber sagte, die Ursache meines Forschens sei seine hellenische Sprache. Da lachte er und erzählte mir, daß er von Herkunft ein Grieche sei; in Handelsgeschäften war er nach einer Stadt an der Donau gekommen. Dort wohnte er lange Zeit und heiratete eine reiche Frau. Sein Wohlstand aber ging zugrunde, als die Stadt unter die Barbaren kam, und weil er reich war, schied ihn Onegis bei der Teilung der Beute für sich aus; denn unter den reichen Gefangenen hatten nach dem Attila die Häuptlinge der Skythen

die Wahl, weil sie über die größte Zahl gesetzt waren. In den späteren Kämpfen gegen die Römer und das Volk der Akatziren kämpfte er wacker mit und gab seinem Barbarenherrn nach skythischem Gesetz ab, was er im Kriege gewonnen hatte. Dadurch erlangte er die Freiheit. Er hatte auch ein Barbarenweib geheiratet und von ihr Kinder. Und er war Tischgenosse des Onegis und hielt, wie er sagte, die Gegenwart für besser als sein früheres Leben, denn bei den Skythen lebe man, wenn nicht Krieg sei, in Muße. Man genießt alles, was man hat, und wird gar nicht oder nur wenig belästigt. Bei den Römern aber gehe man leicht im Kriege unter, die Hoffnung der Rettung aber müsse man auf andere stellen, da die Tyrannei nicht gestatte, daß jemand Waffen trage. Auch den Bewaffneten sei die Nichtswürdigkeit der Feldherrn verderblich, welche den Krieg nicht verstünden. Im Frieden aber sei das Schicksal noch härter als die Übel des Krieges, wegen der sehr harten Eintreibung der Steuern und der Quälerei durch die Schlechten, da die Gesetze nicht für jedermann da wären. Denn gehört der Übertreter des Gesetzes zu den Reichen, so erhält er für seine Ungerechtigkeit keine Strafe; wenn er aber arm ist und in Rechtssachen nicht Bescheid weiß, so verfällt er der Schwere des Gesetzes, falls er nicht etwa, nachdem lange Zeit verstrichen und der größte Teil seines Vermögens darauf gegangen ist, noch vor dem Urteilsspruch aus dem Leben scheidet. Das Ungerechtigste aber von allem ist die Bezahlung, welche die Rechtsleute erhalten; denn dem Geschädigten öffnet sich das Gericht nicht, wenn er nicht dem Richter und seinen Dienern etwas Silber hinlegt.

Während wir dies besprachen, kam jemand von drinnen und öffnete die Türen des Zaunes. Ich lief hinzu und fragte, was Onegis mache, ich wolle ihm etwas vom römischen Gesandten ausrichten. Jener antwortete, Onegis werde mir entgegenkommen, wenn ich ein wenig warte, denn er wolle ausgehen. Nicht lange darauf sah ich ihn herauskommen, trat vor und begann: „Der Gesandte der Römer grüßt dich, und ich komme und bringe zugleich seine Geschenke und das Gold, welches dir der Basileus schickt. Der Gesandte wünscht sehr, mit dir zusammenzutreffen; wo und wann willst du mit ihm reden?“ Und er befahl den Anwesenden, das Gold und die Geschenke zu nehmen, mir aber, dem Maximinus zu melden, daß er gleich zu ihm kommen werde. Ich ging also zurück und meldete, Onegis werde kommen. Gleich darauf trat er in das Zelt. Er redete den Maximinus an, dankte ihm und dem

Kaiser für die Geschenke und fragte, in welcher Absicht er nach ihm geschickt habe. Dieser aber begann, es sei eine gute Gelegenheit, daß Onegis höheren Ruhm bei den Menschen erhalte, indem er zum Basileus komme, die Streitigkeiten durch seine Klugheit schlichte und die Eintracht zwischen Römern und Hunnen herstelle. Dadurch werde er nicht allein beiden Völkern Heil bringen, sondern auch seinem Hause vieles Gut erwerben, denn für immer würden er und seine Söhne dem Basileus und dessen Geschlecht wert sein. Onegis aber versetzte, er könne dem Basileus nur sagen, was Attila wolle. „Oder glauben die Römer," sprach er, „mich durch Bitten so zu umgarnen, daß ich den Herrn verrate und nicht gedenke meiner Erziehung bei den Skythen, meiner Frauen und Kinder? Höher achte ich den Dienst bei Attila als den Reichtum der Römer. Ich werde euch aber mehr in meiner Heimat nützen, wenn ich den Unwillen meines Herrn da besänftige, wo er den Römern zürnt, als wenn ich zu euch komme und mich einem Vorwurf aussetze, indem ich anders entscheide, als meinem Herrn gut dünkt." So sprach er und meinte, ich solle den Vermittler machen, wenn wir ihn etwas zu fragen hätten; denn dem Maximinus, der den Rang hatte, war ein fortwährendes Heimsuchen nicht anständig. So entfernte er sich.

Ich aber ging am folgenden Tage in die Umfriedung des Attila und brachte seiner Gattin Geschenke. Kerka war ihr Name, und Attila hatte von ihr drei Söhne. Innerhalb der Umfriedung aber waren viele Gebäude, teils aus geschnitztem und zierlich gefügtem Täfelwerk, andere aber aus geglätteten Balken, die aufrecht in Entfernungen auseinander gestellt und mit geschweiftem, zusammenschwingendem Holzwerk bekrönt waren. Diese Bögen fingen am Boden an und reichten bis zu mäßiger Höhe. Dort wohnte die Gattin des Attila. Ich erhielt durch die Barbaren an der Tür Einlaß und traf sie auf weichem Lager liegend, der Boden aber war mit wollenen Teppichen bedeckt, so daß man auf diesen ging. Um sie standen eine Menge Dienerinnen im Kreise, und Dienerinnen saßen auf dem Boden ihr gegenüber und stickten bunte Farben in feine Leinwand, welche zum Schmuck den Barbarenkleidern aufgesetzt wird. Ich trat heran, begrüßte sie und gab die Geschenke.

Als ich herausging und zu den andern Gebäuden kam, in denen Attila wohnte, wartete ich, bis Onegis herauskäme, der sich darin befand. Ich stand mitten unter dem Haufen, denn ich war den Wachen des Attila und den Barbaren des Gefolges bekannt und wurde nicht zurückgehalten; da sah ich den

Haufen in Bewegung, Auflauf und Lärm auf dem Platze, weil Attila hervorkommen sollte. Er trat aus dem Hause, schritt würdig einher und schaute hierhin und dorthin. Er ging mit dem Onegis auf und ab, dann stand er vor dem Hause, und viele, welche Zwist miteinander hatten, traten herzu und empfingen seinen Bescheid. Darauf kehrte er in das Haus zurück und empfing Gesandte der Barbaren, die zu ihm kamen.

Während ich noch auf Onegis wartete, redeten mich die Gesandten an, welche aus Italien zum Attila gekommen waren. Sie fragten, ob wir entlassen wären oder noch bleiben müßten. Ich sagte, daß ich an der Umfriedung harre, um dies von Onegis zu erfahren. Und ich fragte sie wieder, ob ihnen Attila Sanftes und Wohlgeneigtes wegen ihrer Gesandtschaft geantwortet habe. Sie aber sagten, er hätte durchaus nicht seine Meinung geändert, sondern drohe mit Krieg.

Nach der Rückkehr in das Zelt erschien ein Bote und meldete, daß Attila uns beide zum Mahle lade, es werde zur neunten Tagesstunde sein. Wir beobachteten die rechte Zeit, und zum Mahle gerufen, traten wir und die Gesandten der Weströmer ein und standen auf der Schwelle dem Attila gegenüber. Die Weinschenken boten einen Becher nach der Landessitte, damit auch wir, bevor wir niedersaßen, den Heilwunsch aussprechen sollten. Als wir dies getan und aus dem Becher gekostet hatten, gingen wir zu den Sesseln, auf denen man bei der Mahlzeit sitzen mußte. Alle Sessel standen längs den Wänden des Saales, auf den beiden gegenüberliegenden Seiten. In der Mitte aber saß auf einem Tafelbett Attila, und hinter ihm war ein anderes Tafelbett, von dem einige Stufen auf sein Nachtlager führten, welches durch Schleier und bunte Vorhänge schmuckvoll verhüllt war, so wie die Hellenen und Römer den Brautleuten ihr Lager zurichten. Für die vornehmste Reihe der Tafelnden hielten sie die rechte Seite des Attila, für die zweite aber die linke, an welcher wir waren. Onegis saß auf einem Sessel zur rechten Seite des königlichen Bettes, und gegenüber dem Onegis saßen auf einem Sessel zwei Söhne des Attila, der älteste aber saß auf dem Tafelbett des Königs, nicht nahe an ihm, sondern an der Ecke, und blickte aus Ehrfurcht vor dem Vater zu Boden. Als wir alle nach dem Range saßen, kam der Weinschenk und bot dem Attila eine Schale Wein. Er nahm sie und grüßte den ersten im Range. Wer durch den Gruß geehrt wurde, stand auf und durfte sich nicht eher setzen, bis er entweder gekostet oder auch ausgetrunken und den Becher dem Schenken zurückgegeben hatte. Dem sitzenden Attila aber

zeigten auf dieselbe Weise alle Anwesenden ihre Ehrfurcht, indem sie die Becher nahmen und nach dem Heilwunsch daraus tranken. Jedem wartete ein besonderer Schenk auf, der nach der Reihe eintreten mußte, wenn der Schenk des Attila abtrat. Nachdem der zweite und die folgenden begrüßt worden waren, empfing Attila auch uns in gleicher Weise nach der Ordnung der Stühle.

Als mit diesem Gruß alle geehrt waren, gingen die Schenken hinaus, und zuerst wurde dem Attila eine Platte vorgesetzt, dann den andern, je eine für drei, vier oder auch mehr Männer, von denen jeder sich aus den Gerichten der Platte nehmen konnte, ohne von der Sesselreihe aufzustehen. Und zuerst trat herein der Truchseß des Attila; er trug eine Tafel voll Fleisch, und die Diener, welche allen aufwarteten, setzten nach ihm Brot und Zukost auf die Tische. Den andern Barbaren und uns wurden leckere Gerichte zugerichtet, welche auf silbernen Scheiben lagen, für den Attila aber lag auf der hölzernen Tafel nichts als Fleisch. Mäßig erwies er sich auch in allem übrigen, denn den Männern des Mahles wurden goldene und silberne Becher gegeben, sein Trinkgefäß war von Holz. Schlicht war auch sein Gewand, es zeigte keine andere Sorgfalt, als daß es rein war; auch sein umgegürtetes Schwert und die Bänder der Barbarenschuhe, auch das Geschirr des Rosses waren nicht, wie bei den übrigen Skythen, mit Gold oder Steinen oder anderen Kostbarkeiten geschmückt. Und als die Speisen des ersten Ganges verzehrt waren, standen wir alle auf, und nicht eher kam der Stehende in den Sessel, als bis nach der früheren Reihenfolge jeder einen vollen Becher Wein, der ihm gereicht wurde, austrank und für Attila Heil erflehte. Als er auf diese Weise geehrt war, saßen wir nieder, und jedem Tisch wurde die zweite Tafel aufgesetzt, welche andere Gerichte hatte. Nachdem sich alle auch von diesen bedient hatten, standen wir auf dieselbe Weise auf, tranken wieder aus und setzten uns. Als es Abend wurde, zündete man Fakeln an, und zwei Barbaren, welche dem Attila gegenübertraten, sagten selbst verfaßte Lieder her, worin sie seine Kriegstugenden und Siege besangen. Auf die Sänger schauten die Gäste, die einen freuten sich über die Gedichte, die andern dachten an ihre Kämpfe und wurden begeistert, manche aber weinten, denen durch die Zeit der Leib kraftlos geworden war und der wilde Mut zur Ruhe gezwungen.

Nach den Gesängen trat ein skythischer Narr ein, welcher Seltsames, Unsinniges und Albernes herausstieß und allen Gelächter erregte. Nach ihm erschien Zerkon, der Maurusier, lächer-

lich durch seine Häßlichkeit und sein Stammeln, denn er war zwerghaft, buckelig, krumm von Beinen, mit einer Nase, die so aufgestülpt war, daß man sie kaum vor den Nasenlöchern sah. Er erregte allen durch Aussehen, Tracht, Stimme und die zusammengestoppelte Rede, welche Lateinisch, Hunnisch und Gotisch durcheinander mengte, ein unauslöschliches Gelächter. Nur dem Attila nicht. Denn dieser blieb unverändert und sein Antlitz ohne Bewegung, und weder im Wort noch im Tun zeigte er Heiterkeit, außer daß er den jüngsten seiner Söhne, als dieser eintrat und zu ihm kam, an der Wange zog und mit freundlichen Augen anblickte. Als ich mich aber wunderte, daß er die andern Kinder nicht beachte und für dieses Neigung habe, erzählte mein Tischnachbar, ein Barbar, welcher der lateinischen Sprache kundig war und mich zuvor ermahnt hatte, nichts von seinen Reden weiter zu sagen, daß die Wahrsager dem Attila verkündet hätten, sein Geschlecht werde herunterkommen, durch diesen Sohn aber wieder erhöht werden. Als sie das Gelag in die Nacht hineinzogen, wollten wir endlich dem Trunk nicht mehr Bescheid tun und entfernten uns.

Da es Tag wurde, gingen wir zum Onegis und sagten, wir müßten abgefertigt werden und nicht unnütz die Zeit verbringen. Er beschied, Attila wolle uns entsenden. Kurz darauf beriet er mit den Häuptlingen über die Forderungen des Attila und verordnete den Brief an den Basileus im Beisein der Schreiber und des Rusticius, der wegen seiner Sprachkunde den Barbaren bei Abfassung der Briefe half.

Unterdes lud auch die Kerka, die Gemahlin des Attila, uns zur Tafel ein bei dem Adames, der ihre Geschäfte besorgte. Wir gingen zu ihm mit einigen Häuptlingen des Volkes und fanden Unterhaltung. Denn er nahm uns mit holdseligen Worten auf und mit auserlesener Mahlzeit, und jeder von den Anwesenden stand auf und bot uns mit skythischer Höflichkeit einen vollen Becher, und wenn man ausgetrunken, fiel er einem um den Hals und küßte uns und nahm den Becher zurück. Nach der Mahlzeit aber gingen wir in das Zelt und legten uns schlafen. Am andern Tage lud uns Attila wieder zum Mahle, und in der früheren Weise traten wir zu ihm ein und begingen die Ordnung des Mahles.

Als das Mahl vorüber war, vergingen nach der Nacht noch drei Tage, da wurden wir entlassen und mit den herkömmlichen Geschenken geehrt. Attila befahl auch allen Großen seines Gefolges, den Maximinus zu beschenken, und jeder sandte diesem ein Roß. Es sandte aber Attila mit uns einen Skythen, welcher

bei dem Gastmahl über uns gesessen hatte, als Gesandten zum Basileus.

---

20. Die Schlacht auf den katalaunischen Feldern (451) und Attilas Tod (453.)

Attila teilte die Herrschaft über die Hunnen mit seinem Bruder Bleda; aber um vorher zu der Unternehmung, die er beabsichtigte, stark genug zu sein, suchte er Verstärkung seiner Macht durch Brudermord und eilte zum Entscheidungskampfe für alle über die Leichen der Seinigen. Indessen fand er, wenn er auch durch diese abscheuliche Tat an Macht zunahm, doch durch die Wage der Gerechtigkeit einen schmählichen Ausgang für seine Grausamkeit. Nachdem er nämlich seinen Bruder Bleda heimtückisch ermordet hatte (445), der über einen großen Teil der Hunnen geherrscht, vereinigte er das ganze Volk unter seinem Zepter; und nachdem er die andern Völker, die ihm damals untertan waren, in großer Anzahl versammelt hatte, war sein sehnlichster Wunsch der, die ersten Völker der Welt, die Römer und Westgoten, zu unterwerfen. Sein Heer soll 500000 Mann stark gewesen sein.

Er war ein Mann, dazu geschaffen, die Welt zu erschüttern, der Schrecken aller Länder, der auf unerklärliche Weise alles in Furcht setzte durch den schrecklichen Ruf, der über ihn verbreitet war. Stolz schritt er einher und ließ nach allen Seiten die Augen schweifen, damit die Macht, die der hochmütige Mensch inne hatte, auch in seiner Körperbewegung sich zeigte. Er war ein Liebhaber der Kriege, aber persönlich zurückhaltend; seine Stärke lag in seiner klugen Umsicht. Gegen Bittende war er nicht hart, und gnädig gegen die, welche sich ihm einmal unterworfen hatten. Er war klein von Gestalt, breitschultrig, dickköpfig, hatte kleine Augen, spärliches Barthaar mit Grau untermischt, eine platte Nase, dunkle Hautfarbe, und trug die Kennzeichen seines Ursprungs.

Wenngleich er schon von Natur eine große Siegeszuversicht hegte, so erhöhte doch der Fund des Schwertes des Mars noch sein Selbstvertrauen; dasselbe hatte immer bei den Königen der Skythen für heilig gegolten. Der Geschichtschreiber Priscus berichtet, daß es bei folgender Gelegenheit entdeckt worden sei: Als ein Hirte ein Kalb unter seiner Herde hinken sah, ohne den Grund einer so bedeutenden Verwundung finden zu können, folgte er ängstlich den Blutspuren und stieß zuletzt auf ein Schwert, auf welches beim Abweiden des Grases das Kalb un-

vorsichtig getreten war. Er grub es heraus und trug es alsbald zu Attila. Dieser freute sich über das Geschenk, und kühn, wie er war, meinte er, er sei zum Herrn der Welt bestimmt und mit dem Schwerte des Mars sei ihm die Übermacht im Kriege verliehen.

Da Geiserich, der Vandalenkönig, erfuhr, daß dieser Mann auf die Verwüstung des Erdkreises sinne, so drängte er ihn durch viele Geschenke zum Krieg mit den Westgoten. Er fürchtete nämlich, Theodorich, der König der Westgoten, möchte die Schmach, welche er seiner Tochter angetan hatte, rächen. Diese war nämlich früher mit Hunnerich, dem Sohne Geiserichs, vermählt gewesen und hatte sich in der ersten Zeit wenigstens einer solchen Vermählung erfreut. Später aber hatte sie Geiserich, wie er denn selbst gegen seine Kinder grausam war, lediglich auf den Verdacht hin, daß sie versucht habe, ihn zu vergiften, mit abgeschnittener Nase und verstümmelten Ohren, ihrer natürlichen Zierde beraubt, ihrem Vater nach Gallien zurückgeschickt, so daß die Beklagenswerte ihm immer einen jämmerlichen Anblick bot. Solche Grausamkeit, durch die sogar Fremde hätten ergriffen werden müssen, konnte den Vater nur zu nachdrücklicher Rache aufreizen.

Attila nun brachte den schon lange beschlossenen Krieg infolge der Bestechung durch Geiserich zur Ausführung; er schickte Gesandte nach Italien zum Kaiser Valentinian, um Zwietracht zwischen Römer und Goten zu säen. Er wollte die, welche er in einer Schlacht zu besiegen nicht hoffen durfte, durch gegenseitigen Haß vernichten, und sagte deshalb, er wolle in keinem Punkt sein Freundschaftsverhältnis zum Reich verletzen; aber er habe gegen den Westgotenkönig Theodorich einen Kampf auszufechten. Da er nun gern mit seinem Anerbieten aufgenommen zu werden wünschte, so hatte er den übrigen Brief mit den herkömmlichen Schmeicheleien der Begrüßung überfüllt und suchte so für seine Lügen Glauben zu erwecken. Auf gleiche Weise schickte er Schreiben an den Westgotenkönig Theodorich und forderte ihn auf, sich von dem Bündnis mit den Römern loszusagen. Er solle sich wieder der Händel erinnern, die kurz zuvor gegen ihn erregt worden seien. So kämpfte der trotz aller Roheit verschlagene Mensch, ehe er den eigentlichen Krieg eröffnete, mit Ränken. Da sandte Kaiser Valentinian an die Westgoten und ihren König Theodorich eine Gesandtschaft mit folgendem Auftrag: „Eure Klugheit, tapferstes der Völker, gebeut es, euch mit uns gegen den Tyrannen der Welt zu vereinigen. Er will allgemeine Knechtschaft der Menschheit. Er sucht nicht

erst nach Gründen zum Krieg; was er auch tut — es scheint ihm gerecht. Sein Ehrgeiz ist grenzenlos; seinen Hochmut befriedigt seine Frechheit. Ein Verächter von Recht und Gesetz, offenbart er sich auch als Feind der Natur. Er, der sich als gemeinsamer Feind aller offenbart, verdient auch den Haß aller. Erinnert euch nur — das ist ja in aller Gedächtnis — daß ihr von seiten der Hunnen nicht mit Krieg, wo wenigstens das Verhältnis für beide Teil ein gleiches ist, sondern, wovor man sich mehr zu fürchten hat, durch List und Trug überwunden seid. Um von uns zu schweigen, — könnt ihr diesen Übermut straflos hingehen lassen? Ihr, die ihr mächtig seid durch eure Waffen, folgt eurer eigenen Entrüstung und vereinigt euch zu gemeinsamem Handeln mit uns. Kommt auch dem Reich zu Hilfe, von dem ihr einen Teil bewohnet. Wie sehr uns das Bündnis mit euch wünschenswert sein muß, danach fraget die Feinde selbst!" Durch diese und derartige Worte gewannen die Gesandten Valentinians den König Theodorich. Er gab ihnen folgende Antwort: „Ihr habt euren Wunsch, Römer; ihr habt den Attila auch uns zum Feind gemacht. Wir werden ihm folgen, wohin er uns ruft, und wenn er auch hochmütig ist wegen seiner Siege über viele Völker, so verstehen die Goten auch mit Hochmütigen zu kämpfen. Keinen Krieg ziemt es sich zu gefährlich zu nennen, außer wo die Sache keine gute ist; keine Gefahr kann uns schrecken, wenn ihr Bestehen rühmlich ist." Die Gefährten des Anführers bezeugten laut ihren Beifall, freudig folgte die Menge. Bei allen zeigte sich Kampfeseifer; schon wünschte man sich die Hunnen zu Feinden. Darum wurde vom Westgotenkönig Theodorich eine Unmasse Volkes aufgebracht. Vier von seinen Söhnen ließ er zu Hause. Nur die beiden ältesten, Thorismund und Theodorich, nahm er zu Genossen des Kampfes.

Auf seiten der Römer besaß der Patricius Aëtius solche Umsicht, daß er, nachdem seine Truppen von allen Seiten zusammengezogen waren, dem wilden, unzählbaren Feind, gegen den er zog, wohl gewachsen war. Denn folgende Hilfsvölker waren dabei: Franken, Sarmaten, Burgundionen, Sachsen, Ripuarer und einige andere keltische und germanische Stämme. So kam es auf den Katalaunischen Feldern zum Zusammenstoß. Auf beiden Seiten waren es die tapfersten Heere, die aneinander gerieten; nichts wurde in heimlichen Schlichen ausgemacht, sondern in offenem Kampfe wurde gefochten. Welche Sache ließe sich finden, die der Aufbietung so vieler Kräfte würdig wäre? Und wie groß mußte der Haß sein, daß er alle

gegeneinander in Waffen brachte? Es hat sich da erwiesen, daß das Menschengeschlecht für die Könige lebt, da hier auf den tollen Einfall eines einzelnen hin die Völker niedergemetzelt wurden, da infolge der Willkür eines übermütigen Königs zerstört wurde, was die Natur in so vielen Jahrhunderten geschaffen!

Bevor wir aber den Hergang der Schlacht selbst berichten, scheint es nötig zu erklären, was während des Verlaufes des Kampfes sich ereignete, da dieser ebenso weitläufig und verwickelt wie berühmt ist. Der Alanenkönig Sangiban nämlich versprach dem Attila aus Angst vor der Zukunft, sich ihm zu ergeben und die Stadt Orleans in Gallien, wo er damals stand, dem Attila in die Hand zu spielen. Sobald dies Theodorich und Aëtius erfuhren, führten sie vor Attilas Ankunft vor der Stadt große Verschanzungen auf und überwachten den verdächtigen Sangiban. Durch dieses Ereignis wurde der Hunnenkönig Attila bestürzt gemacht, traute seiner Macht nicht mehr, und scheute sich, den Kampf zu beginnen. Und da er die Flucht für noch schlimmer ansah als den Tod, beschloß er, durch die Wahrsager die Zukunft zu erforschen. Diese beobachteten nach ihrer Sitte bald die Eingeweide von Tieren, bald die Linien auf abgeschabten Knochen und prophezeiten den Hunnen Unglück; nur den schwachen Trost verkündeten sie zum Voraus, daß der oberste Führer der Feinde den Tod finden und durch seinen Untergang die Freude nach dem Siege trüben werde. Da nun Attila den Tod des Aëtius, der seinen Plänen im Wege stand, sogar mit seinem eigenen Untergang herbeiführen zu müssen glaubte, so eröffnete er, durch diese Weissagung bestimmt, um die neunte Tagesstunde mit großer Besorgnis die Schlacht, um bei unglücklichem Ausgang die Nähe der Nacht zu benutzen.

Die beiden Teile kamen, wie gesagt, auf den Katalaunischen Feldern zusammen. Das Schlachtfeld war eine Ebene, die sich allmählich ansteigend zu einer Anhöhe erhob. Dieses Punktes suchten sich beide Heere zu bemächtigen, weil seine günstige Lage nicht unbedeutende Vorteile bot; so besetzten die Hunnen mit den Ihrigen die rechte, die Römer und Westgoten mit ihren Hilfstruppen die linke Seite, und um den noch freien Gipfel des Berges erhob sich der Kampf. Den rechten Flügel bildete Theodorich mit den Westgoten, den linken Aëtius mit den Römern; den Sangiban, den oben erwähnten Anführer der Alanen, stellten sie ins Mitteltreffen und sorgten so mit militärischer Vorsicht dafür, daß sie den, auf dessen Treue we-

niger Verlaß war, zwischen die zuverlässigen Leute nahmen. Denn, wem der Weg zur Flucht versperrt ist, der fügt sich leicht in die Notwendigkeit zu kämpfen. Dagegen war die Schlachtordnung der Hunnen so, daß Attila mit seinen Tapfersten in der Mitte stand; bei dieser Anordnung hatte der König besonders den Zweck im Auge, daß er inmitten der Kerntruppen seines Volkes vor jeder drohenden Gefahr geschützt wäre. Seine Flügel bildeten viele verschiedenartige Stämme, die er sich unterworfen hatte. Darunter sind besonders die Ostgoten hervorzuheben unter ihren Anführern, den Brüdern Valamir, Theodemir und Videmir, die edler waren als der König selbst, dem sie damals dienten, da sie der Ruhm des Geschlechts der Amaler auszeichnete. Auch der hochberühmte Gepidenkönig Ardarich mit unzähligem Volk war da, der wegen seiner ungemeinen Ergebenheit gegen Attila an dessen Beratungen teilnehmen durfte. Wegen ihres großen Scharfsinns schätze Attila ihn und den Ostgotenkönig Valamir vor den übrigen Häuptlingen. Denn Valamir war verschwiegen, angenehm im Gespräch und in Listen wohl erfahren, Ardarich bewährt in seiner Treue und im Rat. Ihnen durfte er wohl den Kampf gegen ihre Stammesverwandten, die Westgoten, anvertrauen. Die übrige Masse, wenn man so sagen darf, der Könige und der Anführer der verschiedenen Völker harrten wie Leibwachen auf den Wink Attilas, und wenn er mit dem Auge ein Zeichen gab, so trat ein jeder mit Furcht und Zittern ohne Murren herzu und besorgte gewiß, was ihm befohlen wurde. Attila allein aber, der König der Könige, der über allen stand, war auch für alle besorgt.

Es fand also ein Kampf statt um den erwähnten Punkt. Attila schickte die Seinen ab, den Berggipfel zu nehmen; aber Thorismund und Aëtius kamen ihnen zuvor, erreichten zuerst die Spitze und verjagten die herankommenden Hunnen vermöge ihrer günstigen Stellung auf dem Berg mit Leichtigkeit. Da, als Attila durch diesen Mißerfolg sein Heer in Bestürzung geraten sah, hielt er es für angemessen, folgende Ansprache, wie ihm gerade der Augenblick die Worte bot, an dasselbe zu halten: „Wenn ihr nach den Siegen über so viele Völker, nach der Unterwerfung der Erde, hier stehet, so darf ich es wohl für töricht erachten, euch unter solchen Umständen mit Worten anzuspornen, als ob ihr nicht wüßtet, um was es sich handelt. Ein Neuling in der Heerführung, ein noch nicht erprobtes Heer könnte darnach Verlangen tragen. An was anders wäret ihr auch gewöhnt als an den Krieg? Was kann es Süßeres geben für einen tapferen Mann, als mit eigner Hand Rache zu üben?

Eine große Gabe der Natur ist es fürwahr, seinen Rachedurst zu stillen. Darum also laßt uns frisch die Feinde angreifen! Mutiger ist immer, wer den Kampf selbst eröffnet. Verachtet die Vereinigung zwieträchtiger Völker! Sich mit Bundesgenossen verteidigen, ist ein Kennzeichen der Furcht. Seht nur, noch vor unserem Angriff werden sie vom Schrecken gejagt, suchen Anhöhen zu gewinnen, besetzen Berggipfel und verlangen in zu später Reue nach Deckung im offenen Felde! Es ist euch bekannt, wie leicht die Waffen der Römer sind; vom Staub schon, geschweige denn von der ersten Wunde werden sie niedergedrückt, während sie noch in Reih und Glied treten, ihre Schlachtlinien bilden und die Schilde aneinander schließen! Kämpft mit eurer gewohnten Ausdauer, kümmert euch nicht um ihre Heeresmacht, dringet ein auf die Alanen, stürzt euch auf die Westgoten! Dort können wir einen raschen Sieg holen, wo der Kern der Feindesmacht ist. Wenn aber einmal die Sehnen abgehauen sind, sinken die Glieder kraftlos zurück. Da mag sich euer Mut hervortun, eure gewohnte Wut zum Ausdruck kommen! Wer verwundet wird, vergelte mit dem Tod eines Feindes: wer noch heil, sättige sich in ihrem Blut! Die Sieger wird kein Geschoß treffen; wer zum Tod bestimmt ist, den erreicht das Geschick auch in Friedenszeit. Warum sollte das Glück den Hunnen Sieg auf Sieg über so viele Völker verliehen haben, wenn es sie nicht auf die Freude dieses Kampfes hätte vorbereiten wollen? Das ist das Feld, das uns so viele Siege verheißen haben. Ich selbst werde zuerst mein Geschoß in die Feinde schleudern. Wenn einer Ruhe ertragen kann, während Attila kämpft, ist er tot." Hierdurch begeistert, stürzten sie alle in den Kampf.

Und obwohl die Lage eine furchtbare war, die Gegenwart des Königs befreite auch die Ängstlichen von jedem Zaudern. Es kam zum Handgemenge; ein schrecklicher Kampf, ein gewaltiger, vielförmiger, mit solcher Hartnäckigkeit geführt, wie es nirgends im Altertum berichtet wird. Wer dieses Wunders Anblick genoß, der hat nichts Großartigeres in seinem Leben sehen können. Denn, wenn man den Erzählungen der älteren Leute glauben darf — das Bächlein, das in niederen Ufern an der erwähnten Ebene vorbeifließt, schwoll von dem reichlichen Blut der Getöteten an und wuchs nicht wie sonst durch Regengüsse, sondern wurde infolge der ungewohnten Verstärkung durch des Blutes Zufluß ein reißender Gießbach. Und die, welche dort eine Verwundung den brennenden Durst zu stillen nötigte, schlürften das Naß mit Blut vermischt. So tranken sie, durch

ein klägliches Schickſal umſtrickt, das Blut, das ſie aus ihrer Wunde vergoſſen. Da wurde auch der König Theodorich, während er ermutigend ſein Heer durcheilte, vom Pferde geriſſen; und von den Füßen der Seinigen zertreten, endete er in frühem Alter. Andere dagegen behaupten, er ſei von dem Geſchoß des Andagis auf der Seite der Oſtgoten gefallen. Das war's, was die Wahrſager früher dem Attila verkündet hatten, obwohl er es auf Aëtius bezogen hatte. Da trennten ſich die Weſtgoten von den Alanen und drangen auf die Scharen der Hunnen ein; und faſt hätten ſie den Attila getötet, wenn er nicht vorher vorſichtig geflohen wäre und ſich und die Seinen ſogleich in das Gehege ſeines Lagers, das er mit Wagen umgeben hatte, eingeſchloſſen hätte.

Wenngleich dies nur eine gebrechliche Schutzwehr bildete, ſo ſuchten doch dort diejenigen Friſtung ihres Lebens, denen kurz zuvor kein Mauerwall hätte widerſtehen können. Thorismund aber, des Königs Theodorich Sohn, der mit Aëtius den Hügel vorweggenommen und die Feinde von der Höhe herabgejagt hatte, geriet im Glauben, zu ſeinem Volke zu kommen, in finſtrer Nacht ahnungslos zwiſchen die Wagen der Feinde. Als er tapfer kämpfte, zog ihn, der ſchon am Kopf verwundet war, jemand vom Pferd herab und dann ließ er, durch die Fürſorge der Seinigen befreit, ab von des Kampfes Anſtrengung. Aëtius, der ähnlich bei der Verwirrung während der Nacht von den Seinen abgekommen war, fragte, als er mitten unter den Feinden umherſchweifte, ängſtlich, ob den Goten kein Unglück zugeſtoßen ſei, und als er endlich zum Freundeslager kam, verbrachte er den Reſt der Nacht unter ſchützenden Schilden.

Als man am folgenden Morgen bei Sonnenaufgang die angehäuften Leichen auf den Feldern erblickte und ſah, daß die Hunnen keinen Ausfall wagten, hielt man den Sieg für gewonnen; aber man wußte, daß Attila nur nach einer großen Niederlage fliehe. Jedoch tat er nicht wie einer, der darniedergeworfen iſt, ſondern unter Waffenlärm ließ er die Hörner blaſen und drohte mit einem Angriff, wie ein Löwe, der den Jagdſpeer in der Seite trägt, am Eingang ſeiner Höhle auf- und abgeht und nicht wagt aufzuſpringen, dagegen unaufhörlich mit ſeinem Gebrüll die Nachbarſchaft ſchreckt. So ängſtigte der kriegeriſche König ſeine Beſieger noch, als er eingeſchloſſen war. Darum kamen Goten und Römer zuſammen und berieten, was anzufangen ſei gegen den überwundenen Attila. Man beſchloß, ihm mit einer Belagerung zuzuſetzen, da er keine Getreidevorräte hatte, und von ihren Bogenſchützen, die nahe der

Lagerumzäunung aufgestellt waren, jeder Ausfall durch einen Hagel von Pfeilen verhindert wurde. Man sagt aber, der König, der auch in der verzweifeltsten Lage seine Seelenstärke bis zuletzt bewahrte, habe aus Pferdesätteln einen Scheiterhaufen errichten lassen und, falls die Feinde eindringen sollten, sich in die Flammen stürzen wollen, damit niemand die Freude haben solle, ihn zu verwunden, noch er, der Beherrscher so vieler Völker, in die Hände seiner Feinde fiele. —

Während dieses Aufenthalts mit der Belagerung vermißten die Westgoten ihren König, die Söhne den Vater, und wunderten sich über seine Abwesenheit, da sie doch einen so glücklichen Erfolg errungen hatten. Und als sie ihn nach längerem Suchen mitten in den dichtesten Haufen der Leichen, wie es tapfern Männern geziemt, gefunden hatten, ehrten sie sein Andenken mit Liedern und trugen ihn angesichts der Feinde fort. Da sah man die Scharen der Goten, wie sie noch in der Wut des Kampfes mit ihren unharmonischen Stimmen der Leiche die letzte Ehre erwiesen. Tränen wurden vergossen, aber solche, die tapfern Männern nachgeweint zu werden pflegen. Denn es war ein ruhmvoller Tod, wie auch die Hunnen bezeugten, so daß man glaubte, der Feinde Stolz würde sich beugen, wenn sie die Bestattung eines so großen Königs mit allen seinen Ehrenzeichen untätig mit anschauen müßten. Die Goten aber erfüllten die Pflicht der Leichenfeier gegen Theodorich und trugen unter Waffenschall den hehren König fort. Der Held Thorismund folgte hinter den sterblichen Resten des heißgeliebten, hochberühmten Vaters dem Leichenzug, wie es für den Sohn sich schickt. Nachdem dies beendet war, befragte er, ergriffen von Schmerz über seine Verwaisung und vom Drang der Tapferkeit, die ihn auszeichnete, da er an den übrigen Hunnen seines Vaters Tod zu rächen strebte, den Patricius Aëtius als den älteren und an Erfahrung gereifteren Mann darüber, was unter den jetzigen Umständen zu tun sei. Der aber fürchtete nach völliger Vernichtung der Hunnen Unterdrückung des römischen Reiches von den Goten und gab ihm den Rat, in seine Heimat zurückzukehren und sich der von seinem Vater hinterlassenen Herrschaft zu bemächtigen, damit nicht seine Brüder die Schätze des Vaters an sich rissen und das Westgotenreich an sich zögen, und er dann mit den Seinigen ernstlich und, was noch schlimmer sei, unglücklich kämpfen müßte. Diese Antwort nahm er nicht so heimtückisch, wie sie gegeben war, sondern als eine, auf sein Bestes abzielende, auf, ließ ab von den Hunnen und kehrte nach dem Süden Galliens zurück. So verdirbt die menschliche

Berechnung, indem sie befürchteten Gefahren begegnen will, häufig die Gelegenheit, große Taten zu vollführen. — In diesem hochberühmten Kampf der tapfersten Völker berichtet man von 165000 Gefallenen auf beiden Seiten, abgesehen von 15000 Gepiden und Franken, die vor der eigentlichen Feldschlacht aufeinanderstießen und einander zusammenhieben, indem die Franken für die Römer, die Gepiden für die Hunnen fochten.

Als Attila den Abzug der Goten erfuhr, hielt er, wie man gewöhnlich bei unerwarteten Vorgängen vermutet, es mehr für eine Kriegslist der Gegner und blieb noch länger im Lager. Als aber anhaltende Stille infolge der Abwesenheit der Feinde eintrat, da richtete sich sein Geist wieder zu Siegeshoffnungen auf; schon im voraus genoß er die Freude, und des Königs Geist schweifte zum früheren Glück zurück. Die Trennung der Feinde, die er oft gewünscht, machte ihn wieder sicher, und er brach auf zur Unterwerfung der Römer. Beim ersten Eindringen in Italien belagerte er Aquileja, die Hauptstadt Venetiens, auf einer Spitze oder Landzunge am adriatischen Meer gelegen. Da er sie nun lange Zeit belagerte, ohne etwas auszurichten — denn drinnen leisteten sehr tapfere Soldaten der Römer Widerstand — und auch schon sein Heer murrte und abzuziehen verlangte, da bemerkte Attila beim Umwandeln der Mauern, indem er überlegte, ob er abziehen oder bleiben sollte, weiße Vögel, Störche, die auf den Giebeln ihre Nester bauten, wie sie ihre Brut aus der Stadt schleppten und ganz gegen ihre Gewohnheit über die Felder davontrugen. Wie er nun ein ungemein scharfsinniger Beobachter war, bekam er gleich eine Ahnung der Zukunft und sprach zu den Seinigen: „Seht da, wie diese Vögel, die die Zukunft voraussehen, die zum Untergang bestimmte Stadt verlassen und wegen der drohenden Gefahr die Burgen fliehen, die bald fallen sollen!“ Man halte dies nicht für bedeutungslos, für ein unsicheres Zeichen; die Furcht vor dem Kommenden verändert durch die Vorahnung desselben die Gewohnheit. Kurz, die Hunnen lassen sich wieder von Kampfbegier entflammen, um Aquileja zu erstürmen. Maschinen werden gebaut und Wurfgeschosse jeder Art in Anwendung gebracht, dann dringen sie unverzüglich in die Stadt ein, rauben, plündern, sengen und brennen mit solcher Grausamkeit, daß sie kaum eine Spur von ihrem einstigen Dasein übrig lassen. Darnach rasen die Hunnen, schon mutiger und noch nicht gesättigt am Blute der Römer, durch die übrigen Städte Venetiens. Auch Mailand, das Haupt von Ligurien, einst eine Kaiserstadt, verwüsteten sie in gleicher Weise und stürzten auch Ticinum in

dasselbe Unglück; ebenso verdarben sie die Nachbarorte mit ihrer Wut und richteten fast ganz Italien zugrunde. Als nun Attilas Absicht war, auf Rom loszurücken, hielten ihn die Seinigen davon ab, wie der Geschichtschreiber Priscus erzählt, nicht aus Rücksicht auf die Stadt, der sie feindlich gesinnt waren, sondern im Hinblick auf das Schicksal Alarichs, des ehemaligen Westgotenkönigs, aus Besorgnis für das Leben ihres eigenen Königs; denn jener hatte Roms Sturz nicht lange überlebt, sondern war gleich darauf von hinnen geschieden. Während also sein Geist unschlüssig war in der schwankenden Wahl, ob er gehen oder nicht gehen sollte, und bei sich überlegend noch zögerte, kam eine Friedensgesandtschaft von Rom zu ihm. Der Papst Leo begab sich nämlich persönlich zu ihm auf das ambuleïsche Gefilde in Venetien, wo eine Übergangsstelle ist für den Verkehr über den Mincius. Danach ließ Attila alsbald ab von seiner gewohnten Wut und kehrte dahin zurück, von wo er gekommen war, nämlich über die Donau, nachdem er Frieden versprochen hatte . . .

Attila hatte sich, wie der Geschichtschreiber Priscus berichtet, zur Zeit seines Todes ein Mädchen von sehr großer Schönheit, namens Ildiko, nach unzähligen Frauen, wie es bei jenem Volke Sitte war, zur Gattin gesellt. Als er sich nun bei der Hochzeit einer allzu großen Fröhlichkeit hingegeben und dann schwer von Wein und Schlafluft sich rücklings niedergelegt hatte, erstickte ihn der Blutstrom, der sich ihm häufig aus der Nase ergoß, als ihm der gewohnte Ausgang versperrt war, dadurch, daß er sich den todbringenden Weg in den Schlund bahnte. So brachte dem kriegsberühmten Könige seine Trunkenheit ein schmähliches Ende. Als am folgenden Morgen bereits ein großer Teil des Tages verstrichen war, argwöhnten die königlichen Diener ein trauriges Ereignis. Nachdem sie ein lautes Geschrei erhoben, erbrachen sie die Tür und fanden den Attila tot ohne Wunde infolge des Blutsturzes, das Mädchen aber mit niedergeschlagener Miene und verhülltem Haupte weinend. Da schnitten sie sich, wie es bei jenem Volke Sitte ist, einen Teil des Haupthaares ab und entstellten ihr abscheuliches Gesicht durch klaffende Wunden, damit der große Kriegsheld nicht mit weibischen Klagen und Tränen, sondern mit Männerblut betrauert werde. Hierbei ereignete es sich merkwürdigerweise, daß die Gottheit im Traum zu Marcian, dem Kaiser des Morgenlandes, dem bange war wegen eines so furchtbaren Feindes, herantrat und ihm in derselben Nacht den zerbrochenen Bogen Attilas zeigte, da ja jenes Volk sich auf diese Waffe viel zu gut tut. Dies behauptet der Geschichtschreiber Priscus mit zuverlässigem Zeug-

nis erhärten zu können. So furchtbar erschien Attila den großen Reichen, daß sie seinen Tod wie ein Geschenk von oben den Herrschern des Himmels anrechneten.

Wie sein Leichnam von seinem Volk geehrt wurde, davon wollen wir nur weniges aus vielem hervorheben. Mitten auf dem Felde unter seidenen Zelten wurden seine sterblichen Reste aufgestellt. Dann führten sie ein wunderbares feierliches Schauspiel auf. Die besten Reiter aus dem ganzen Hunnenvolk ritten um den Platz herum, wo er lag, wie bei Zirkusspielen und verherrlichten seine Taten in Leichengesängen. Nachdem sie ihn mit solchen Klageliedern betrauert, feierten sie ihm auf seinem Grabhügel ein unermeßliches Trinkgelage. Dann übergaben sie in der Stille der Nacht den Leichnam der Erde. Seinen ersten Sarg hatten sie aus Gold, den zweiten aus Silber, den dritten aus Eisen gefertigt; damit zeigten sie, daß alles dieses dem mächtigen Könige zukomme: das Eisen, weil er die Völker bezwang, Gold und Silber, weil er die Zierden beider Reiche erhalten habe; dazu legten sie durch Feindes Tod erbeutete Waffen, kostbaren Pferdeschmuck, strahlend von Edelsteinen aller Art, und mancherlei Ehrenzeichen, mit denen der Glanz des Hofes geziert wird. Und damit menschliche Gier von so vielen großen Reichtümern ferngehalten würde, töteten sie — ein schrecklicher Lohn! — die mit der Arbeit Beauftragten nach vollbrachtem Werk, und die Totengräber wie den Begrabenen überraschte ein plötzlicher Tod.

---

21. Lob der Westgoten.

Der Ursprung der Goten geht bis in das höchste Altertum zurück auf Magog, Japhets Sohn, von dem auch die Skythen abstammen. Denn die genannten Goten sind erweislich skythischer Herkunft. Daher auch die Ähnlichkeit der beiden Namen. Wenn man nämlich einen Buchstaben (vorn) wegstreicht und den zweiten ändert, heißen die Skythen: Geten (!). Sie bewohnten die eisigen Berglandschaften nördlich vom Reich der Skythen und saßen im Gebirge zusammen mit anderen Stämmen. Von dort wurden sie durch den Angriff des Hunnenvolkes vertrieben, überschritten die Donau und wurden den Römern untertan. Da sie aber die Mißhandlungen derselben nicht zu ertragen vermochten, empörten sie sich, erwählten sich aus ihrem eigenen Volke einen König, brachen in Thrazien ein, verwüsteten Italien, belagerten und eroberten die Stadt Rom, gingen nach Gallien hinüber, öffneten sich die Pässe der Pyrenäen und gelangten so

nach Spanien, wo sie sich dauernd niederließen und ihre Herrschaft befestigten.

Die Goten sind von behendem und starkem Körper, lebhaften Geistes und voll Selbstvertrauen, schlank und groß von Wuchs, würdevoll in Haltung und Gebärden, rasch zur Tat und gegen Wunden unempfindlich, wie der Dichter sagt: „Die Goten rühmen sich ihrer Wunden und verachten den Tod.“ So groß waren sie im Kriege und so außergewöhnlich siegreich ihre Tapferkeit, daß Rom selbst, die Besiegerin aller Völker, das Joch der Goten auf sich nehmen und zu ihren Triumphen beitragen mußte, daß Rom, die Herrin der Welt, jenen wie eine Sklavin Dienste tat.

Alle Völker Europas zitterten vor ihnen; sie sprengten die Riegel der Alpen. Selbst die häufig erwähnte Barbarei der Vandalen wartete nicht ihre Ankunft ab, sondern floh schon vor dem Rufe der Tapferkeit. Ihrem Schwerte erlagen die Alanen, und die Sueven, die bis dahin in den unzugänglichen Bergen Spaniens unbehelligt geblieben waren, lernten durch sie die Gefahr des Untergangs kennen, und verloren schimpflich die Selbständigkeit ihres Königtums, das sie in träger Muße bis dahin behauptet hatten.

Aber wer kann die Größe der Kräfte des Gotenvolkes genugsam schildern? Während andere Völker nur mühsam durch Bitten und Geschenke ihre Herrschaft zu behaupten vermochten, bewahrten sich die Goten ihre Freiheit mehr durch Kampf als durch friedliche Unterhandlung und brauchten da, wo ein Krieg nicht zu umgehen war, ihre Kräfte statt der Bitten. In den Künsten der Waffen sind sie sehr ausgezeichnet und kämpfen nicht nur mit Stoßlanzen, sondern auch zu Pferde mit Wurflanzen. Andererseits verstehen sie sich nicht nur auf den Reiterkampf, sondern auch auf das Gefecht zu Fuß. Mehr verlassen sie sich allerdings auf den ungestümen Lauf ihrer Pferde, wie der Dichter sagt: „Wohin der Gote auf seinem Rosse stürmt!“ Sie lieben es sehr, sich im Speerwurf und Scheingefecht zu üben; kriegerische Spiele veranstalten sie täglich. Die einzige Übung im Kriegswesen, die ihnen noch fehlte, war die im Seekrieg. Aber nachdem Fürst Sisebut durch die Gnade des Himmels auf den Thron berufen war, kamen sie durch seine Bemühungen so weit in kriegerischer Tüchtigkeit, daß sie nicht nur zu Lande, sondern auch zu Wasser kampfgerüstet dastanden und ihnen selbst die römischen Soldaten untertänig dienten, wie ihnen so viele Völker und ganz Spanien gehorsam war.

22. Die Vandalen. (429—534.)

Um das Jahr 428 waren die bedeutendsten römischen Feldherrn Aëtius und Bonifatius, unter ihren Zeitgenossen bei weitem die kriegserfahrensten. In der Politik wurden sie Gegner; beide aber waren mit allen Tugenden so geschmückt, daß jeder von ihnen mit vollem Recht den Namen des letzten Römers verdient. Den einen von ihnen, Bonifatius, machte Placidia, die Kaiserin-Mutter, zum Präfekten von ganz Afrika, sehr gegen den Willen des Aëtius, der jedoch sein Mißfallen sorgfältig verheimlichte. Denn noch war ihre Feindschaft nicht ans Licht gekommen, sondern beide verbargen sie unter einer Maske. Als aber Bonifatius fort war, verleumdete Aëtius ihn bei Placidia, als strebe er nach der Herrschaft und habe sie und den Kaiser der ganzen Provinz Afrika bereits beraubt. Es sei ja leicht, fügte er hinzu, die Wahrheit herauszubekommen: wenn sie den Bonifatius nach Rom beriefe, werde er nicht kommen. Der Placidia gefielen die Worte des Aëtius, und sie handelte nach seinem Vorschlag. Aëtius aber kam ihr zuvor und schrieb heimlich an Bonifatius, die Kaiserin-Mutter stelle ihm nach und wolle ihn beiseite schaffen; von dieser Absicht werde er bald den deutlichsten Beweis erhalten, denn man werde ihn bald ohne jeden Grund nach Rom berufen. So der Brief. Bonifatius aber beherzigte diesen Wink, und als wirklich bald darauf ihm das Schreiben, welches ihn nach Rom berief, zukam, verweigerte er dem Kaiser und dessen Mutter den Gehorsam, schrieb aber von dem Brief des Aëtius gar nichts. Als Placidia das vernahm, glaubte sie nur um so mehr an Aëtius' Ergebenheit und überlegte, was gegen Bonifatius zu tun sei. Dieser hatte wohl eingesehen, daß er einerseits dem Kaiser allein nicht Widerstand würde leisten können, andererseits in Rom seines Lebens nicht sicher sei, und versuchte deshalb womöglich ein Bündnis mit den Vandalen einzuleiten, die in Spanien, also in nächster Nähe von Afrika, wohnten. Godegisel war damals gestorben, und seine Söhne traten an seine Stelle, Gunderich, von ehelicher Geburt, und Geiserich, ein Bastard; jener noch ein Knabe und trägen Sinnes, dieser ein erprobter Kriegsheld von rastloser Tatkraft.

Bonifatius also schickte seine vertrautesten Freunde nach Spanien an jene beiden, um mit ihnen ein Bündnis auf gleichem Fuße abzuschließen, so daß jeder von ihnen die Herrschaft über ein Drittel von Afrika haben und über seine Untertanen herrschen sollte; im Falle eines Angriffs sollte jeder von den andern

unterstützt werden. Nach diesem Vertrage überschritten die Vandalen die Meerenge von Gades und kamen nach Afrika, und die Westgoten siedelten sich nun in Spanien an.

Bonifatius' Freunde in Rom wollten an seinen Abfall nicht glauben, und einige begaben sich auf Veranlassung der Placidia nach Afrika, wo sich Bonifatius durch Vorzeigung des Briefes von Aëtius rechtfertigte. Placidia wagte nicht, gegen Aëtius vorzugehen, ließ aber Bonifatius beschwören, er möge doch nicht das Land in die Hände der Barbaren fallen lassen. Als er das hörte, reute ihn seine Tat und der Vertrag mit den Barbaren, und er versuchte, sie mit unzähligen Versprechungen dahin zu bringen, daß sie Afrika wieder aufgäben. Die Barbaren aber schenkten seinen Vorstellungen kein Gehör, glaubten vielmehr, er treibe falsches Spiel mit ihnen. So sah er sich gezwungen, mit ihnen zu kämpfen, und sie schlugen ihn, so daß er sich nach Hippo Regius zurückziehen mußte, einer festen Stadt an der Küste von Numidien. Die Vandalen unter Geiserich folgten ihm und schritten zur Belagerung. Gunderich war nämlich schon gestorben, wie man sagt, von seinem Bruder ermordet. Davon wollen die Vandalen nichts wissen, sondern behaupten, er sei in Spanien im Kampf mit Germanen gefangen und von ihnen ans Kreuz geschlagen worden, und Geiserich sei schon als unumschränkter Herrscher der Vandalen nach Afrika gekommen. So hat Procop wenigstens von Vandalen sagen hören. Als nach langer Zeit Hippo Regius weder mit Güte noch mit Gewalt zu nehmen war und die Vandalen durch Hungersnot schwer litten, gaben sie die Belagerung auf. Bald darauf faßten Bonifatius und die Römer in Afrika, die von Rom und Byzanz Verstärkung unter dem oströmischen Feldherrn Aspar erhalten hatten, wieder Mut zum Kampfe, wurden aber in einer gewaltigen Schlacht gänzlich besiegt und zersprengt. Aspar begab sich in seine Heimat, Bonifatius zur Placidia, bei der er sich von jedem Verdacht reinigte.

So hatten die Vandalen den Römern Afrika weggenommen und behielten es.

* *
*

Die Vandalen und Alanen (die mit ihnen gekommen waren) teilte Geiserich in Tausendschaften ein, an deren Spitze er nicht weniger als 80 Obersten stellte, Chiliarchen genannt, damit es den Anschein gewinne, als ob sein Heer aus 80000 Mann bestehe. Die Menge der Vandalen und Alanen soll aber, in der ersten Zeit wenigstens, nicht mehr als 50000 Mann betragen haben.

Später wurden sie allerdings bedeutend zahlreicher, sowohl durch eigene Fortpflanzung als auch durch Zuzug anderer Barbaren. Diese sowie die Alanen gingen vollständig in den Vandalen auf, nur nicht die Mauren. Mit diesen einigte sich Geiserich gütlich und machte nun, seit Valentinian III. tot war (455), jedes Jahr mit Frühlingsanfang Streifzüge nach Sizilien und Italien, auf denen er alles vor sich her verwüstete, die Städte zum Teil ganz zerstörte, ihre Einwohner in die Sklaverei führte. Als das Land aber nichts mehr zu rauben und zu plündern bot, wandte er sich gegen das Ostreich und brandschatzte Illyrien, den Peloponnes, fast ganz Griechenland und die benachbarten Inseln. Dann landete er wiederum auf Sizilien und Italien und plünderte die Küsten, soweit sein Arm irgend reichte. Als er einst im Hafen von Karthago das Schiff bestieg und schon die Anker gelichtet wurden, soll ihn der Steuermann gefragt haben, gegen wen es diesmal gehe. „Gegen die, denen Gott zürnt," antwortete er. So fiel er ohne jeglichen Grund jeden an, wie es gerade kam.

* *
*

Basiliskus, der im Jahre 468 von Byzanz aus gegen die Vandalen gesandt wurde, ankerte mit der ganzen Flotte vor einem Städtchen, 280 Stadien von Karthago entfernt, namens Merkurium — es befindet sich nämlich daselbst ein uralter Tempel Merkurs — und wenn er nicht aus bösem Willen dort geblieben, sondern gerade auf Karthago losgegangen wäre, so hätte er es im ersten Anlauf nehmen und die Vandalen, welche gar nicht zur Verteidigung gerüstet waren, überwältigen können: so sehr fürchtete Geiserich den Leo als einen unbezwinglichen Kaiser. Es war ihm nämlich gemeldet worden, daß Sardinien und Tripolis schon genommen wären, und er sah die Flotte des Basiliskus, so groß wie noch niemals eine, soweit man davon Kunde hatte, von den Römern ausgerüstet war. Nun verhinderte dieses das Zaudern des Feldherrn, mochte es durch Feigheit oder durch Verrat veranlaßt sein. Des Basiliskus Zaudern aber benutzte Geiserich folgendermaßen: er bemannte einen Teil der Schiffe mit seinen besten Leuten; andere, schnellsegelnde, hielt er unbemannt in Bereitschaft. Dann ordnete er eine Gesandtschaft an Basiliskus ab und bat um einen fünftägigen Waffenstillstand, um zu überlegen, wie er am besten dem Kaiser zu Willen sein könne. Man sagt, er habe den Gesandten viel Gold mit auf den Weg gegeben, ohne daß davon im Heer des Basiliskus etwas laut wurde, und so den Waffenstillstand erkauft.

Er tat dies aber in der Erwartung, die sich auch erfüllte, daß in diesen Tagen der Wind für seine Pläne günstig umschlagen werde. Basiliskus war bestochen, oder glaubte wirklich das Richtige zu tun — genug, er bewilligte den Waffenstillstand, blieb untätig und arbeitete so den Feinden aufs beste in die Hände. Als nun wirklich der Wind umschlug, gingen die Vandalen, welche nur darauf gewartet hatten, unter Segel, nahmen die leeren Schiffe ins Schlepptau und steuerten gegen die Feinde. Als sie nahe genug waren, ließen sie die leeren Schiffe los und steckten sie in Brand. Vom Winde getrieben, fuhren diese gerade auf die römische Flotte zu. Da die Schiffe eng zusammenlagen, war es natürlich, daß die Brander, wohin sie getrieben wurden, zündeten. Je mehr das Feuer um sich griff, desto größer wurde der Lärm auf der römischen Flotte; doch wurde er fast übertönt von dem Heulen des Windes und dem Prasseln der Flammen. Soldaten und Matrosen wetteiferten, die Brander abzustoßen und ebenso die römischen Schiffe, welche schon in Brand geraten waren. Da kamen aber auch schon die Vandalen, um die Feinde zu erlegen oder zu ertränken, die flüchtenden Soldaten zu erschlagen und ihre Waffen zu erbeuten. Doch auch heldenhaft benahm sich in dieser Not mancher Römer, so vor allen Johannes, einer der Generale des Basiliskus, der an dessen Verräterei gar keinen Anteil hatte. Als sein Schiff von allen Seiten eingeschlossen war, kämpfte er vom Verdeck aus tapfer fort und erlegte noch viele Feinde; wie er aber sah, daß sein Schiff sich nicht länger halten konnte, sprang er in vollem Waffenschmuck von der Brüstung in die Flut. Genzo, Geiserichs Sohn, bot ihm mit vielen Bitten Sicherheit an bei seinem Worte. Nichtdestoweniger ließ er sich sinken mit den Worten: „Den Johannes sollen die Hunde von Vandalen nicht haben."

* * *

Ein gewisser Kabaon war um 520 Häuptling der Mauren in der Gegend von Tripolis, ein kriegskundiger und verschlagener Mann. Als dieser erfuhr, daß die Vandalen gegen ihn ausgezogen seien, tat er folgendes. Zuerst befahl er seinen Untertanen, sich jeglicher Untat zu enthalten, auch jedes Übermaßes im Essen. Dann schickte er Kundschafter nach Karthago mit diesem Auftrag: wenn die Vandalen auf ihrem Marsch ein Gebäude schändeten, das die Christen als Heiligtum verehrten, sollten sie ruhig beobachten, was geschehe; sobald aber die Vandalen den Platz verließen, sollten sie gerade das Gegenteil tun von dem, was jene vollführt hätten. Wie man sagt, gab er als Grund

seiner Handlungsweise diesen an: er kenne zwar den Gott, den die Christen anbeten, nicht; wenn jedoch der Gott, wie es ja heiße, mächtig sei, müsse er die Frevler strafen, seine Verehrer aber schützen. Die Kundschafter blieben zunächst ruhig in Karthago und sahen sich die Rüstungen der Vandalen an; als aber das Heer gegen Tripolis aufbrach, folgten sie in unscheinbarer Verkleidung. Als nun die Vandalen ihr erstes Lager aufschlugen, stellten sie ihre Pferde und Zugtiere in die Tempel der Christen und verübten auch sonst Frevel jeglicher Art, mißhandelten und prügelten die Priester und brauchten sie zu den niedrigsten Sklavendiensten. Sobald sie fortgezogen waren, taten die Kundschafter Kabaons wie ihnen geheißen: sie säuberten die Tempel von Mist, entfernten alles, was der Heiligkeit des Ortes zuwider war, mit aller Sorgfalt, zündeten alle Lampen wieder an und behandelten die Priester mit Achtung und Ehrerbietung; endlich verteilten sie unter die Bettler, die um das Heiligtum geschart waren, Silbermünzen, und dann folgten sie dem Vandalenheer. So frevelten auf dem ganzen Wege die Vandalen, und die Kundschafter erwiesen in derselben Weise ihre Ehrerbietung. Als aber das Heer sich dem Standorte Kabaons näherte, eilten die Kundschafter voraus und berichteten Kabaon, wie die Vandalen und sie selbst die Heiligtümer der Christen behandelt hätten und daß der Feind sich nahe. Kabaon hörte sie an und traf seine Maßregeln für das Treffen. Er steckte einen Kreis in der Ebene ab, wo er seine Verschanzung anlegen wollte, und stellte als Schutzwehr für dieselbe die Kamele auf, Weiber und Kinder samt den Kampfunfähigen und den Schätzen nahm er in die Mitte des Kreises; die Bewaffneten ließ er mit vorgehaltenen Schilden, eng aneinandergeschlossen, zwischen den Beinen der Kamele niederknien.

Gegen diese Phalanx der Mauren fühlten sich die Vandalen vollkommen ratlos, denn sie waren weder gute Speerschleuderer oder Pfeilschützen, noch verstanden sie sich darauf, wohlgeordnet zu Fuß zu kämpfen; vielmehr waren sie ein Reitervolk, nur mit Schwert und Stoßlanze bewaffnet; sie verstanden sich gar nicht auf den Fernkampf, und ihre Pferde scheuten vor den Kamelen, so daß sie nicht vorwärts zu bringen waren. Von ihrer Deckung aus erlegten die Mauren bequem viele Pferde und Reiter, da in dem dichten Haufen kein Geschoß sein Ziel verfehlte; endlich wandten sich die Vandalen zur Flucht, die meisten wurden von den nachsetzenden Feinden getötet, einige zu Gefangenen gemacht, wenige endlich kehrten von diesem Kriegszuge heim. — —

* * *

Belisar, der oströmische Feldherr, hatte im Jahre 533 den Vandalenkönig Gelimer besiegt und Karthago erobert. Gelimer führte seine Vandalen gegen Karthago. Dort lagerten sie dicht vor der Stadt und zerstörten die berühmte Wasserleitung, welche dieselbe versorgt, zogen aber wieder ab, da der Feind sich nicht blicken ließ. Ihre Belagerung beschränkte sich hinfort darauf, daß sie die Umgegend durchstreiften und alle Wege scharf beobachteten; sie plünderten und heerten nicht, sondern schonten das Land, als ob es noch ihnen gehörte. Außerdem hofften sie auf Verrat von seiten der Karthager und der römischen Soldaten, die Arianer waren. Ferner bemühten sie sich auch, die Häuptlinge der Hunnen — Hilfsscharen im Heere Belisars — durch Versprechungen aller Art zu gewinnen und zu sich hinüberzuziehen. Diese wollten schon vorher von den Römern gar nicht viel wissen, denn sie waren, wie sie behaupteten, unter falschen Vorspiegelungen vom General Petrus nach Byzanz gelockt; sie gingen auf das Anerbieten der Vandalen ein und verabredeten, mitten in der Schlacht mit ihnen gegen die Römer gemeinsame Sache zu machen. Belisar aber erfuhr von diesem Anschlag durch Überläufer und beschloß, vorläufig keinen Ausfall zu machen. Vielmehr setzte er in der Stadt alles in Bereitschaft. Einen Karthager namens Laurus, der wegen Verrats gefangen genommen und durch das Zeugnis seines eigenen Schreibers überführt war, ließ er auf einem Hügel bei der Stadt kreuzigen und jagte dadurch allen andern solche Furcht ein, daß sie von jedem weiteren Versuch abstanden. Die Hunnen brachte er durch tägliche Geschenke, Einladungen zur Mahlzeit und ähnliche Mittel dahin, daß sie ihm mitteilten, was ihnen Gelimer geboten hatte, wenn sie im Kampfe zu ihm übergingen. Diese Barbaren sagten aber, sie hätten deshalb gar keine Lust, für die Römer zu kämpfen, weil sie fürchteten, auch nach Niederwerfung der Vandalen nicht entlassen, sondern bis an ihr Ende in Afrika festgehalten zu werden. Auch wären sie besorgt, man würde ihnen die gemachte Beute wieder abnehmen. Belisar schwor ihnen nun, sie sollten sofort nach der Entscheidung mit all' ihrem Raub entlassen werden, worauf sie sich ihrerseits verpflichteten, mit Mut und Ausdauer den Krieg bis zum Ende mitzumachen.

Darauf behielt er nur 500 Reiter zurück, die übrigen Reiter schickte er unter Johannes, dem Armenier, vor, der den Befehl erhielt, die Vandalen anzugreifen, wenn er auf sie träfe. Am nächsten Tage folgte er mit dem Fußvolk und den 500 Reitern. Die Hunnen berieten sich untereinander und beschlossen, damit

sie sowohl gegen Gelimer als gegen Belisar ihr Wort zu halten schienen, weder auf seiten der Römer in den Kampf einzutreten, noch vor der Schlacht zu den Vandalen überzugehen, sondern nach der Entscheidung mit dem Sieger die Besiegten zu verfolgen. Das schien ihnen das beste. Das römische Heer traf aber auf das Lager der Vandalen bei Trikamarum, 140 Stadien von Karthago. Dort brachten die Heere, ziemlich weit voneinander, die Nacht zu. Mitten in der Nacht ereignete sich im römischen Lager ein Wunder: die Lanzenspitzen leuchteten, als ob sie brennten. Nicht viele hatten es gesehen, und die es sahen, fürchteten sich, da sie es nicht erklären konnten. Als es später wieder einmal in Italien vorkam, wußte man schon, daß es Sieg zu bedeuten habe. Damals aber, als es zum erstenmal geschah, erschrak man und brachte den Rest der Nacht in Furcht und Besorgnis zu.

Am folgenden Tage ließ Gelimer Weiber, Kinder und alle Habe in die Mitte des Lagers bringen, das übrigens nicht befestigt war, und führte die Vandalen in den Kampf zur Mittagszeit, als die Römer gerade dabei waren, ihre Mahlzeit zu bereiten. Am Flußufer nahmen sie Stellung. Dieser Fluß hat zwar das ganze Jahr hindurch Wasser, ist aber so unbedeutend, daß die Eingeborenen ihm nicht einmal einen bestimmten Namen gegeben haben. Die Römer machten sich so schnell als möglich fertig und nahmen auf dem andern Ufer Aufstellung. Dahin sprengte auch Belisar selbst noch gerade zur rechten Zeit mit seinen 500 Reitern, das Fußvolk konnte nicht so schnell nachkommen. Die Hunnen standen alle beiseite, wie sie auch sonst schon sich immer von den Römern abgesondert hielten, hier aber noch aus dem vorerwähnten Grunde. Bei den Vandalen standen auf jedem Flügel die Chiliarchen, jeder von seiner Tausendschaft umgeben, die Mitte hatte Gelimers Bruder Tzazon, im Hintertreffen standen die Mauren. Gelimer ritt umher und sprach den Seinen Mut ein. Er hatte geboten, keinen Speer, überhaupt gar keine andere Waffe als das Schwert in diesem Kampfe gegen den Feind zu gebrauchen. So standen sich die Heere lange gegenüber, ohne daß eines wagte, den Kampf zu beginnen.

Nachdem aber gegen Abend das Fußvolk herangekommen war, brach Belisar sofort das Lager ab und ging mit seinem ganzen Heer gegen das Vandalenlager vor. Kaum bemerkte Gelimer, daß Belisar zum Angriff schritt, so warf er sich, ohne ein Wort zu sagen oder einen Befehl zu hinterlassen, aufs Pferd und jagte auf dem Wege nach Numidien davon. Ihm folgten seine Verwandten und wenige Diener, die ihm tief erschüttert

und schweigend nachritten. Die Vandalen merkten zunächst Gelimers Flucht gar nicht; als sie aber davon erfuhren und zugleich die Feinde in nächster Nähe anrücken sahen, entstand eine unbeschreibliche Verwirrung. Die Männer lärmten, die Weiber und Kinder schrien und weinten; jede Sorge um Eigentum oder um die jammernde Familie hörte auf, nach allen Seiten ergoß sich die wilde Flucht. Die Römer bemächtigten sich des von Verteidigern entblößten Lagers mit all' seinen Schätzen; die Verfolgung dauerte die ganze Nacht hindurch: die Männer wurden getötet, Weiber und Kinder mitgeschleppt. An Schätzen wurde im Lager eine solche Menge vorgefunden, wie schwerlich jemals auf einem Platze zusammen gewesen ist. Denn die Vandalen hatten seit vielen Jahren das römische Reich geplündert und alle Kostbarkeiten nach Afrika hinübergeführt. Außerdem hatten sie die Einkünfte des überaus reichen und fruchtbaren Landes, welches alle Lebensbedürfnisse in größter Fülle hervorbringt, niemals zum Ankauf von Lebensmitteln aus anderen Gegenden benutzen müssen, sondern sie während der 95 Jahre, in welchen sie sich im Besitz von Afrika befanden, sorgsam aufgehäuft. Dieser ganze Reichtum, der zu einer ungeheuren Größe angeschwollen war, fiel nun wieder in die Hände der Römer. Diese Schlacht, die Eroberung des Lagers und die Verfolgung der Vandalen fand drei Monate nach dem Einzug des römischen Heeres in Karthago statt, um die Mitte des letzten Monats, den die Römer Dezember nennen.

Belisar war sehr ungehalten, als er das römische Heer sich sorglos und völlig aufgelöst zerstreuen sah, denn ihn verließ die ganze Nacht hindurch nicht die Furcht, der Feind möchte sich aufraffen, wieder sammeln und ihnen eine schwere Niederlage beibringen. Wenn dies auf irgend eine Weise geschehen wäre, so hätte sich schwerlich auch nur ein Römer ferner seiner Beute freuen können. Denn die römischen Soldaten, die bettelarme Leute waren und nun plötzlich sich im Besitz ungeheurer Schätze und wunderbar schöner Weiber sahen, blieben ihrer Sinne nicht mehr mächtig und schienen unersättlich im Stillen ihrer Lüste. Des ungeahnten Glückes voll, taumelten sie wie trunken daher, als ob jeder nur daran dächte, seine Schätze auf dem nächsten Wege nach Karthago in Sicherheit zu bringen. Jede militärische Ordnung war gelöst; einzeln oder zu zweien, wie sie die Hoffnung auf Beute trieb, suchten sie alles ringsum ab in Schluchten und Höhlen und andern gefährlichen Orten. Furcht vor dem Feind und Scheu vor Belisar gab es nicht mehr; die Beutegier allein beherrschte sie, als deren Sklaven sie sich um

nichts mehr kümmerten. Dem gegenüber war Belisar zunächst rat- und machtlos; als der Tag anbrach, faßte er endlich auf einer Anhöhe Posto und bemühte sich, von da aus einige Ordnung herzustellen, indem er auf Soldaten, wie Offiziere gleichmäßig fluchte. Die in seiner Nähe waren, hörten allmählich auf ihn, besonders seine Haustruppen, die ihren Raub und ihre Sklaven durch ihre Zelt- und Trinkgenossen nach Karthago bringen ließen, selbst zum Feldherrn sich begaben und nun auf seine Befehle achteten.

Er sandte Johannes, den Armenier, und 200 Reiter aus, mit dem Befehle, Gelimer bei Tag und bei Nacht zu verfolgen und nicht eher abzulassen, bis sie ihn lebendig oder tot hätten. Seine Vertrauten in Karthago wies er an, den Vandalen, die sich noch in den Kirchen der Ortschaften um die Stadt als Schutzflehende befänden, Sicherheit zu gewähren, ihnen die Waffen abzunehmen, um jedem Aufstandsversuch vorzubeugen, und sie in der Stadt selbst bis zu seiner Ankunft festzuhalten. Er selbst aber streifte mit denen, welche bei ihm geblieben waren, umher, sammelte sorgsam die Soldaten und gewährte den Vandalen, auf welche er stieß, Sicherheit. Denn außer Schutzflehenden in den Heiligtümern gab es keinen Vandalen mehr zu fangen. Diesen nahm er die Waffen ab und schickte sie, von Soldaten begleitet, nach Karthago, so daß sie keine Zeit hatten, sich gegen die Römer zu sammeln. Nachdem alles so in gute Ordnung gebracht war, machte er sich mit dem größten Teil des Heeres ebenfalls auf, Gelimer zu verfolgen.

So entging Gelimer an diesem Tage seiner Gefangennahme. Belisar, der nun selbst die Verfolgung übernahm, kam in eine feste Stadt Numidiens, die am Meer zehn Tagereisen von Karthago entfernt liegt, namens Hippo Regius. Dort erfuhr er, daß Gelimer sich in das Gebirge Pappuas geworfen habe und deshalb den Römern unerreichbar sei. Dieses Gebirge befindet sich nämlich auf der äußersten Grenze von Numidien und ist fast überall schroff abgeschnitten und kaum ersteigbar, da sich ringsumher unzugängliche, starrende Felsklippen erheben. Mauren hausten dort, die zu Gelimer in einem Freundschaftsverhältnis standen; auf dem Gipfel war eine alte Stadt, namens Medeus. Dort blieb Gelimer mit seinem Gefolge. Belisar konnte, besonders jetzt im Winter, nicht daran denken, in das Gebirge einzudringen, auch wollte er, da sich noch alles in der Schwebe befand, sich nicht von Karthago entfernen. Daher beauftragte er den Obersten Pharas und eine auserlesene Schar mit der Belagerung des Berges. Pharas war ein tüchtiger und

tapferer Mann, obgleich er ein Heruler war. Es ist nämlich ein wahres Wunder und verdient großes Lob, wenn ein Heruler nicht treulos und dem Trunke ergeben, sondern tugendhaft ist. Pharas war es übrigens nicht nur für seine Person, sondern hatte auch seine Landsleute, die mit ihm waren, gut gezogen. Diesem Pharas also befahl Belisar, am Fuß des Berges Standquartier für den Winter zu beziehen und sorgfältig Wache zu halten, so daß Gelimer weder entschlüpfen, noch Proviant zu ihm gelangen könne.

Pharas kam seinem Auftrage nach. Doch fand er die langwierige Belagerung, noch dazu mitten im Winter, gar nicht nach seinem Sinn; dazu glaubte er, die Mauren würden erheblichen Widerstand nicht leisten können, und beschloß daher, einen Sturm zu wagen; er rüstete seine Schar auf das beste aus und begann den Aufstieg (534). Da aber die Mauren die Steilheit des Berges geschickt ausnutzten, so hatten die Angreifer einen schweren Stand. Nichtsdestoweniger suchte Pharas den Zugang zu erstürmen, verlor aber 110 Mann und mußte selbst mit dem Rest umkehren und von seinem Vorhaben abstehen. Von Sturm war nie wieder die Rede; er begnügte sich, wie vorher, scharfe Wache zu halten, so daß niemand von Pappuas aus noch ein konnte, und hoffte, der Hunger werde zur Übergabe treiben.

Gelimer mit seinen Verwandten und Edlen geriet in eine Not, die jeder Beschreibung spottet. Von allen Volksstämmen die wir kennen, ist nämlich der vandalische am meisten verweichlicht, der maurische aber am härtesten gewöhnt. Seit jene im Besitze von Afrika waren, nahmen sie täglich warme Bäder und ließen ihre Tafel mit dem Schönsten und Besten besetzen, was nur Erde und Meer hervorbringen. Sie trugen viel Goldschmuck und kleideten sich in seidene Gewänder. Mit Theater, Wettrennen und ähnlichem Zeitvertreib, vor allem aber mit der Jagd brachten sie ihre Tage hin. Tänzer und Mimen, Musik und Schauspiel, kurz, was nur Auge und Ohr erfreuen mag, war bei ihnen wie zu Hause. Sie wohnten in prachtvollen wasserreichen Gärten, in denen die schönsten Bäume standen. Den Freuden der Schwelgerei jeder Art waren sie von jeher ergeben. Die Mauren sind im Gegensatze zu ihnen außerordentlich abgehärtet gegen Wind und Wetter, Hunger und Durst; Bequemlichkeiten kennen sie nicht. Lange Zeit lebten Gelimer und die Seinigen gerade wie die Mauren nur von rohem Getreide, und alle trugen willig ihr Schicksal; als aber selbst dies Nahrungsmittel knapp zu werden anfing, da hielten sie es nicht mehr aus: der Tod schien ihnen das Süßeste, die Knechtschaft

nicht mehr das Schimpflichste zu sein. Dem Pharas blieb diese Gesinnung nicht verborgen; daher schrieb er folgenden Brief an Gelimer:

„Auch ich bin ein Barbar; Schreiberei und viele Worte bin ich von Jugend auf nicht gewöhnt, noch habe ich sie später nachgelernt. Wie nun der einfache Menschenverstand mir zu tun gebietet, schreibe ich Dir, indem ich mich auf die Lage der Dinge berufe. Was hast Du nur, lieber Gelimer, daß Du nicht nur Dich, sondern auch Deine ganze Familie in diese verzweifelte Lage gebracht hast, nur um nicht Untertan zu werden? Du handelst sehr unüberlegt, wenn Du die Freiheit für ein so hohes Gut hältst, daß Du ihretwegen all das Traurige Deiner jetzigen Lage auf Dich nimmst. Du glaubst wohl gar nicht, jetzt den Armseligsten der Mauren untertan zu sein, indem Du die Hoffnung, frei zu bleiben, im günstigsten Falle auf sie setzest! Wäre es nun nicht in jeder Beziehung immer noch besser, als Untertan unter den Römern zu betteln, als auf Pappuas und über Mauren Herr zu sein? Mit Belisar zusammen demselben Herrn untertan zu sein, das scheint Dir natürlich als eine Schande, die alles Maß übersteigt! Weg mit solchen Gedanken, mein bester Gelimer! Rühmen nicht etwa auch wir, die wir gleichfalls adeliger Abkunft sind, uns jetzt, dem Kaiser zu dienen? Auch meint man, der Kaiser Justinian habe vor, Dir den höchsten Rang, das sogenannte Patriziat zu verleihen und Dich in die Liste der Senatoren eintragen zu lassen, auch Dir ein großes und schönes Besitztum nebst reichlichen Einkünften zu verleihen, und Belisar wolle sich dafür verbürgen, daß Dir dies alles wirklich zufalle. Du bist natürlich jetzt, wo Du im tiefsten Unglück sitzest, verwirrten Sinns. Denn wenn Mutlosigkeit den Geist geschlagen hat, weiß er sich keinen Rat. Wenn Du es aber über Dich gewinnst, Deiner Stimmung Herr zu werden und dem Geschick wegen seiner Launen nicht zu zürnen, dann wird es Dir sofort gelingen, die richtigen Maßregeln zu ergreifen und Dich aus Deiner drückenden Lage zu befreien."

Als Gelimer diesen Brief gelesen hatte, weinte er heftig und antwortete folgendes:

„Für den Rat, den Du mir gegeben, danke ich Dir vielmals; einem unredlichen Feinde aber untertan zu sein, scheint mir unerträglich. Wenn mir Gott gnädig wäre, möchte ich wohl an dem mich rächen, der ohne von mir je das geringste Böse durch Wort oder Tat erfahren zu haben, da er keinen Grund zum Kriege hatte, sich einen Vorwand suchte und mich in dies Unglück gestürzt hat, indem er den Belisar, ich weiß nicht woher,

auf mich losgelassen hat. Auch ihm, da er ein Mensch ist und auf einem Throne sitzt, kann einmal zustoßen, was er sich nicht wünscht. Weiter habe ich nichts zu schreiben, denn das Unglück, in dem ich mich befinde, hat mir die Klarheit des Geistes getrübt. Lebe wohl, lieber Pharas, und sende auf diese meine Bitte nur eine Zither, ein einziges Brot und einen Schwamm."

Als er diese Antwort erhielt, blieb ihm zunächst der Schluß des Briefes unverständlich, bis der Überbringer ihm erklärte: „Um ein Brot hat Gelimer gebeten, weil er kein gebacken Brot gesehen noch genossen, seit er auf Pappuas sitzt. Den Schwamm will er brauchen, weil ihm ein Auge vom Weinen und Schmutz geschwollen ist. Der König versteht sich auf Gesang und Saitenspiel; da hat er ein Lied gedichtet von seinem eignen Unglück; wenn er nun das unter Weinen und Wehklagen vorträgt, braucht er die Zither, sich zu begleiten." Wie Pharas das vernommen, zeigte er sich sehr gerührt und fühlte Mitleid mit dem Geschick des Königs. Er tat nach dem Briefe Gelimers und schickte ihm, was er wünschte. Seine Wachsamkeit aber verschärfte er womöglich noch mehr.

Schon hatte die Belagerung drei Monate gedauert, und der Winter nahte sich seinem Ende. Gelimer mußte befürchten, daß die Belagerer nächstens wieder einen Sturm wagen würden, und ihn abzuwehren, fehlte bereits allen die Kraft! Die meisten Kinder seiner Verwandten litten bei der schlechten Ernährung an einer Wurmkrankheit. Aber obgleich er sich sonst leicht dem Schmerz hingab, blieb er unbewegt und hielt sich wider aller Erwarten aufrecht in der furchtbaren Bedrängnis, bis er folgendes eines Tages mit ansehen mußte. Ein maurisches Weib hatte irgendwoher eine Handvoll Getreide zusammengekratzt, gemahlen, einen kleinen Kuchen daraus gemacht und wollte ihn nun in der heißen Asche auf dem Herde rösten. So machen nämlich die Mauren ihr Brot. An dem Herde saßen zwei halbverhungerte Knaben, der eine der Sohn des Weibes, die eben den Kuchen bereitet hatte, der andere ein Bruderssohn Gelimers. Jeder wartete gierig darauf, daß der Kuchen gar würde, um ihn dann sofort zu verschlingen. Der Vandalenknabe griff zuerst zu und schob den heißen, aschebedeckten Kuchen in den Mund, da er sich vor Hunger nicht mehr zu lassen wußte; der andere aber faßte ihn bei den Haaren und schlug ihn solange auf den Kopf, bis er den bereits halbverschlungenen Kuchen wieder fahren ließ. Gelimer hatte den ganzen Vorgang mit angesehen und war davon so ergriffen, daß sein starrer Sinn sich erweichte und er sogleich an Pharas schrieb, er wolle sich mit den Seinigen auf

die vorgeschlagenen Bedingungen ergeben, wenn Belisar sich für deren Erfüllung verbürge.

Pharas sandte sofort diesen Brief und die vorher gewechselten an Belisar ein und bat um Verhaltungsbefehle. Belisar wollte gar zu gern den König lebend in seine Hände bekommen und freute sich daher nicht wenig über diese Botschaft. Sofort ließ er den Obersten Cyprian und einige andere nach Pappuas abgehen mit der eidlichen Versicherung, daß Gelimer und den Seinen kein Leid geschehen solle, vielmehr werde der Kaiser sich ihm gnädig erweisen und ihn keinen Mangel leiden lassen. Als diese bei Pharas angekommen waren, begaben sie sich mit ihm an den Fuß des Berges, wo Gelimer sich ebenfalls einstellte. Er empfing die gewünschten Zusicherungen und wurde von den Gesandten nach Karthago vor Belisar gebracht. Als Gelimer dort ankam, brach er in ein lautes, langandauerndes Gelächter aus, so daß bei diesem Anblick einige glaubten, das Übermaß von Leiden habe ihn um seinen Verstand gebracht und das Lachen sei das Zeichen des ausbrechenden Irrsinns. Seine Freunde aber behaupteten, er sei völlig bei Sinnen und meine, daß die Schicksale der Menschen nichts anderes wert seien als vielen Lachens, da er, aus königlichem Geschlecht entsprossen, auf den Thron gelangt, eine stattliche Macht und viele Schätze von seiner Jugend bis zum Alter sein eigen genannt, dann die Leiden der Flucht und Furcht kennen gelernt und endlich die böse Zeit auf Pappuas habe aushalten müssen, nun in Gefangenschaft geraten sei und somit wohl in jeder Beziehung des Schicksals gute und böse Gaben gründlich kennen gelernt habe. Über dies Gelächter, welches Gelimer ausstieß, mag jeder reden nach seiner Meinung, ob er sein Freund oder Feind sei.

Belisar berichtete dem Kaiser, daß Gelimer gefangen in Karthago sich aufhalte und bat, mit ihm nach Byzanz kommen zu dürfen. Zugleich hielt er auch die andern Vandalen in milder Haft und bereitete alles zur Abfahrt vor. Ob je Wunderbareres geschehen, als was ich, Procopius, eben erzählt habe, ist mir zweifelhaft: Geiserichs Reich, das der Urenkel in blühendem Zustande, beschützt von einem stattlichen Heer, empfangen hatte, wurde von 5000 Reitern — mehr hatte Belisar nicht, und sie haben eigentlich den ganzen Krieg gegen die Vandalen geführt — die nicht einmal wußten, wo sie landen sollten, in so kurzer Zeit von Grund aus zerstört. Ob Glück, ob Tapferkeit das zuwege brachte, jedenfalls muß man es bewundern.

So endete der Vandalenkrieg.

23. Aus dem Gotenkriege. (536—553.)

a) Belisar erobert Neapel. (536.)

Belisar hatte Neapel lange Zeit vergeblich belagert. Schon hatte er dem Heer den Befehl gegeben, aufzupacken, da er so bald als möglich von dort wegrücken wollte. Als er sich so in der größten Verlegenheit befand, trat folgender unverhoffter Glücksfall für ihn ein. Ein Soldat bekam Lust, sich den Bau der Wasserleitung anzusehen, und auf welche Weise sie das Wasser der Stadt zuführe. Fern von der Stadt, an dem Punkte, wo Belisar sie hatte durchbrechen lassen, betrat er sie und ging ohne Schwierigkeit weiter, da das Wasser wegen des Durchbruchs ganz abgeflossen war. Als er aber dicht an die Stadtmauer gekommen war, stieß er auf einen großen Felsblock, der nicht durch Menschenhände, sondern durch die Natur an diese Stelle gekommen war. Die Erbauer der Wasserleitung hatten diese durch den Fels gelegt, so daß zwar ein Mann durch die Öffnung nicht gut, das Wasser aber bequem seinen Weg hindurch nehmen konnte. Und deswegen hatte die Wasserleitung hier nicht die Breite wie sonst überall, sondern es war ein enger Gang, der für einen Mann in voller Rüstung mit dem Schilde unpassierbar war. Dem Soldaten, der die Sachlage prüfte, schien es nicht unmöglich, dem Heer einen Eingang in die Stadt zu verschaffen, wenn man den Durchgang durch den Felsen ein wenig erweitere. Weil er selbst aber ein einfacher Soldat war, mit dem noch niemals einer der höheren Offiziere gesprochen hatte, so brachte er die Sache zunächst an Paukaris. Dieser war einer seiner Bekannten und diente in der Leibwache des Feldherrn. Paukaris berichtete sogleich die ganze Geschichte an Belisar. Der atmete auf vor Vergnügen über diese Entdeckung, versprach dem Mann eine hohe Belohnung und trieb ihn zu raschem Handeln an. Er befahl ihm, gemeinschaftlich mit einigen andern Soldaten möglichst schnell den Durchgang zu erweitern und dabei acht zu geben, daß niemand davon etwas merke. Paukaris suchte die tauglichsten Leute aus und schlüpfte mit ihnen in die Wasserleitung. An dem Punkt, wo sich die Enge im Felsen befand, machten sie sich ans Werk, nicht mit Äxten und Beilen, sondern, damit nicht die Feinde durch das Geräusch auf das, was vorging, aufmerksam gemacht würden, feilten sie mit scharfen Eisen auf das emsigste. In kurzer Zeit war das Werk soweit vollendet, daß ein Mann in voller Rüstung mit dem Schilde hindurchgehen konnte. Nun traf Belisar seine Vorbereitungen zum Sturm.

Bei Einbruch der Dunkelheit suchte er ungefähr 400 Mann aus, die er unter den Befehl des Reiteroberſten Magnus und des Generals Ennes ſtellte. Er ließ ſie Panzer anlegen und mit Schild und Schwert auf ſeinen Wink ſich bereithalten. Gegen Mitternacht erteilte er dem Magnus und Ennes ihren Auftrag und zeigte ihnen den Punkt, wo er anfangs die Waſſerleitung hatte durchſtechen laſſen; ſie ſollten die Vierhundert unter Fackelſchein in die Stadt hineinführen. Und mit ihnen ſchickte er zwei tüchtige Trompeter, die, wenn ſie innerhalb der Mauern angekommen wären, durch ihr Blaſen einerſeits die Bürger in Verwirrung bringen, andererſeits ein Zeichen geben ſollten, daß der Handſtreich geglückt ſei. Er ſelbſt hielt eine große Zahl von Leitern, die ſchon vorher angefertigt waren, in Bereitſchaft. Die nun in die Waſſerleitung eingedrungen waren, gingen auf die Stadt los; er ſelbſt blieb davor und traf die weiteren Anordnungen. Im Lager ließ er alarmieren und befahl dem Heere ſich bereit zu halten. Die, welche er für die Mutigſten hielt, hatte er in ſeiner nächſten Umgebung. Von denen aber, die gegen die Stadt vorgehen ſollten, verlor über die Hälfte den Mut und kam zum Feldherrn zurück; mit ihnen Magnus, der trotz aller Ermahnungen ſie nicht hatte vorwärts bringen können. Beliſar fuhr ſie an, ſuchte aus ſeiner Umgebung 200 Mann aus und ſchickte ſie unter Magnus vor. Aus Beſchämung über die Schmähreden des Feldherrn gingen nun auch die, welche zuerſt vor der Gefahr geflohen waren, mit vor, um ſie jetzt zu beſtehen. Da Beliſar aber fürchtete, die Feinde, welche auf dem Turm ganz dicht bei der Waſſerleitung Wache hielten, möchten bemerken, was vorging, eilte er dorthin und befahl dem Beſſas, mit den Barbaren, die dort ſtanden, in gotiſcher Sprache ſich zu unterhalten, damit keinem das Geklirr der Waffen in die Ohren falle. Beſſas rief zu ihnen hinauf und forderte ſie dringend auf, ſich an Beliſar zu ergeben und verſprach ihnen alle möglichen Vorteile. Die aber verhöhnten ihn und ſtießen allerlei Schimpfreden gegen Beliſar und den Kaiſer aus. Alſo taten Beliſar und Beſſas.

Die Waſſerleitung von Neapel iſt aber nicht nur bis zur Stadtmauer gedeckt, ſondern läuft noch ein gutes Stück in die Stadt hinein unter einem Gewölbe von gebrannten Ziegeln, ſo daß Magnus und Ennes mit ihren Begleitern, die ſich in der Waſſerleitung befanden, gar nicht mehr ahnen konnten, wo ſie eigentlich ſteckten, und noch viel weniger konnten ſie herauskommen. Da gelangten die erſten an einen Ort, wo die Leitung unbedeckt war und ſich ein völlig verfallenes Haus befand.

Darin wohnte eine Frau ganz allein in bitterer Armut. Und ein Ölbaum war über die Leitung herübergewachsen. Als jene nun den Himmel über sich sahen und merkten, daß sie mitten in der Stadt waren, wollten sie gern herauskommen, sahen aber kein Mittel, besonders mit den Waffen, die Leitung zu verlassen, denn der Bau hatte hohe Wände, und nirgends war eine Treppe. Während die Soldaten in arger Verlegenheit waren und sich schon zusammendrängen mußten, denn bereits waren von den hinten Befindlichen viele nachgekommen, verfiel einer auf den Gedanken, den Aufstieg zu versuchen. Er legte sogleich die Waffen ab, kletterte mit Händen und Füßen hinauf und trat in das Haus der Frau. Sobald er sie erblickte, bedrohte er sie mit dem Tode, wenn sie sich nicht ganz ruhig verhielte. Vor Schrecken blieb sie stumm. Nun band er unten an den Stamm des Ölbaumes einen starken Riemen, dessen anderes Ende er in die Leitung hinabgleiten ließ. Da faßte nun jeder Soldat an und kam so mit Mühe empor. Als alle oben waren, blieb nur noch das letzte Viertel der Nacht. Sofort begeben sie sich auf die Mauer und töten die ahnungslosen Wächter zweier Türme auf der Nordseite, wo Belisar mit Bessas und Photius in höchster Spannung aufpaßten, was geschehen würde. Kaum hatten sie das Trompetensignal vernommen, da ließ Belisar die Leitern an die Mauern legen und befahl den Soldaten hinaufzustürmen. Aber die Leitern reichten alle nicht bis an die Brustwehr; denn da die Zimmerleute sie ohne Augenmaß hatten anfertigen müssen, waren sie unter der nötigen Länge geblieben. Es wurden nun zwei aneinander gebunden, und mit deren Hilfe kamen die Soldaten glücklich über die Brustwehr. So ging es auf Belisars Seite zu.

Auf der Seeseite aber, wo nicht die Barbaren, sondern die Juden Wache hielten, konnten die Soldaten weder Leitern anlegen noch sonst die Mauern erklimmen. Denn die Juden, welche ihren Feinden besonders verhaßt waren, weil sie die Mitschuld trugen, daß die Stadt sich nicht ohne Schwertstreich ergab, hatten für sich alle Hoffnung aufgegeben, kämpften tapfer, obgleich die Stadt schon erstürmt war, und leisteten gegen alle Erwartung dem Angriff erfolgreichen Widerstand. Als es aber Tag geworden war und sie von den Eingedrungenen im Rücken angegriffen und beschossen wurden, wandten sie sich zur Flucht. So wurde Neapel mit Sturm genommen, und durch die mittlerweile geöffneten Tore strömte das ganze römische Heer hinein. — Diejenigen aber, welche gegen die östlichen Tore vorgegangen waren, hatten gar keine Leitern; da sie jedoch jene ganz unbe-

wacht vorfanden, legten sie Feuer an, denn dort war die Mauer von Verteidigern entblößt, weil die Wächter davongelaufen waren. Nun ward ein furchtbares Blutbad angerichtet. Alle wüteten, besonders die, welche beim Sturm auf die Mauern einen Bruder oder Verwandten verloren hatten, und schlugen jeden, der ihnen in den Weg kam, ohne Rücksicht auf das Alter, erbarmungslos nieder. Sie drangen in die Häuser ein und schleppten Kinder und Weiber als Sklaven mit; alles wurde ausgeplündert. Am schlimmsten trieben es die Hunnen, die selbst von denen, die sich in die Kirchen geflüchtet hatten, viele umbrachten; bis Belisar, der hin und her eilte, sie davon abhielt. Er rief die Soldaten zusammen und forderte sie auf, nunmehr die Besiegten zu schonen. Die Beute sollten sie behalten, Weiber und Kinder aber wieder herausgeben. Nach solchen Worten ließ Belisar die Weiber, Kinder und die übrigen Sklaven frei, denen noch nichts Schlimmes geschehen war, und versöhnte die Soldaten mit ihnen. So geschah es den Neapolitanern, daß sie an einem Tage Kriegsgefangene und an demselben wieder frei und Herren ihrer Besitztümer wurden.

b) Ein verhängnisvolles Knabenspiel.

Während später Belisar selbst durch den Ostgotenkönig Witichis in Rom belagert wurde, ereignete sich folgender Vorfall:

Viele samnitische Knaben weideten einmal auf ihrem Felde die Schafe. Sie wählten nun zwei aus ihrer Mitte, die sich durch Körperkraft auszeichneten, nannten den einen Belisar, den andern Witichis und bestimmten, sie sollten miteinander ringen. Als die beiden mit großem Eifer rangen, kam Witichis zu Fall. Der Knabenschwarm knüpfte ihn zum Scherz an einem Baum auf. Da zeigte sich plötzlich ein Wolf, und die Knaben liefen alle davon; Witichis aber, der am Baume hängen geblieben war, mußte mit dem Tode büßen. Als dies unter den Samnitern ruchbar ward, bestraften sie die Knaben nicht, sondern legten den Vorfall so aus, daß Belisars Sieg ganz sicher sei. Also geschah dies. —

c) Der letzte Heldenkampf der Ostgoten; Tejas Tod. (552.)

In Kampanien erhebt sich der Vesuv, der, wie der Ätna in Sizilien, oft mit Gebrüll glühende Asche auswirft. Tief unten in seinem Krater kann man das unauslöschliche Feuer brennen sehen. Auch wirft er große und kleine Steine aus,

und Lavaströme brechen aus seinem Innern hervor und wälzen sich die Abhänge herab. Am Fuß des Vesuvs sind Quellen mit trinkbarem Wasser, aus denen ein Fluß namens Drakon entsteht, der bei Nuceria vorbeifließt. An den Ufern dieses Flusses schlugen damals die beiden Heere ihre Lager auf. Der Drakon ist zwar nur ein kleiner Fluß, aber für Reiter und Fußgänger nicht passierbar, da er in einem engen, tiefen Bett einherfließt und seine Ufer außerordentlich abschüssig sind. Ob das durch die vulkanische Natur des Bodens oder die Kraft des Wassers bewirkt ist, vermag ich nicht zu sagen. Die Goten besetzten nun die Brücke, welche über den Fluß führte, und hatten ihr Lager dicht an derselben. Sie wurde durch hölzerne Türme und Maschinen aller Art, unter anderen auch durch sogenannte Ballisten befestigt, damit die Goten ihre Feinde durch Schüsse von oben belästigen könnten. An ein Nahgefecht war nicht zu denken, da der Fluß, wie schon bemerkt, die Gegner trennte; man trat nur so dicht wie möglich ans Ufer und beschoß sich gegenseitig. Auch einige Zweikämpfe kamen vor, wenn ein Gote die Brücke überschritt und dazu aufrief. So lagen sich die Heere zwei Monate einander gegenüber. Und solange die Goten die See beherrschten und zu Schiff Lebensmittel heranschaffen konnten, vermochten sie standzuhalten, da ihr Lager vom Meere nicht weit entfernt war. Dann aber bemächtigten sich die Römer der feindlichen Schiffe durch den Verrat eines gotischen Mannes, der den Oberbefehl über die ganze Flotte hatte, und außerdem kamen nun unzählige Schiffe für sie aus Sizilien und den anderen Teilen des Reiches. Außerdem ließ Narses (der Nachfolger Belisars) am Flußufer hölzerne Türme aufstellen, welche den Goten allen Mut benehmen mußten. Deshalb gerieten die Goten, die bereits Mangel an Lebensmitteln litten, in große Bestürzung und zogen sich auf einen Berg ganz in der Nähe zurück, den die Römer auf Lateinisch „Mons Lactarius" nennen. Dorthin konnten ihnen die Römer nicht folgen. Aber die Barbaren sollten sofort bereuen, sich dorthin zurückgezogen zu haben, da sie noch viel größeren Mangel leiden mußten und gar kein Mittel hatten, für sich und die Pferde irgend etwas aufzutreiben. Deshalb schien es ihnen besser, den Tod in offener Schlacht zu suchen, als Hungers zu sterben. Unerwartet rückten sie vor und machten plötzlich einen Angriff auf die Feinde. Die Römer wehrten sich den Umständen gemäß, d. h. nicht in Reih und Glied, sondern bunt durcheinander, ohne selbst die gegebenen Befehle hören zu können. Dennoch verteidigten sie sich, so gut es ging, mit aller Kraft.

Die Goten hatten ihre Pferde laufen lassen und standen alle zu Fuß, mit der Front gegen den Feind, in einer tiefen Phalanx. Als das die Römer sahen, stiegen sie ebenfalls ab und stellten sich ebenso auf.

Jetzt komme ich an die Beschreibung einer höchst denkwürdigen Schlacht und des Heldenmuts eines Mannes, der in keiner Beziehung einem der sogenannten Heroen nachsteht. Und zwar will ich von Tejas reden. Die Goten stachelte ihre verzweifelte Lage zur Tapferkeit an, die Römer leisteten ihnen, obgleich sie ihre Verzweiflung bemerkten, mit allen Kräften Widerstand, da sie sich schämten, dem schwächeren Gegner zu weichen. Beide gingen mit Ungestüm auf die nächststehenden Feinde los, die einen, weil sie den Tod suchten, die andern, weil sie um die Palme des Sieges stritten. Früh am Morgen begann die Schlacht. Weithin kenntlich stand Tejas mit wenigen Begleitern vor der Phalanx, von seinem Schilde gedeckt und die Lanze schwingend. Wie die Römer ihn sahen, meinten sie, mit seinem Fall werde der Kampf sofort zu Ende sein, und deshalb gingen gerade die tapfersten, sehr viele an der Zahl, geschlossen gegen ihn vor, indem sie alle mit den Speeren nach ihm stießen oder warfen. Er aber fing alle Speere mit dem Schilde, der ihn deckte, auf und tötete viele in blitzschnellem Sprunge. Jedesmal, wenn sein Schild von aufgefangenen Speeren ganz voll war, reichte er ihn einem seiner Waffenträger und nahm einen andern. So hatte er ein Dritteil des Tages unablässig gefochten. Da ereignete es sich, daß in seinem Schilde zwölf Speere hafteten, so daß er ihn nicht mehr beliebig bewegen und die Angreifer nicht mehr damit zurückstoßen konnte. Laut rief er einen seiner Waffenträger herbei, ohne seine Stellung zu verlassen oder nur einen Finger breit zurückzuweichen. Keinen Augenblick ließ er die Feinde weiter vorrücken. Weder wandte er sich so, daß der Schild den Rücken deckte, noch bog er sich zur Seite, sondern wie mit dem Erdboden verwachsen stand er hinter dem Schilde da, mit der Rechten Tod und Verderben gebend, mit der Linken die Feinde zurückstoßend — so rief er laut den Namen des Waffenträgers. Dieser trat mit dem Schilde herzu, und er nahm ihn sofort statt des speerbeschwerten. Bei dieser Bewegung war nur einen kurzen Augenblick seine Brust entblößt: ein Speer traf ihn, und er sank sofort tot zu Boden. Einige Römer steckten seinen Kopf auf eine Stange und zeigten ihn beiden Heeren, den Römern, um sie noch mehr anzufeuern, den Goten, damit sie in Verzweiflung den Kampf aufgäben. Die Goten taten das aber keines-

wegs, sondern kämpften bis zum Einbruch der Nacht, obwohl sie wußten, daß ihr König gefallen war. Als es dunkel geworden war, ließen die Gegner voneinander ab und brachten die Nacht unter den Waffen zu. Am folgenden Tage erhoben sie sich früh, nahmen dieselbe Stellung und kämpften wieder bis zur Nacht. Keiner wich dem andern auch nur um eines Fußes Breite, obgleich von beiden Seiten viele den Tod fanden, sondern erbittert setzten sie die furchtbare Blutarbeit fort, die Goten in dem vollen Bewußtsein, ihren letzten Kampf zu kämpfen, die Römer, weil sie sich von jenen nicht überwinden lassen wollten.

Zuletzt schickten die Barbaren einige von ihren Vornehmen an Narses und ließen ihm sagen, sie hätten wohl gespürt, daß Gott wider sie sei — sie fühlten, daß eine unüberwindliche Macht ihnen gegenüberstehe — und durch die Ereignisse über den wahren Sachverhalt belehrt, wollten sie ihre Meinung ändern und vom Kampf ablassen, nicht um Untertanen des Kaisers zu werden, sondern um bei irgendwelchen andern Barbaren in Freiheit zu leben. Sie baten, die Römer möchten ihnen einen friedlichen Abzug gestatten und, billiger Erwägung Raum gebend, ihnen als Wegzehrung die Gelder belassen, die sie in den Kastellen Italiens jeder früher für sich aufgespart hätten. Hierüber ging Narses mit sich zu Rate. Sein Unterfeldherr Johannes redete ihm zu, diese Bitte zu gewähren und nicht weiter mit Männern zu kämpfen, für die der Tod keinen Schrecken hätte, und nicht den Mut der Verzweiflung auf die Probe zu stellen, der nicht nur für jene, sondern auch für ihre Gegner noch verhängnisvoll werden könne. „Der Mann der weisen Mäßigung," sagte er, „läßt sich am Siege genügen, übermäßige Anstrengung aber könnte leicht auch zum Verderben ausschlagen." Narses billigte diese Ansicht, und es wurde ausgemacht, die übriggebliebenen Barbaren sollten mit all' ihrer Habe sofort ganz Italien meiden und unter keinen Umständen mehr die Waffen gegen die Römer tragen. Mittlerweile brachen 1000 Goten aus dem Lager hervor und begaben sich nach der Stadt Pavia und den Ortschaften jenseits des Po; die übrigen beschworen sämtlich den Vertrag. Auf dieselbe Weise nahmen die Römer auch Cumae und alle übrigen Ortschaften, und das achtzehnte Jahr dieses Gotenkrieges, den Prokop beschrieben hat, ging zu Ende.

d) Narses vernichtet die Hauptschar der in Italien eingedrungenen Franken in der großen Schlacht am Volturno. (553.)

Der Feldherr der Franken Butilin marschierte, nachdem er fast alle Städte und Kastelle bis zur Meerenge von Messina

ausgeplündert hatte, schnell und geradeswegs auf Kampanien und Rom, weil ihm zu Ohren gekommen war, daß Narses dort das kaiserliche Heer sammle. Er wollte keinen Verzug noch Aufschub, sondern eine Entscheidung in der Feldschlacht herbeiführen, da er bereits einen bedeutenden Teil seines Heeres durch Krankheit verloren hatte. Dem Sommer war nämlich bereits der Herbst gefolgt, und die Weinstöcke hingen voll Trauben, und da Narses vorsorglich alles hatte verwüsten lassen, so nahmen die Barbaren in Ermangelung anderer Nahrungsmittel die Trauben ab, zerquetschten sie mit den Fingern und sättigten sich mit Most. Infolgedessen hatten sie stark an Durchfall zu leiden; einige starben daran, andere kamen noch glücklich durch. Butilin glaubte nun, um jeden Preis schlagen zu müssen, ehe das Übel alle überwältigt hätte. In Kampanien angekommen, schlug er ein Lager auf, nicht weit von Kapua, am Volturno, der in dem Apennin entspringt, sich durch jene Ebene schlängelt und ins Tyrrhenische Meer ergießt. Er umgab sein Heer mit einer starken Wagenburg und vertraute im übrigen auf die natürliche Festigkeit des Ortes; er glaubte nämlich seine rechte Flanke durch den vorbeiströmenden Fluß gedeckt. Außerdem ließ er die Karren, von denen er eine große Menge mit sich führte, mit den Vorderrädern ineinander schieben und die Hinterräder bis zu den Naben mit Erde bewerfen, so daß nur die obere Hälfte aus dem Erdreich hervorsah. Nachdem er hierdurch und mit anderem Holzwerk das Lager gehörig befestigt hatte, ließ er nur einen schmalen Weg zwischen den Bollwerken frei, um auf diesem leicht Angriff und Rückzug bewerkstelligen zu können. Damit ferner die Brücke, die über den Fluß führte, nicht unbewacht bliebe und ihm von dort kein Schaden zugefügt werde, besetzte er sie und ließ einen hölzernen Turm aufführen, den er mit den Tapfersten, Bestbewaffneten seiner Leute besetzte, die aus dieser Deckung die Brücke verteidigen und die Römer am Übergang hindern sollten. Als er all' diese Maßregeln getroffen hatte, glaubte er, den Umständen nach aufs beste gesorgt zu haben, als ob es bei ihm allein stünde, die Feindseligkeiten zu eröffnen und nicht eher ein Treffen zu liefern, als es ihm paßte. Er glaubte, jedenfalls mit den Feinden fertig zu werden, da er ihnen an Zahl überlegen war; denn von seinem Heer waren immerhin noch 30000 Mann übrig, während die Römer kaum 18000 Mann stark waren.

Er war also guten Mutes und machte alle seine Leute darauf aufmerksam, daß es sich in dem bevorstehenden Kampf

um eine wichtige Entscheidung handle. „Entweder," so sagte er, „werden wir Italien gewinnen, dessentwegen wir gekommen sind, oder es bleibt uns nur übrig, hier ruhmlos zu fallen. Natürlich, edle Genossen, ziehen wir das erstere vor, und bei uns, als tapferen Männern, steht es zu erreichen, was wir begehren." So und auf ähnliche Weise feuerte Butilin seine Leute beständig an. Sie waren auch ganz getrost und setzten ihre Waffen in Stand, jeder nach seinem Gutdünken. Da wurden Äxte, da die eigentümlichen Lanzen geschliffen, die sie Angonen nennen, dort die zerschlagenen Schilde ausgebessert und das alles ging ihnen leicht von der Hand. Denn die Bewaffnung dieses Volkes ist nur ärmlich und bedarf nicht der Hände verschiedener Handwerker, sondern wenn etwas verdorben ist, bessern die Besitzer es selbst aus. Panzer und Beinschienen kennen sie gar nicht; die meisten gehen barhaupt einher, und nur wenige setzen für die Schlacht einen Helm auf. Brust und Rücken sind nackt bis an die Hüften; von da aus gehen bis zum Knie Hosen aus Leinen oder Leder. Nur wenige sind beritten, weil sie von alters her an den Kampf zu Fuß gewöhnt und darin geübt sind. Am Schenkel tragen sie das Schwert und an der linken Seite den Schild. Bogen, Schleuder oder andere Waffen zum Fernkampf tragen sie nicht, sondern nur zweischneidige Äxte und die Angonen, die sie mit Vorliebe benutzten. Diese Angonen sind Speere von mittlerer Größe, zum Schleudern und zum Stoß im Nahkampf gleich geeignet. Den größten Teil derselben bedeckt der eiserne Beschlag, so daß das Holz kaum am untersten Ende hervorsieht; am oberen Ende sind an beiden Seiten einige gebogene Spitzen in der Form von Angelhaken, nach unten gekrümmt. Im Gefecht schleudert nun der Franke einen solchen Angon. Wenn er den Menschenleib trifft, dringt natürlich die Spitze ein, und es ist für den Getroffenen ebenso wie für einen andern schwer, das Geschoß herauszuziehen, denn die Widerhaken, die im Fleisch stecken, leisten Widerstand und vermehren die Schmerzen, so daß der Feind, selbst wenn die Wunde an und für sich nicht tödlich war, doch zugrunde gehen muß. Wenn dagegen der Schild getroffen ist, so hängt der Speer von demselben herab und bewegt sich gleichzeitig mit demselben, und das unterste Ende schleppt am Boden nach. Der Betroffene kann den Speer nicht herausziehen wegen der eingedrungenen Haken und auch nicht abhauen, da das Holz durch das umgelegte Eisen geschützt ist. Sieht das der Franke, so springt er schnell darauf und tritt auf den Lanzenschaft, so daß der Schild herabgedrückt wird, die Hand des Eigentümers nachgeben muß und

Kopf wie Bruſt entblößt werden. Dann iſt es ein leichtes, den unbedeckten Gegner zu töten, entweder durch einen Axthieb auf den Kopf oder durch einen Stoß mit einem zweiten Speer durch die Kehle. So iſt die Bewaffnung der Franken und dergeſtalt rüſteten ſie ſich zum Kampf.

Als Narſes hiervon Meldung erhielt, brach er ſofort mit ſeinem ganzen Heer von Rom auf und ſchlug ein Lager auf nicht weit vom Feinde, ſo daß man ihn hören und ſeine Verſchanzung ſehen konnte. Während ſich die Heere ſo in Sicht gegenüber lagen, wurden auf beiden Seiten eifrig Vorbereitungen getroffen, Wachen und Poſten ausgeſetzt, und von den Oberſten ſorgfältig alles beſichtigt. Furcht, Hoffnung und Zweifel regten ſich, und alle die unberechenbaren Gefühle, die vor einem entſcheidenden Kampfe ſich einzuſtellen pflegen, wogten hin und her. Alle Städte Italiens waren unruhig und ſchwankend, wem ſie zufallen würden. Mittlerweile plünderten die Franken die benachbarten Dörfer und holten ſich ungeſtraft Proviant aus denſelben. Dieſes mit anzuſehen, hielt Narſes für eine Schande, und es ärgerte ihn, daß die Troßknechte der Feinde ungeſtraft unter ſeinen Augen vorbeizogen, als ob ſich noch kein Feind ſehen ließe. Er beſchloß das nicht länger zu dulden, ſondern nachdrücklich zu verhindern. Unter den römiſchen Reiterführern war ein Armenier, Charanges, ein ſehr tapferer, kluger und, wenn es darauf ankam, verwegener Mann. Dieſem Charanges, deſſen Zelt an demjenigen Ende des Lagers ſtand, das den Feinden zugekehrt war, befahl Narſes, die Fuhrleute anzugreifen und ihnen derart zuzuſetzen, daß ſie nicht mehr wagten, Futter einzufahren. Charanges ſtieg ſogleich mit einigen ſeiner Leute zu Pferde, nahm die Wagen fort und tötete die Fuhrleute. Einen Wagen, der ganz voll recht trockenen Heus war, ließ er an den Turm heranfahren, den die Franken vor der Brücke aufgeführt hatten, wie vorher erwähnt. Als der Wagen ganz nahe heran war, warf er Feuer in das Heu, und da ſofort eine mächtige Flamme emporſchlug, ging der ganze Turm, der nur aus Holz beſtand, in Feuer auf. Die Beſatzung, welche ſich nicht zur Wehr ſetzen konnte und beinahe mit verbrannt wäre, zog es vor, den Platz zu räumen, bewerkſtelligte mit Mühe ihren Rückzug und floh in das Lager. Die Römer aber waren der Brücke Meiſter.

Dies Ereignis brachte die Franken natürlich in Unruhe, und ſie griffen ſofort zu den Waffen. Von Zorn und Wut ſchäumend, konnten ſie ſich nicht länger bezähmen, ſondern wollten noch an demſelben Tage eine Schlacht liefern, obgleich ihnen die aleman-

nischen Seher geweissagt hatten, sie dürften an jenem Tage nicht schlagen, wenn sie nicht alle umkommen wollten. Meiner Ansicht nach würden sie, auch wenn am nächsten oder einem späteren Tage der Kampf stattgefunden hätte, dasselbe Schicksal gehabt haben, wie an jenem; denn die Veränderung des Tages hätte nicht genügt, um sie von der Strafe zu befreien, die sie für ihre Gottlosigkeit verdient hatten. Ob dies nun sowieso eintraf oder vielleicht die alemannischen Seher wirklich die Zukunft voraussahen — jedenfalls erschien der Menge jene Weissagung durchaus nicht eitel und nichtig. Wie es nun weiter alles verlief, will ich sogleich genau, soweit es in meinen Kräften steht, berichten.

Die Franken waren also von Aufregung erfaßt und hatten bereits zu den Waffen gegriffen. Auch Narses führte die Römer aus dem Lager heraus in den Raum zwischen beiden Heeren, um sie dort in einer Phalanx aufzustellen. Als sich das Heer eben in Bewegung gesetzt hatte und der Feldherr bereits zu Pferde gestiegen war, wird ihm gemeldet, daß ein Heruler, und zwar kein gewöhnlicher Soldat, sondern ein Mann von adliger Abkunft und großem Ansehen, einen seiner Sklaven, der irgend etwas verbrochen haben mochte, ohne weiteres getötet hätte. Sofort zieht er die Zügel an und bringt sein Pferd zum Stehen. Der Mörder wird vorgeführt, weil es ein Frevel wäre, in die Schlacht zu gehen, ehe dieser Makel abgewaschen und gesühnt war. Da der Barbar auf Narses Befragen die Tat eingestand und nicht zu leugnen versuchte, sondern im Gegenteil noch behauptete, die Herren könnten mit ihren Sklaven machen, was sie wollten, und den andern könnte es ebenso gehen, wenn sie nicht gut täten, da er also keine Spur von Reue über seine Gewalttat zeigte, vielmehr frech und hochmütig sich derselben noch rühmte, befiehlt Narses, den Mann hinzurichten. Man stieß ihm ein Schwert in die Weichen, daß er starb. Die Heruler waren darüber nach Barbarenart unwillig und gedachten trotzig, sich an der Schlacht nicht zu beteiligen. Aber Narses, der auf solche Weise die Verantwortung des Mordes abgewälzt hatte, dachte gering von den Herulern, trat vor das Heer und rief laut, so daß jeder es hören konnte: wer an dem Siege Anteil haben wolle, der solle ihm folgen. So sehr vertraute er augenscheinlich auf die Hilfe des Höchsten und ging in die Schlacht, als ob der Sieg für ihn vorher bestimmt wäre. Der Herulerführer Sindual hielt es für schimpflich und schmachvoll, wenn bei einem so gewaltigen Kampf er und seine Leute der Teilnahmlosigkeit geziehen werden könnten und den Schein erweckten, als fürchteten

sie sich vor den Feinden und schützten als Vorwand für ihre Feigheit ihre Freundschaft für den Hingerichteten vor.

Er konnte nicht länger ruhig zusehen und ließ Narses sagen, er möge verziehen bis er mit den Seinen herangekommen wäre. Dieser antwortete ihm, warten wolle er zwar nicht, aber er werde dafür Sorge tragen, daß sie ihren Platz in der Schlachtordnung erhielten, auch wenn sie ein wenig später kämen. Da setzten sich die Heruler wohlbewaffnet und in guter Ordnung in Bewegung. Als Narses an den Ort gekommen war, wo er zu schlagen gedachte, ordnete er sein Heer sofort in eine Phalanx. Auf beiden Flügeln hielt die Reiterei mit Wurfspieß und runden Schilden, Bogen und Schwert umgehängt, einige auch mit langen Lanzen. Der Feldherr selbst war am rechten Flügel, bei ihm sein Haushofmeister mit demjenigen Teil des Hofgesindes, der waffenfähig war. Auf den Flügeln standen Valerian und Artabanes, die den Befehl hatten, sich am Rande des Walddickichts verborgen zu halten, um unerwartet auf die Feinde loszustürmen, wenn sie angriffen, und sie von zwei Seiten zu fassen. Den ganzen Raum in der Mitte nahm das Fußvolk ein. In der Front standen die Vorkämpfer, von Kopf bis zu Fuß in Eisen gehüllt, und bildeten den Schildwall, hinter ihnen die andern Reihen dicht aufgeschlossen; die Leichtbewaffneten und Schleuderer schwärmten dahinter umher und warteten auf die Gelegenheit, von ihren ferntragenden Geschossen Gebrauch zu machen. Mitten in der Phalanx war ein Platz für die Heruler angesetzt und noch leer, denn sie waren noch nicht eingerückt.

Zwei Heruler, die kurz vorher zu den Feinden übergelaufen waren, da sie von dem späteren Entschluß Sinduals nichts wußten, trieben die Barbaren an, schleunigst die Römer anzugreifen: „Denn Ihr werdet sie in voller Unordnung und Verwirrung finden," sprachen sie, „weil der Herulerhaufe sich weigert, am Kampfe teilzunehmen, und die andern durch diesen Abfall ganz bestürzt sind." In dem Glauben, daß diese Aussage der Wahrheit entspreche, ließ sich Butilin leicht überreden und führte sein Heer vor. Alle gingen voll Kampfbegier gerade auf die Römer los, nicht ruhigen Schrittes und wohlgeordnet, sondern als ob sie gar nicht schnell genug vorwärts kommen könnten, eilfertig und stürmisch, wie wenn sie im ersten Anlauf das feindliche Heer über den Haufen werfen wollten. Ihre Schlachtordnung hatte die Form eines Keils, sah also wie ein griechisches Delta (Δ) aus: da, wo sie spitz zuging, waren die Schilde dachförmig eng ineinander geschoben, so daß es wie ein Eberkopf aussah. Die Schenkel des Keils waren staffel-

förmig zusammengesetzt und sehr schräg gestellt, so daß sie allmählich zu großer Breite auseinandergingen. Die Krieger standen nach beiden Seiten gegen die Feinde gewendet, nach außen durch ihre Schilde gedeckt, während durch eben diese Aufstellung die Rückendeckung sich von selbst machen sollte. Da aber in der Mitte der Raum leer war, konnte man ihre bloßen Rücken reihenweise sehen.

Dem Narses, der sowohl vom Glück begünstigt war, als er auch vortrefflich seine Maßregeln zu nehmen verstand, ging alles nach Wunsch. Denn als die Barbaren mit furchtbarem Feldgeschrei im ersten Anlauf mit den Römern zusammenstießen, durchbrachen sie die Mitte der Vorkämpfer und kamen an den leeren Raum, in den die Heruler noch nicht eingerückt waren; die Spitze ihres Keils durchschnitt die Reihen, ohne großen Verlust zu bringen, bis ganz nach hinten — einige von ihnen gingen sogar noch weiter, als ob sie das römische Lager stürmen wollten. Da bog und dehnte Narses allmählich die Flügel, so daß sie nach vorn herumgriffen, und befahl den Bogenschützen zu Pferde, von beiden Seiten die Feinde im Rücken zu beschießen, und das geschah sofort ohne Schwierigkeit. Weil nämlich die Feinde zu Fuß kämpften, war es den Reitern ein Leichtes, aus der Entfernung die ausgedehnten Linien zu beschießen, die sich nach rückwärts hin nicht wehren konnten. Und es war, scheint mir, für die Reiter auf den Flügeln sehr einfach, über die dicht vor ihnen Stehenden hinweg die Reihen auf der gegenüberliegenden Seite in den Rücken zu schießen. Von allen Seiten wurden auf diese Weise die Rücken der Franken bestrichen, da die Römer vom rechten Flügel die eine innere Seite des Keils, die vom linken die andere beschossen. So flogen die Pfeile kreuz und quer und trafen alles, was in dem Zwischenraum war, ohne daß die Barbaren merkten, woher eigentlich die Geschosse kamen, oder sich dagegen schützen konnten. Denn da sie mit der Front gegen die Römer standen und nur nach dieser einen Richtung die Blicke gewandt waren, da sie ferner mit den Schwerbewaffneten, die ihnen gegenüberstanden, kämpften und die Bogenschützen zu Pferde dahinter kaum sehen konnten, endlich nicht in die Brust, sondern in den Rücken die Schüsse empfingen, so wußten sie gar nicht, von wo das Verderben kam. Die meisten hatten übrigens gar nicht Zeit, darüber nachzudenken, weil fast jeder Schuß tödlich war. Denn da immer die Äußersten fielen, wurden die bloßen Rücken der nächsten sichtbar, und weil das sehr häufig geschah, schmolz ihre Menge schnell dahin. Mittlerweile waren Sindual und die Heruler

eingerückt und traten denjenigen gegenüber, welche die Mitte durchbrochen hatten und dann weiter vorgedrungen waren. Sofort gingen sie zum Angriff über; jene waren aber nicht wenig bestürzt, glaubten, in einen Hinterhalt gefallen zu sein, und wandten sich zur Flucht, indem sie die beiden Überläufer des Verrats beschuldigten. Sindual und seine Leute ließen jedoch nicht nach, sondern drängten vor, bis jene teils niedergestreckt, teils in die Strudel des Flusses hinabgeworfen waren. Als so die Heruler ihren Platz eingenommen hatten, die Lücke ausgefüllt und die Phalanx geschlossen war, wurden die Franken, wie in ein Netz verstrickt, hingeschlachtet. Ihre Schlachtordnung war gänzlich zertrümmert, und sie ballten sich zu einzelnen Knäueln zusammen, die nicht mehr aus noch ein wußten. Jetzt griffen auch das schwere Fußvolk und die Leichtbewaffneten ein mit Spießen, Stangen und Schwertern. Die Reiter überflügelten sie vollends und schnitten jeden Ausweg ab. Was dem Schwerte entrann, sah sich genötigt, auf der Verfolgung in den Fluß zu springen und ertrank. Von allen Seiten ertönte das Wehgeheul der Barbaren, die aufs elendeste abgeschlachtet wurden. Der Anführer Butilin und sein ganzes Heer wurden vom Erdboden vertilgt, wobei auch die kaiserlichen Überläufer umkamen, und kein einziger von den Germanen sah den heimatlichen Herd wieder, mit Ausnahme von fünf Mann, die auf irgendeine Weise dem allgemeinen Verderben entronnen waren. Wie sollte man da nicht sagen, daß sie die Strafe erlitten für ihre Missetaten und eine höhere Gewalt über sie gekommen war? Jener ganze große Haufe von Franken und Alemannen und wer sonst noch mit ihnen in den Krieg gezogen war — alles war vernichtet, und von den Römern waren nur 80 Mann gefallen, die den ersten Stoß der Feinde hatten aushalten müssen. In dieser Schlacht kämpften mit Auszeichnung fast alle römischen Regimenter, von den verbündeten Barbaren taten sich am meisten hervor der Gote Aligern und der Heruler Sindual, der keinem etwas nachgab. Alle aber priesen und bewunderten den Narses, der durch seine Feldherrnkunst sich so hohen Ruhm erworben hatte.

e) Die Pest in Ligurien.

Im Jahre 565 brach besonders in der Provinz Liguria eine fürchterliche Pest aus. Denn plötzlich kamen an Häusern, Türen, Gefäßen, Kleidern eigentümliche Flecken zum Vorschein und wurden, wenn man sie abwaschen wollte, immer stärker. Nach Umlauf eines Jahres aber entstanden an den Leisten der Menschen und an andern empfindlichen Stellen Geschwülste wie Nüsse

oder Datteln, worauf bald unerträgliche Fieberhitze und am dritten Tage der Tod erfolgte. Überlebte aber einer den dritten Tag, so hatte er Hoffnung durchzukommen. Da war allenthalben Trauer, allenthalben Weinen. Weil unter dem Volke der Glaube verbreitet war, durch die Flucht entgehe man dem Verderben, so wurden die Häuser von den Bewohnern verlassen und standen leer, nur von den Hunden wurden sie noch gehütet. Die Herden blieben allein auf dem Felde, die Hirten fehlten. Da konnte man sehen, wie Dörfer und Städte, noch jüngst von ganzen Haufen Menschen angefüllt, am andern Tage von allen verlassen in Todesstille dalagen. Die Söhne flohen von den unbestatteten Leichen ihrer Eltern hinweg; die Eltern vergaßen herzlos ihre Pflicht und ließen die Kinder in der Fieberhitze liegen. Wollte einer, von alter Anhänglichkeit getrieben, seinen nächsten Verwandten begraben, so blieb er selber unbegraben; während man bestattete, kam man selbst um; gab man einer Leiche das Trauergeleite, so entbehrte das eigene Leichenbegängnis dieses Liebesdienstes. Da konnte man glauben, die Welt sei in ihre uranfängliche Stille wieder zurückgesunken: kein Laut auf dem Felde, kein Pfeifen der Hirten, kein wildes Tier lauerte mehr dem Vieh auf, kein Schaden geschah mehr den Hausvögeln. Die Saatfelder blieben über die Erntezeit hinaus stehen und warteten unangerührt auf den Schnitter; die Weingärten voll üppigglänzender Trauben betrat niemand, während bereits das Laub abgefallen war und der Winter vor der Tür stand. Zu jeder Stunde des Tages und der Nacht klang das Schmettern der Kriegstrompeten in den Ohren, die meisten glaubten den Lärm wie von einem heranziehenden Heer zu vernehmen. Zwar zeigte sich nirgends der Fußtritt wandelnder Menschen, niemand, der getötet hätte, aber die Leichname der Gestorbenen redeten stärker als das Sehen der eigenen Augen. Das freie Feld verwandelte sich in eine Begräbnisstätte der Menschen, in die menschlichen Wohnungen zogen die wilden Tiere ein. Und dieses Unglück verbreitete sich nicht über die Grenzen Italiens hinaus zu den Alemannen und Baiern, sondern traf allein die Römer.

---

24. Von Britannien und den Angelsachsen.

a) Die Fabeln von der Teufelsmauer und von der Überfahrt der Seelen.

Prokop weiß zu berichten:
Auf der Insel Britannien haben die Alten (d. h. die Römer

unter Kaiser Hadrian) eine lange Mauer gebaut, die sie in zwei Teile teilt nach mehr als einer Hinsicht, weil Erde und Luft und alles andere auf beiden Seiten durchaus nicht gleich sind. Denn südlich von der Mauer ist gute Luft, den Jahreszeiten entsprechend, im Sommer nämlich gemäßigt warm, im Winter kalt. Und auf dieser Seite wohnen zahlreiche Menschen in derselben Weise wie anderswo, die Bäume stehen in voller Pracht ihrer rechtzeitig gereiften Früchte und die Saatfelder geben denen anderer Gegenden nichts nach, sondern stehen vortrefflich, da das Land hinreichend bewässert ist. Nördlich aber von der Mauer ist gerade das Gegenteil der Fall: Schlangen und Nattern sowie viele andere Arten ähnlicher Tiere bewohnen jene Gegend. Und was das merkwürdigste ist, die Eingeborenen behaupten, daß, wenn sich jemand auf die andere Seite der Mauer begibt, er sofort den Geist aufgeben muß, so verderblich wirkt schon die Luft dort, und Tiere, die sich hinüber verirren, fallen ebenfalls sogleich tot um.

Da mich meine Erzählung bis hierher geführt hat, so muß ich einer Sache Erwähnung tun, die ganz fabelhaft klingt und mir durchaus nicht glaublich erscheinen will, obgleich sie von zahllosen Leuten berichtet ward, die versicherten, alles mit eignen Ohren gehört und mit eignen Augen gesehen zu haben, ja, selbst dabei tätig gewesen zu sein. Übergehen will ich die Geschichte aber auch nicht, um nicht in den Ruf zu kommen, als hätte ich bei der Beschreibung der Insel aus Unkenntnis irgend etwas weggelassen.

Man erzählt also, daß die Seelen der Verstorbenen immer nach dieser Insel hinüberfahren. Auf welche Weise, das will ich sogleich erzählen, wie ich es oft genug von Leuten aus jener Gegend im Ton ehrlichster Überzeugung habe berichten hören. Ich möchte das Erzählte auf eine gewisse hellseherische Begabung zurückführen. An der gallischen Küste, die Britannien gegenüberliegt, befindet sich eine große Zahl von Dörfern, deren Bewohner von Fischfang, Ackerbau und Schiffahrt nach Britannien sich ernähren. Sie sind den Franken untertan, zahlen aber keinerlei Tribut; derselbe ist ihnen vielmehr nach ihrer Behauptung erlassen, in Anbetracht einer Dienstleistung, die ich im folgenden schildere. Jene Leute behaupten nämlich, der Reihe nach die Überfahrt der Seelen besorgen zu müssen. Diejenigen nun, welche in der nächstfolgenden Nacht an der Reihe sind für diese Dienstleistung, gehen, sobald es dunkel geworden ist, in ihre Wohnungen und legen sich schlafen, bis der Führer des Zuges sie weckt. Vor Mitternacht merken sie nämlich,

wie es an ihre Türen klopft, und hören die Stimme eines Unsichtbaren, die sie an die Arbeit ruft. Sogleich stehen sie, ohne sich zu besinnen, von ihrem Lager auf und begeben sich an den Strand, einem gewissen Zwange folgend, über dessen Art sie sich nicht Rechenschaft geben können. Dort finden sie Kähne vor, zur Abfahrt bereit, aber ganz menschenleer. Es sind das nicht ihre eignen, sondern fremde Fahrzeuge. Sie steigen hinein und greifen zu den Rudern. Dann fühlen sie, wie die Schiffe durch die Menge der Mitfahrenden so schwer belastet werden, daß sie bis an die Deckbalken und die Rudereinschnitte im Wasser liegen und kaum einen Finger breit daraus hervorragen; aber zu sehen ist niemand. In einer Stunde rudern sie nach Britannien hinüber, während sie mit ihren eignen Schiffen, wenn sie nicht segeln, sondern rudern, in einer Nacht und einem Tage kaum hinüberkommen. Wenn sie drüben angelangt sind, merken sie, wie sich die Fahrzeuge entleeren, und fahren sofort zurück; und so leicht sind dann die Schiffe plötzlich geworden, daß nur der Kiel unter Wasser sich befindet, der Rumpf sich aber hoch darüber erhebt. Sie sehen keinen Menschen mitfahren noch aussteigen, behaupten dagegen eine Stimme zu hören, die den am Ufer Harrenden jeden einzeln der neu Ankommenden namentlich nennt, die Stellung hinzufügt, die er bei Lebzeiten bekleidet hat, und seine Abstammung väterlicherseits. Wenn auch Frauen mit hinübergefahren sind, so wird der Name dessen ausgerufen, dem sie im Leben angehörten. Solches geschieht nach den Aussagen der Leute jener Gegend.

b) Die Eroberung Britanniens durch die Angeln und Sachsen. (449.)

Im Jahr 449 der Fleischwerdung des Herrn kamen Männer aus dem Volk der Angeln oder dem der Saxonen auf Einladung des Königs Marcian auf drei langen Schiffen nach Britannien, landete im Osten der Insel und erhielten dort von ebendemselben König feste Wohnsitze, als ob sie für sein Vaterland kämpfen sollten — in Wahrheit die künftigen Eroberer desselben. In einer Schlacht gegen die Feinde der Briten, die Pikten, welche von Norden herbeigekommen waren, blieben die Ankömmlinge Sieger. Sobald die Kunde von diesem Siege in ihre Heimat drang, zugleich damit die Botschaft von der Fruchtbarkeit der Insel und der Schwäche der Briten, machte sich ungesäumt eine größere Flotte von dort auf, mit einer zahlreicheren Bemannung, die sich sofort mit den ersten Scharen vereinigte und so ein

unbesiegliches Heer bildete. Die Einwanderer nahmen also die Wohnsitze, welche ihnen die Briten als Geschenk geboten hatten, an und wohnten unter ihnen unter der Bedingung, daß sie zum Frieden und Heil des Vaterlandes gegen alle Feinde Kriegsdienste täten, die Briten dafür ihnen einen festgesetzten Tribut zahlten. Die gekommen waren, gehörten zu den kräftigsten Stämmen der Germanen, zu den Saxonen, Angeln und Jüten. Von den Jüten kommen die Cantuarier (Bewohner Kents) und Victuarier her, d. h. der Stamm, welcher die Insel Vectis (Wight) und die Küste dieser Insel gegenüber bewohnt. Von den Sachsen, die aus dem heutigen Alt-Sachsen kamen, stammen die Ostsachsen, Südsachsen und Westsachsen (Essex, Sussex, Wessex). Von den Angeln, die aus Angeln (Schleswig) kamen, dem Lande, das jetzt zwischen dem Gebiete der Sachsen und Jüten wüst liegt, stammen die Ostangeln, die Südangeln, die Mercier und das ganze Volk vom Nordhumberland. Ihre ersten Führer sollen zwei Brüder gewesen sein, Hengist und Horsa, von denen der letztere bald darauf in einer Schlacht gegen die Briten fiel: ein Denkmal im östlichen Kent trägt noch heute seinen Namen. Sie waren Söhne des Victgilsus, des Sohnes Vitta, des Sohnes Vecta, des Sohnes Woden, von dem abzustammen sich die Königsgeschlechter vieler Reiche rühmen.

Da die erwähnten Volksstämme in immer dichteren Scharen unaufhaltsam nach dieser Insel herüberströmten, ward die Menge der Ankömmlinge größer und größer, so daß selbst die Eingeborenen, welche sie herbeigerufen hatten, mit Schrecken erfüllt wurden. Da schlossen jene plötzlich mit den Pikten, welche sie im Kriege immer mehr zurückgedrängt hatten, ein Bündnis und wandten ihre Waffe gegen ihre alten Bundesgenossen. Zuerst forderten sie eine Erhöhung der Getreidelieferung und, da sie nur einen Grund zum Bruch suchten, erklärten sie, wenn ihnen nicht reichlichere Getreidespenden zuteil würden, das Bündnis sofort lösen und die ganze Insel verwüsten zu wollen. Der Drohung folgte die Tat auf dem Fuße; kein öffentliches, kein privates Gebäude blieb stehen; überall wurden die Priester an den Altären hingeschlachtet; vornehm und gering, ohne Ansehen der Person, fiel den Flammen und dem Schwert zum Opfer, so daß nicht einmal Leute übrig blieben, um die Leichen der schmählich Gemordeten zu bestatten. Von den beklagenswerten Überlebenden wurden viele noch in den Bergen aufgegriffen und haufenweise umgebracht; manche verließen, vom Hunger getrieben, ihre Schlupfwinkel und ergaben sich den Feinden, um nur das nackte Leben zu retten und für

das tägliche Brot ewige Knechtschaft einzutauschen; andere kehrten schmerzerfüllt dem Vaterlande den Rücken und flohen übers Meer; noch andere endlich, die in der Heimat blieben, führten ein elendes Leben in den Einöden der Berge und Wälder, und selbst dort fühlten sie sich nicht einmal sicher.

Als darauf das Heer der Eroberer nach Vernichtung und Zerstreuung der Eingeborenen in seine Wohnsitze zurückgekehrt war, fingen jene an, sich allmählich zu erholen und aus ihren Schlupfwinkeln, in denen sie sich verborgen gehalten hatten, hervorzukommen; einmütig flehten sie den Himmel an, er möge sie vor gänzlicher Vernichtung bewahren. Ihr Anführer war Ambrosius Aurelianus, ein Mann von demütigem Herzen, der als der einzige von römischer Abkunft jenem Blutbade entgangen war, während seine Eltern, die königlichen Namen und Abzeichen getragen hatten, darin umgekommen waren. Unter seiner Führung faßten die Briten wieder Mut, boten den Siegern die Schlacht an und errangen unter Gottes gnädigem Beistand den Sieg. Von da an hatten bald diese, bald jene die Oberhand.

c) Die Bekehrung der Angelsachsen. (597.)

Im Jahre 592 gelangte Gregor, gleich ausgezeichnet durch Tatkraft wie durch Gelehrsamkeit, auf den päpstlichen Stuhl. Er regierte 13 Jahre 6 Monate und 10 Tage. Von göttlichem Geiste getrieben sandte er ungefähr im 150. Jahre nach der Ankunft der Angeln in Britannien den Knecht Gottes Augustinus und mit ihm mehrere andere gottesfürchtige Mönche aus, um dem Volke der Angeln das Wort Gottes zu predigen. Gehorsam den Befehlen des Pontifex hatten sie sich schon aufgemacht und einen Teil des Weges zurückgelegt, als plötzlich feige Furcht sie faßte; gemeinsam kamen sie zu dem Entschluß, es sei geratener, nach Hause zurückzukehren, als ein barbarisches, wildes und ungläubiges Volk aufzusuchen, dessen Sprache sie nicht einmal kennten. Unverzüglich ordnen sie den Augustin ab, um dem heiligen Gregor die demütige Bitte vorzutragen, er möge ihnen eine so gefährliche und mühselige Wanderung ins Ungewisse erlassen. Er antwortete mit einem ermunternden Brief und riet ihnen, zum Werk des Wortes im Vertrauen auf die göttliche Hilfe aufzubrechen.

Also gestärkt durch das Ermunterungsschreiben des heiligen Vaters Gregor kehrte Augustin nebst den Dienern Christi, welche bei ihm waren, zum Werke am Wort zurück und gelangte nach Britannien. Zu jener Zeit war König in Cantia der sehr mächtige

Aedilberct, dessen Reich sich bis an den Humberfluß erstreckte. An der Ostküste von Cantia befindet sich die Insel Tanatos (Thanet), an Umfang — nach der Art, wie die Angeln zu schätzen pflegen — 600 Familiengüter groß, vom Festlande durch einen Meerarm getrennt, der ungefähr drei Stadien breit ist, nur an zwei Stellen eine Furt bietet und zwei Mündungsarme hat. Auf dieser Insel also landeten der Knecht Gottes Augustinus und seine Genossen, ungefähr vierzig an der Zahl. Auf Befehl aber des heiligen Vaters Gregor hatten sie bei sich Dolmetscher aus dem Frankenvolke. Augustin sandte nun zu Aedilberct und tat ihm kund, er komme aus Rom und bringe frohe Botschaft, nämlich daß die, welche ihm gehorchten, ewige Freuden im Himmel und das ewige Reich zusammen mit dem lebendigen und wahren Gott haben sollten, und das sei die lautere Wahrheit. Auf diese Nachricht antwortete er, sie sollten auf der Insel bleiben, auf der sie gelandet, und die notwendigen Lebensmittel geliefert erhalten, bis er beschließe, was er ihnen tun wolle. Es war nämlich schon vorher die Kunde von der christlichen Religion zu ihm gedrungen, da er eine Christin zur Frau hatte aus dem Königsgeschlechte des Frankenvolkes, namens Bercta, und zwar hatte er sie von ihren Eltern bekommen unter der Bedingung, daß es ihr erlaubt sei, mit dem Bischof, den sie ihr mitgegeben hatten, namens Lindhard, ungestört ihres Glaubens zu leben und seine Satzungen zu befolgen.

Nach einigen Tagen kam wirklich der König auf die Insel, schlug seinen Sitz unter freiem Himmel auf und entbot Augustin und seine Genossen zu einer Unterredung. Er scheute sich nämlich, sie unter Dach und Fach zu empfangen, da sie dort — nach einem alten Aberglauben — durch böse Zauberkünste ihn hätten überwältigen können. Aber jene kamen nicht mit teuflischem, sondern mit göttlichem Werkzeug: als Banner führten sie ein silbernes Kreuz und ein Bild des Heilandes; dazu sangen sie Litaneien, in denen sie den Herrn für ihr eigenes und derer Heil anflehten, zu welchen sie gekommen waren. Als sie auf Geheiß des Königs sich niedergelassen hatten und ihm zugleich mit allen seinen Begleitern das Wort des Lebens anpriesen, antwortete jener folgendermaßen: „Schön sind zwar die Worte und Versprechungen, die ihr bringt; aber weil sie neu sind und ohne Gewähr, so kann ich nicht ohne weiteres ihnen beipflichten und all das aufgeben, was ich mit dem ganzen Angelnvolke so lange Zeit heilig gehalten habe. Weil ihr jedoch aus weiter Ferne als Fremdlinge hierher gekommen seid und meiner Überzeugung nach den Wunsch habt, das, was ihr für das

Wahre und Beste haltet, auch uns mitzuteilen, so wollen wir euch nicht beschweren, sondern vielmehr euch gnädig Gastfreundschaft gewähren und dafür Sorge tragen, daß euch gereicht werde, was zum Lebensunterhalt nötig ist. Endlich legen wir euch nichts in den Weg, so viele, wie euch möglich ist, durch Predigt für eure Lehre zu gewinnen." Dann wies er ihnen ein Haus in der Stadt Doruvernum (Canterbury) an, der Hauptstadt seines ganzen Reiches. Als sie sich der Stadt mit dem heiligen Kreuz und dem Bilde des großen Königs, unseres Herrn Jesu Christi, näherten, sollen sie nach ihrer Weise gesungen haben: „Wir bitten Dich, Herr, nach Deiner Barmherzigkeit, daß Du von dieser Stadt und von Deinem heiligen Hause nehmest Deinen Zorn und Deinen Grimm, ob wir gleich Sünder sind. Hallelujah!"

Als sie nun von ihrem Hause Besitz genommen hatten, begannen sie wie die Apostel der Urkirche zu leben: sie dienten beständig mit Beten, Wachen und Fasten; predigten das Wort des Lebens, wann sie konnten; verachteten, was von dieser Welt war, als ihnen völlig fremd; nahmen von denen, welche sie lehrten, nur das, was ihnen zum Lebensunterhalt notwendig war; lebten in jeglicher Beziehung so wie sie lehrten, und waren zu dem allen bereit, für die Wahrheit, die sie predigten, alles Unheil zu tragen, ja sogar zu sterben. Was liegt näher, als daß bald einige glaubten und sich taufen ließen, voll Bewunderung für die Einfachheit des unschuldigen Lebens und die Süßigkeit ihrer himmlischen Lehre! Es war aber nahe bei jener Stadt gegen Osten eine alte Kirche zu Ehren des heiligen Martin, aus der Zeit als noch die Römer Britannien bewohnten, in welcher die Königin — wie schon gesagt eine Christin — ihre Andacht zu verrichten pflegte. In dieser kamen auch jene zuerst zusammen und begannen zu singen, zu beten, Messe zu lesen, zu predigen und zu taufen.

Auch der König selbst hatte, wie die anderen, Gefallen gefunden an dem unsträflichen Wandel der Heiligen, glaubte ihren verheißungsvollen Worten, deren Wahrheit sie noch dazu durch den Hinweis auf viele Wunder bekräftigt hatten, und ließ sich taufen. Nun kam auch die Menge, das Wort zu hören, gab ihre heidnischen Gebräuche auf und schloß sich gläubig der einen heiligen Kirche Christi an. Der König soll sich zwar über ihren Glauben und ihre Bekehrung aufrichtig gefreut, aber dennoch niemand zum Übertritt ins Christentum gezwungen haben, nur daß er die Gläubigen, als seine Mitbürger im himmlischen Reich, mit innigerer Liebe umfaßte. Er hatte nämlich von den

Lehrern und Begründern seines Seelenheils gelernt, daß der Dienst Christi freiwillig und nicht erzwungen sein müsse. Auch säumte er nicht, seinen Lehrern einen ihrer Würde entsprechenden Wohnsitz in seiner Hauptstadt Doruvernum zu schenken und ihnen die nötigen Güter verschiedener Art anzuweisen. Er gab ihnen die Erlaubnis, überall zu predigen und Kirchen umzubauen oder wieder herzustellen.

d) Gregor, der Knecht der Knechte Gottes, an Augustinus, den Bischof der Angeln.

„Man soll die heidnischen Tempel des Volkes nicht zerstören, sondern nur die Götzenbilder in denselben; dann soll man diese Tempel mit Weihwasser besprengen, Altäre errichten und Reliquien dort niederlegen; denn wenn diese Tempel gut gebaut sind, so können sie ganz wohl aus einer Stätte der Dämonen zu Häusern des wahren Gottes umgewandelt werden, so daß, wenn das Volk selbst seine Tempel nicht zerstört sieht, es von Herzen seinen Irrtum ablegt, den wahren Gott anerkennt und anbetet und sich an dem gewohnten Ort nach alter Sitte einfindet. Und weil so viele Ochsen zu Ehren der Dämonen geschlachtet zu werden pflegen, soll auch dies in eine Art Fest verwandelt werden: am Tage der Weihe der Kirche oder an den Geburtstagen der heiligen Märtyrer, deren Gebeine dort ruhen, sollen sie um die Kirchen herum, die aus jenen Tempeln entstanden sind, Hütten aus Zweigen bauen und einen kirchlichen Festschmaus begehen. Dann opfern sie nicht mehr dem Teufel die Ochsen, sondern töten die Tiere bei ihrem Schmause Gott zu Ehren und werden dem Geber aller guten Gaben dafür danken, denn wenn ihnen äußerlich einige Freuden zugestanden werden, so werden sie sich zu den innerlichen Freuden leichter gewöhnen. Unmöglich darf man nämlich harten Gemütern alles auf einmal abschneiden, weil auch derjenige, welcher zum höchsten Gipfel aufsteigen will, stufen- oder schrittweise, nicht sprungweise, sich emporarbeitet . . . . .“

---

25. Aus dem merowingischen Frankenreiche.

a) Der Tod des heiligen Martin.

Im zweiten Jahre der Herrschaft des Arcadius und Honorius ging der heilige Martinus, Bischof von Tours, reich an großen Taten und voll Heiligkeit, ein großer Wohltäter der Schwachen und Hilflosen, im einundachtzigsten Jahr seines

Alters und sechsundzwanzigsten seines bischöflichen Amtes aus der Welt zu Christus heim. Er starb zu Candes, einem Dorfe in seinem Kirchspiel, Sonntags um Mitternacht. Viele hörten bei seinem Tode Freudenlieder im Himmel.

Als der Heilige Gottes zu Candes erkrankte, war das Volk von Poitiers und auch das von Tours zusammengeströmt, um Zeugen seines Todes zu sein. Und als er nun abgeschieden war, erhob sich ein gewaltiger Streit zwischen ihnen. Denn da sagten die von Poitiers: „Er war bei uns als Mönch, bei uns als Abt, wir haben ihn euch nur geliehen und fordern ihn nun zurück. Schon genug für euch, daß ihr, solange er Bischof war und in der Welt lebte, seine Rede gehört, sein Mahl geteilt habt, von seinem Segen gestärkt und durch seine Wunder erweckt seid. Aber nun habt ihr auch euer Teil dahin, und nun kommt es uns zu, mindestens seinen Leichnam zu nehmen.“ Darauf aber antworteten die von Tours: „Ihr behauptet, wir hätten unsern Teil dahin an seinen Wundertaten, so wisset denn, er tat deren mehr bei euch, als unter uns. Denn, vieler anderer Taten nicht zu gedenken, euch hat er zwei Tote erweckt und uns nur einen, und er pflegte ja selbst zu sagen, es habe ihm größere Wunderkraft beigewohnt, ehe er Bischof war, als nachher. Euch ist er nun einmal von Gott genommen und uns gegeben. Soll aber durchaus die alte Sitte bewahrt werden, so muß er nach Gottes Willen dort sein Grab haben, wo er geweiht worden ist. Und wenn ihr seinen Leichnam verlangt, weil das ein Recht seines Klosters sei, so wisset, daß er zu Mailand zuerst im Kloster war.“

So stritten sie noch miteinander, da sank die Sonne und die Nacht brach herein. Sie verriegelten die Tore und umstellten die Leiche von beiden Seiten, beide, die von Tours und Poitiers. Und die von Poitiers würden leicht in der Frühe mit Gewalt den Leichnam an sich gerissen haben. Aber der allmächtige Gott wollte es nicht, daß die Stadt Tours ihren Schutzheiligen verlöre. Denn um Mitternacht ward die ganze Schar von Poitiers vom Schlaf überfallen, und keiner blieb wach von einer so großen Menge. Da nun die von Tours sahen, daß sie alle entschlafen, ergriffen sie schnell die irdische Hülle des heiligen Leibes. Einige warfen sie von dem Fenster herab, und andere fingen sie außen auf, dann brachten sie den Leichnam auf ein Schiff und fuhren mit allem Volk die Vienne hinab. Als sie aber in das Bett der Loire gekommen waren, steuerten sie auf die Stadt Tours los, unter vielen Psalmen und lauten Lobgesängen. Da erst erwachten von ihren Stimmen

die von Poitiers, und der Schatz, den sie bewachten, war ihnen entschwunden. So kehrten sie mit großer Scham nach Hause zurück.

b) Chlodwig. (481—511.)

Zu dieser Zeit herrschte nach Childerichs Tode an seiner Stelle sein Sohn Chlodovech. Im fünften Jahre seiner Regierung zog er gegen Syagrius, den König der Römer, des Ägidius Sohn, der seinen Sitz zu Soissons hatte, welche Stadt einst schon Ägidius beherrschte. Und mit Chlodovech zog sein Vetter Ragnachar, der auch ein Königreich hatte. Da forderte er, daß der Kampfplatz bestimmt werde. Syagrius aber zögerte nicht und scheute sich nicht, ihm standzuhalten. Es kam nun zwischen beiden zur Schlacht, und als Syagrius sein Heer zurückgedrängt sah, wandte er sich zur Flucht und eilte spornstreichs nach Toulouse zum König Alarich. Chlodovech aber sandte zu Alarich, daß er ihm Syagrius ausliefere; wo nicht, werde er mit bewaffneter Hand ihn angreifen, weil er seinen Feind bewahre. Da fürchtete Alarich, er möchte seinethalben den Zorn der Franken auf sich laden, wie denn die Goten überhaupt zaghafter Natur sind, und lieferte Syagrius gefesselt den Gesandten aus. Chlodovech ließ ihn in das Gefängnis werfen und heimlich mit dem Schwerte töten. Das Reich des Syagrius nahm er in Besitz.

* * *

Dazumal wurden viele Kirchen von Chlodovechs Heer geplündert, denn er war noch vom heidnischen Aberglauben befangen. So hatten auch die Franken aus einer Kirche einen Krug von wunderbarer Größe und Schönheit nebst den anderen kostbaren Kirchengeräten weggenommen. Der Bischof jener Kirche sandte darauf Boten zum Könige und bat, daß wenn er auch nichts anderes von den heiligen Geräten wiedererlangte, seine Kirche doch mindestens diesen Krug zurückerhielte. Der König vernahm es und sprach zu dem Boten: „Folge mir nach Soissons, denn dort muß alles geteilt werden, was erbeutet ist; und wenn jenes Gefäß auf meinen Anteil fallen wird, so will ich tun, was der heilige Vater will.“ Darauf kam er nach Soissons, und es wurde die ganze Masse der Beute öffentlich zusammengebracht. „Ich bitte euch, tapfere Krieger,“ sprach der König, „erzeigt mir die Gunst, mir außer meinem Teil auch jenes Gefäß da zu geben.“ Er meinte nämlich den erwähnten Krug. Da sprachen, als der König solches gesagt,

die Verständigeren: „Ruhmreicher König, es ist alles dein, was wir sehen, auch wir selbst stehen unter deinem Gebot. Tue jetzt, was dir gefällt, denn keiner kann deiner Macht widerstehen.“ Da sie dies sagten, rief ein leichtsinniger, neidischer und unbedachtsamer Mensch mit lauter Stimme: „Nichts sollst du haben, als was dir nach dem Recht das Los erteilt,“ erhob seine Axt und schlug auf den Krug. Alle erstaunten darüber, der König aber ertrug diese Beleidigung mit Sanftmut und Geduld, nahm den Krug und gab ihn dem Boten der Kirche, bewahrte aber heimlich in seiner Brust den ihm angetanen Schimpf. Und als ein Jahr verflossen, ließ er das ganze Heer in seinem Waffenschmuck zusammenrufen, um auf dem Märzfeld sich im Glanz seiner Waffen zu zeigen. Als er aber hier alle durchmusterte, kam er auch an den, der auf den Krug geschlagen, und sprach: „Keiner trägt so schlechte Waffen wie du, denn deine Lanze, dein Schwert und deine Axt sind nichts nütze.“ Und er nahm dessen Axt und warf sie auf die Erde. Jener neigte sich darauf ein wenig herab, um die Axt aufzuheben; da holte der König aus und hieb ihm mit seiner Axt in den Kopf. „So,“ sagte er, „hast du es zu Soissons mit dem Kruge gemacht.“ Der Mann war tot. Die übrigen hieß er nach Hause gehen. Allen jagte er durch diese Tat eine gewaltige Furcht ein. Viele Kriege führte er fortan und gewann viele Siege.

* * *

Der Burgunderkönig Gundobad tötete seinen Bruder Chilperich mit dem Schwerte und ließ dessen Gemahlin mit einem Stein um den Hals in das Wasser werfen. Ihre beiden Töchter aber verbannte er vom Hofe, die ältere wurde Nonne, die jüngere hieß Chlodechild. Chlodovech schickte oftmals Gesandte in das Burgunderland, um Chlodechild zu freien. Da er selbst sie aber nicht sehen durfte, sandte er dorthin einen römischen Mann, mit Namen Aurelianus, ob der sie vielleicht durch irgendeine List zu Gesicht bekommen könnte. Aurelianus machte sich allein auf den Weg, legte ein schmutziges Kleid wie ein Bettler an, nahm einen Sack auf den Rücken und zog nach Burgund. Er führte auch Chlodovechs Ring bei sich, um hierdurch desto leichter Glauben zu finden. Und als er nach der Stadt Genf gekommen war, fand er dort Chlodechild mit ihrer Schwester Saedeleuba sitzen, und da sie die Fremden gastlich zu bewirten pflegten, nahmen sie, um sich Gotteslohn zu verdienen, auch ihn auf, und Chlodechild wusch ihm die Füße. Er neigte sich zu ihr und sagte ihr heimlich: „Meine Gebieterin, ich habe dir ein

großes Wort zu melden, wenn du mir Gelegenheit gewähren willst, im geheimen mit dir zu sprechen." Sie gewährte ihm dies und bot ihm im geheimen ihr Ohr. Da sagte Aurelianus: „Der Frankenkönig Chlodovech hat mich zu dir gesandt. Wenn es Gott beliebt, will er dich zu seiner Gemahlin erhöhen. Und damit du diesen Worten traust, sendet er dir diesen Ring." Sie nahm ihn hocherfreut an und sprach zu ihm: „Hier, nimm hundert Goldgulden als Geschenk für deine Mühe und diesen meinen Ring. Kehre aber jetzt schnell zu deinem Herrn zurück und sage ihm: Wenn er mich zu ehelichen wünscht, so soll er sofort bei meinem Oheim Gundobad um mich freien, und die Gesandten, die er schickt, sollen alles sofort festmachen und eine Zusammenkunft so bald wie möglich bestimmen. Denn wenn man nicht eilt, dies ins Werk zu richten, so wird der weise Aredius, wie ich fürchte, aus Konstantinopel zurückkehren und auf seinen Rat möchte, wenn er früher ankäme, alles wieder rückgängig gemacht werden." Aurelianus kehrte in demselben Aufzuge, in dem er gekommen, in die Heimat zurück. Und da er schon nahe am Gebiete von Orleans war und nicht mehr weit bis zu seinem Hause hatte, nahm er einen Bettler auf der Straße zum Reisebegleiter; der stahl ihm aber, da er sich sorglos zum Schlafe niedergelegt hatte, den Sack mit all' seinem Gelde. Da er vom Schlaf erwachte, sah er es tiefbekümmert und machte sich eilends auf den Weg nach Hause. Hier sandte er sogleich alle seine Diener aus, um den Bettler zu suchen, der seinen Sack genommen hatte. Man fand ihn und brachte ihn zu Aurelianus, der ihn drei Tage lang tüchtig durchprügeln und dann gehen ließ. Dann begab sich Aurelianus sofort zu König Chlodovech nach Soissons, erzählte ihm alles der Reihe nach und meldete, was ihm aufgetragen war.

Da Chlodovech die Klugheit und Entschlossenheit Chlodechildens gefiel, sandte er Gesandte an Gundobad und bat ihn, er möchte ihm seine Nichte Chlodechild zur Ehe geben. Gundobad scheute sich, die Bewerbung Chlodovechs abzuschlagen, und hoffte durch diesen Bund seine Freundschaft zu gewinnen; deshalb versprach er sie ihm zu geben. Die Gesandten gaben also nach fränkischer Sitte einen Gulden und einen Pfennig, feierten im Namen König Chlodovechs die Verlobung und verlangten, daß sofort eine Zusammenkunft anberaumt würde, um König Chlodovech die Braut zu übergeben. Unverzüglich ward die Zusammenkunft zu Chalon anberaumt und alles zur Hochzeit vorbereitet. Die Franken eilten herbei, empfingen Chlodechild von Gundobad, hoben sie in eine Sänfte und führten sie mit

großen Schätzen zu Chlodovech. Chlodechild hatte aber vernommen, daß Aredius bereits vom Kaiser zurückgekehrt und angekommen sei. Sie sagte deshalb zu den fränkischen Herren: „Wenn ihr mich zu eurem Herrn bringen wollt, so hebt mich aus der Sänfte, setzt mich auf ein Pferd und eilt, so viel ihr könnt, von dannen. Denn in dieser Sänfte werde ich nimmer vor sein Angesicht gebracht werden.“ Die Franken hoben darauf Chlodechild auf ein Pferd und kamen eilends zu Chlodovech.

Aredius aber war, da er dies vernommen hatte, mit der größten Schnelligkeit von Marseille zu Gundobad geeilt, und da er kam, sagte Gundobad zu ihm: „Hast du schon gehört, daß wir mit den Franken Freundschaft geschlossen haben und ich meine Nichte Chlodovech zur Ehe gegeben habe?“ Aredius antwortete ihm: „Dies ist kein Freundschaftsbund, sondern der Anfang unversöhnlicher Feindschaft. Du hättest dich daran erinnern sollen, daß du Chlodechildens Vater, deinen Bruder Chilperich, mit dem Schwerte hast hinrichten, ihre Mutter mit einem Stein um den Hals ertränken, ihre beiden Brüder hast enthaupten und in einen Brunnen werfen lassen. Wenn sie die Macht dazu hat, wird sie die ihrer Familie angetane Unbill rächen. Sende ihr also sofort Mannschaft nach, daß sie zurückgebracht werde. Denn besser ist es, daß du den Hader mit ihr allein ausmachst, als daß du und die Deinigen von den Franken auf immerdar befehdet werden.“ Da Gundobad dies vernahm, sandte er sofort Mannschaft Chlodechilden nach, um sie festzuhalten. Seine Leute erreichten aber nur ihre Schätze und ihre Sänfte und nahmen alles in Beschlag. Und da sich Chlodechild Villery im Gebiet von Troyes, wo Chlodovech war, näherte, bat sie, ehe sie noch die Grenzen des Burgunderlandes überschritt, ihre Begleiter, zwölf Meilen nach beiden Seiten hin das Burgunderland mit Feuer und Schwert zu verwüsten und zu plündern. Da auch Chlodovech hierzu seine Erlaubnis erteilt hatte und es geschehen war, sprach Chlodechild: „Ich danke dir, allmächtiger Gott, daß ich endlich einen Anfang der Rache für meine Eltern und meine Brüder sehe!“

Darauf wurde sie sogleich zu Chlodovech gebracht. Er vermählte sich mit ihr, hielt sie in königlicher Pracht und liebte sie über die Maßen.

* * *

Als nun dem König der erste Sohn geboren wurde von der Königin Chlodechilde, wollte sie ihn taufen lassen, und sie drang deshalb unaufhörlich in ihren Gemahl und sprach: „Ohnmächtig

sind die Götter, denen ihr dient; denn sie können sich und andern nichts nützen, dieweil sie sind ein Gebilde aus Stein, Holz oder Erz. Wie viel mehr muß nicht der verehrt werden, der Himmel, Erde und Meer und alles, was darinnen ist, durch sein Wort aus dem Nichts geschaffen, der die Sonne leuchten hieß und den Himmel mit Sternen schmückte, der das Wasser mit Gewürm, das Land mit Tieren und die Luft mit Vögeln erfüllte, auf dessen Wink die Erde sich schmückt mit Früchten, der Baum mit Obst und der Weinstock mit Trauben, durch dessen Hand das Menschengeschlecht erschaffen, durch dessen Güte alle Kreatur dem Menschen, den er nach seinem Bilde geschaffen, dienet und willig ist!" Aber wie oft auch die Königin so sprach, sie konnte doch des Königs Gemüt nicht zum Glauben bekehren. „Auf unserer Götter Geheiß," sagte er, „wird alles geschaffen und erzeugt, euer Gott ist augenscheinlich ein ohnmächtiges Wesen und, was noch mehr ist, nicht einmal vom Stamme der Götter." Indessen aber brachte die gläubige Königin ihren Sohn zur Taufe und ließ die Kirche mit Teppichen und Decken schmücken, auf daß er, der durch die Predigt nicht bekehrt werden konnte, durch diese festliche Handlung zum Glauben erweckt werde. Ihr Sohn aber, den man Ingomar nannte, starb als er getauft, noch in den weißen Kleidern, in denen er das Bad der Wiedergeburt empfangen hatte. Da schwoll dem Könige die Galle, und er schalt heftig die Königin und sprach: „Wäre der Knabe im Namen meiner Götter geweiht, gewiß, er lebte noch; aber er konnte nicht leben, weil er im Namen eures Gottes getauft ist." Die Königin erwiderte: „Gott, dem Allmächtigen, dem Schöpfer aller Dinge sage ich Dank, daß er mich nicht für unwert erachtet, die Frucht meines Leibes in sein Reich aufzunehmen. Denn mein Gemüt ist unbekümmert, da ich weiß, daß die in weißen Gewanden von dieser Welt gerufen sind, vor Gottes Angesicht leben werden." Danach gebar sie einen andern Sohn, den sie in der Taufe Chlodomer nannte, und als er anfing zu erkranken, sprach der König: „Es kann mit ihm nicht anders ergehen, als mit seinem Bruder, daß er, getauft im Namen eures Christus, alsbald sterbe." Aber durch das Gebet der Mutter wurde auf des Herrn Geheiß das Kind wieder gesund.

Die Königin aber ließ nicht ab, in ihn zu dringen, daß er den wahren Gott erkenne und ablasse von den Götzen, aber auf keine Weise konnte er zum Glauben bekehrt werden, bis er endlich einst mit den Alemannen in einen Krieg geriet: da zwang ihn die Not, zu bekennen, was sein Herz vordem verleugnet hatte. Als die beiden Heere zusammenstießen, kam es

zu einem gewaltigen Blutbad, und Chlodovechs Heer war nahe daran, völlig vernichtet zu werden. Als er das sah, erhob er seine Augen zum Himmel, sein Herz wurde gerührt, seine Augen füllten sich mit Tränen, und er sprach: „Jesus Christ, Chlodechilde sagt, du seiest der Sohn des lebendigen Gottes, Hilfe sollst du den Bedrängten, Sieg denen geben, die auf dich hoffen, — ich flehe dich demütig an um deinen mächtigen Beistand. Gewährst du mir jetzt den Sieg über diese meine Feinde, so will ich an dich glauben und mich taufen lassen auf deinen Namen. Denn ich habe meine Götter angerufen, aber sie haben mich verlassen mit ihrer Hilfe. Dich nun rufe ich an, und ich verlange an dich zu glauben. Nur reiße mich erst aus der Hand meiner Widersacher.“ Und da er solches sprach, wandten die Alemannen sich und fingen an zu fliehen. Als sie aber ihren König getötet sahen, unterwarfen sie sich Chlodovech und sprachen: „Laß, wir bitten dich, nicht noch mehr des Volks umkommen; wir sind ja dein.“ Da tat er dem Kampfe Einhalt, brachte das Volk in seine Gewalt und kehrte in Frieden heim. Der Königin aber erzählte er, wie er Christi Namen angerufen und so den Sieg gewonnen habe. Das geschah im fünfzehnten Jahr seiner Regierung.

Darauf ließ die Königin heimlich den Bischof von Reims, den heiligen Remigius, rufen und bat ihn, er möchte das Wort des Heils dem Könige zu Herzen führen. Der Bischof aber beschied ihn im geheimen zu sich und fing an ihm anzuliegen, er solle an den wahren Gott, den Schöpfer Himmels und der Erde, glauben und den Götzen den Rücken wenden, die weder ihm noch anderen helfen könnten. Jener aber sprach: „Gern höre ich dich, heiligster Vater, aber eins macht mir noch Bedenken: Das Volk, das mir folgt, duldet nicht, daß ich seine Götter verlasse. Doch ich gehe und spreche mit ihm nach deinem Wort.“ Als er darauf mit den Seinigen zusammentrat, rief alles zur selben Zeit, noch ehe er den Mund auftat, denn die göttliche Macht kam ihm zuvor: „Wir verlassen die sterblichen Götter, gnädiger König, und sind bereit zu folgen dem unsterblichen Gott, den Remigius predigt.“ Solches wurde dem Bischof gemeldet, und er befahl hocherfreut, das Taufbad zu bereiten. Mit bunten Decken wurden nun die Straßen behängt, mit weißen Vorhängen die Kirchen geschmückt, der Taufstein in Ordnung gebracht, Wohlgerüche verbreiteten sich, es schimmerten hell die duftenden Kerzen, und der ganze Tempel um den Taufstein wurde von einem himmlischen Wohlgeruch erfüllt; und solche Gnade ließ Gott denen zuteil werden, die

damals gegenwärtig waren, daß sie meinten, sie seien versetzt in die Wohlgerüche des Paradieses. Zuerst verlangte der König vom Bischof getauft zu werden. Als er aber zur Taufe hintrat, redete ihn der Heilige Gottes mit beredtem Munde also an: „Beuge still deinen Nacken, Sicamber, verehre, was du verfolgtest, verfolge, was du verehrtest.“ Also bekannte der König den allmächtigen Gott als den dreieinigen und ließ sich taufen im Namen des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes und wurde gesalbt mit dem heiligen Öl unter dem Zeichen des Kreuzes Christi. Von seinem Gefolge wurden aber getauft mehr als dreitausend.

* *
*

Als Chlodovech seinen Sitz zu Paris hatte, war Sigibert zu Köln König der ripuarischen Franken, die von der Maas aus östlich wohnten an beiden Ufern des Rheines. Chlodovech schickte heimlich zum Sohne des Sigibert und sprach: „Siehe, dein Vater ist alt, schwach zu Fuß und hinkt. Stürbe er, so würde dir sein Reich und unsere Freundschaft mit Recht zuteil werden.“ So wurde jener zur Herrschsucht verlockt und sann darauf, wie er den Vater tötete. Und als dieser einst Köln verließ und über den Rhein ging, um im buchonischen Walde in Hessen (bei der heutigen Stadt Fulda) umherzuschweifen, und da um Mittag in seinem Zelte schlief, kamen gedungene Mörder über ihn, und sein Sohn ließ ihn töten, um selbst die Herrschaft an sich zu reißen. Aber Gott ist gerecht, und er fiel selbst in die Grube, die er seinem Vater schändlich gegraben hatte. Er schickte nämlich alsbald Boten an König Chlodovech und ließ ihm den Tod seines Vaters melden. Die sprachen: „Mein Vater ist tot, und sein Reich und seine Schätze sind mein. Sende etliche von deinen Leuten zu mir, und willig will ich dir schicken, was dir von den Schätzen meines Vaters gefällt.“ Jener aber sprach: „Dank für deinen guten Willen! Wenn unsere Leute zu dir kommen, so zeige ihnen nur alles; du magst es dann selbst behalten.“ Und da sie kamen, öffnete er ihnen den Schatz seines Vaters. Als sie nun dies und jenes in Augenschein nahmen, sagte er: „In diesen Kasten pflegte mein Vater seine Goldstücke zu legen.“ „Stecke doch einmal deine Hand hinein bis auf den Boden,“ sagten sie, „damit du uns alles zeigst.“ Er tat dies und beugte sich tief. Da aber erhob einer den Arm und hieb ihm mit der Axt in den Hirnschädel. So traf ihn dasselbe Los, was er ruchlos seinem Vater bereitet hatte.

Da aber Chlodovech hörte, daß Sigibert getötet, wie auch

sein Sohn, kam er an Ort und Stelle und berief alles Volk. „Hört," sprach er darauf, „was sich zugetragen hat! Während ich die Schelde entlang fuhr, trachtete Chloderich, der Sohn meines Blutsvetters, seinem Vater nach der Herrschaft und machte ihn glauben, ich wolle ihn töten. Als dieser deshalb durch den buchonischen Wald floh, schickte er ihm Mörder nach und ließ ihn ermorden. Darauf wurde er selbst, während er seines Vaters Schätze auftat, von irgendeinem mir unbekannten Manne gleichfalls erschlagen. An diesem allen bin ich durchaus ohne Schuld, denn das Blut meiner Stammvettern darf ich ja nicht vergießen, und schändlich wäre es, wenn ich es täte. Da es jedoch einmal so gekommen ist, so gebe ich euch diesen Rat: Wenn es euch genehm, so wendet euch zu mir, daß ihr sicher lebt unter meinem Schutze." Jene erhoben, als sie dies hörten, ein Freudengeschrei, schlugen an ihre Schilde, hoben ihn auf den Schild und setzten ihn zu einem Könige über sich. So empfing er Sigiberts Reich und seine Schätze, und es kamen die Leute desselben unter seine Herrschaft. Gott aber warf Tag für Tag seine Feinde vor ihm zu Boden und vermehrte sein Reich, darum daß er rechten Herzens vor ihm wandelte und tat, was seinen Augen wohlgefällig war.

* * *

Es lebte damals zu Cambrai König Ragnachar. Seinen vornehmen Leuten schickte Chlodovech goldene Armspangen und Wehrgehänge — sie sahen freilich nur aus wie Gold, denn es war künstlich vergoldetes Erz —, daß sie ihn gegen ihren König in das Land riefen. Dann zog Chlodovech heran und begann gegen ihn den Kampf. Ragnachar aber sah sein Heer besiegt und wollte fliehen. Da ergriffen ihn die Seinigen, banden ihm die Hände auf den Rücken und führten ihn mit seinem Bruder Richar vor Chlodovech. „Wie," sprach dieser, „konntest du so unser königliches Geschlecht erniedrigen, daß du dich binden ließest? Ruhmvoller wäre für dich der Tod gewesen!" Und er hob seine Axt und spaltete ihm damit den Kopf. Darauf wandte er sich zum Bruder desselben und sprach: „Wenn du deinem Bruder beigestanden hättest, er wäre nicht gebunden worden," so hieb er auch ihn mit der Axt nieder. Nach dem Tode beider aber wurden ihre Verräter erst gewahr, daß sie unechtes Gold vom Könige erhalten hatten, und sie gingen zu ihm und sagten es ihm. „Wie billig," soll er ihnen geantwortet haben, „empfängt der solches Gold, der seinen Herrn geflissentlich in das Verderben lockt." Sie sollten es sich ja

genug sein lassen, daß sie noch lebten, sonst möchten sie den Verrat an ihrem Herrn noch teuer büßen müssen und eines martervollen Todes sterben. Da sie das hörten, strebten sie nur dahin, sich seine Gunst zu erwerben, und sagten, es sei ihnen genug, wenn er sie nur leben ließe. Auch viele andere Könige ließ er töten, sogar seine nächsten Verwandten, von denen er fürchtete, sie möchten das Reich ihm nehmen, und breitete so seine Herrschaft über ganz Gallien aus. Als er aber eines Tages seine Leute versammelt hatte, soll er zu ihnen von seinen Blutsverwandten, die er ermordet hatte, so geredet haben: „Ach, daß ich nun wie ein Fremdling unter Fremden stehe und mir keiner der Meinigen, wenn das Unglück über mich kommen sollte, Hilfe gewähren kann!" Aber er sprach dies nicht, weil er bekümmert gewesen wäre um den Tod derselben, sondern aus List, ob sich vielleicht noch einer fände, den er töten könnte.

Hierauf starb er zu Paris und wurde begraben in der Kirche der heiligen Apostel, die er mit der Königin Chlodechilde selbst erbaut hatte. Er regierte im ganzen 30 Jahre und brachte sein Leben auf 45 Jahre.

c) König Chlotar I. und die Kirche. (544.)

Die Königin Chlodechilde starb hochbetagt und reich an guten Werken in der Stadt Tours zu den Zeiten des Bischofs Injuriosus. Und unter vielen Chorgesängen wurde sie nach Paris gebracht und zur Seite des Königs Chlodovech am Hochaltar der Kirche des h. Petrus von ihren Söhnen, den Königen Childebert und Chlotar, beigesetzt. Jene Kirche hatte sie selbst gebaut; in ihr hat auch die heilige Genoveva ihre Ruhestätte.

Der König Chlotar hatte aber ein Gebot erlassen, daß alle Kirchen seines Reiches den dritten Teil ihrer Einkünfte an seine Schatzkammer entrichteten. Dies Gebot, das alle Bischöfe, obwohl unwillig, angenommen und unterschrieben hatten, wies der heilige Injuriosus mutig zurück und weigerte sich, es zu unterschreiben. „Wenn du," sagte er, „Gott nehmen wirst, was sein ist, so wird der Herr dir bald dein Reich nehmen; denn es ist schändlich, daß, während du die Armen aus deinen Scheuern ernähren solltest, diese von ihrer Notdurft gefüllt werden sollen." Und zürnend auf den König ging er davon, ohne ihm den Abschiedsgruß zu bieten. Da wurde dem König bange, und die Macht des heiligen Martinus fürchtend, schickte er zum Bischofe, ließ ihm viele Geschenke bringen und bat um Verzeihung. Auch nahm er zurück, was er getan hatte, und ging

den Bischof an, er möge die Wunderkraft des heiligen Martinus zu seinem Beistande anflehen.

d) Chlotars Zug gegen die Sachsen. (556.)

Als Chlotar das Frankenreich überkommen hatte und in demselben den Umritt hielt, hörte er, daß die Sachsen wiederum in ihrem Übermut sich erhöben, sich empörten und die Tribute, welche sie jährlich darzubringen pflegten, zu geben verabsäumten. Hierüber ergrimmt, brach er gegen sie auf. Und als er schon ihrer Grenze nahe war, schickten die Sachsen Gesandte zu ihm und sprachen: „Wir haben ja nichts gegen dich im Sinn, und was wir deinen Brüdern und Neffen zu geben pflegten, enthalten wir auch dir nicht vor, ja wir wollen dir, wenn du es verlangst, noch mehr entrichten. Nur um dies eine bitten wir dich, es sei Frieden zwischen uns, dein Heer und unser Volk treffe nicht im Kampfe zusammen.“ Da Chlotar dies hörte, sagte er zu den Seinigen: „Diese Menschen haben recht. Laßt uns nicht über sie kommen, damit wir nicht etwa gegen Gott sündigen.“ Aber jene sprachen: „Wir wissen ja, sie sind Lügner, und sie werden nimmer erfüllen, was sie versprechen. Laßt uns auf sie losgehen.“ Und abermals baten die Sachsen um Frieden und boten ihm von aller ihrer fahrenden Habe die Hälfte. Und der König Chlotar sagte zu den Seinigen: „Stehet ab, ich bitte euch, von diesen Menschen, damit nicht der Zorn Gottes über uns kommt.“ Aber jene beruhigten sich nicht. Und wiederum boten die Sachsen ihre Kleider, ihre Herden und ihre ganze fahrende Habe. „Dies alles,“ sagten sie, „nehmet mit der Hälfte unseres Landes, lasset uns nur unsere Weiber und unsere Kleinen, und lasset es nicht zum Kriege zwischen uns kommen.“ Die Franken wollten sich aber auch hierbei nicht beruhigen. Da sagte der König Chlotar zu ihnen: „Stehet ab, ich bitte euch, stehet ab von diesem Vorhaben. Denn wir haben keine gerechte Sache. Gehet nicht in einen Krieg, in dem ihr euch nur zugrunde richtet. Wollet ihr aber doch auf eure eigene Hand in den Krieg ziehen, so werde ich euch nicht folgen.“ Darauf erhoben sich jene wütend gegen König Chlotar, zerrissen sein Zelt, verfolgten ihn mit Schmähungen, ergriffen ihn mit Gewalt und wollten ihn töten, wenn er noch länger zögerte, mit ihnen zu ziehen. Da dies Chlotar sah, zog er unwillig mit ihnen in den Krieg. Doch als es zur Schlacht kam, wurden sie von den Feinden unter gewaltigem Blutvergießen auf das Haupt geschlagen, und eine so große Menge fiel auf beiden Seiten, daß

niemand sie schätzen oder berechnen kann. Darauf bat der König sehr beschämt die Sachsen um Frieden; nicht mit seinem Willen, sagte er, sei er gegen sie in den Krieg gezogen. Und als er den Frieden erhalten hatte, zog er heim.

e) Pest und Hungersnot in Gallien. (571 und 585.)

Große Wunderzeichen gingen der Pest vorher und setzten die ganze Gegend in Schrecken. Häufig sah man um die Sonne einen drei- und vierfachen hellen Schein, den die gemeinen Leute auch Sonne nannten und sagten: „Sehet, am Himmel sind drei oder vier Sonnen.“ Einmal aber war die Sonne so verfinstert, daß nicht einmal der vierte Teil derselben seinen Glanz behielt; schwarz und farblos sah sie aus, wie ein Sack. Ferner wurde auch ein Stern, den man Komet nennt, mit einem Schweif gleich wie ein Schwert, in dieser Gegend das ganze Jahr hindurch gesehen. Dann schien der Himmel zu brennen. Auch wurden noch viele andere Zeichen bemerkt. In der Hauptkirche zu Arvern löschte, als an einem Festtag die Frühmette gehalten wurde, eine Lerche, welche hineingeflogen war, alle Kerzen, die da brannten, mit ihren Flügeln mit solcher Schnelligkeit aus, daß man hätte glauben sollen, jemand habe sie alle in der Hand gehabt und in Wasser getaucht. Auch in die Sakristei wollte sie durch den Vorhang hineinfliegen und die Lampe daselbst auslöschen, aber sie wurde von den Türhütern daran gehindert und getötet. Ähnliches tat ein anderer Vogel mit den brennenden Kerzen in der Kirche des heiligen Andreas.

Als aber die Pest ausbrach, richtete sie eine solche Verheerung unter dem Volke in jener ganzen Gegend an, daß nicht einmal berechnet werden kann, wie viele Tausende daran umgekommen sind. Denn als es an Särgen und Brettern zu fehlen anfing, begrub man in einer Grube zehn und selbst mehr beieinander. Es wurden an einem Sonntage in der Kirche des heiligen Petrus allein dreihundert Leichen gezählt. Der Tod überfiel die Menschen ganz plötzlich. Nachdem sich in den Weichen oder unter der Achsel eine Geschwulst wie von einem Schlangenbiß gebildet hatte, wurde der Mensch von dem Gifte derselben so schnell ergriffen, daß er schon am zweiten oder dritten Tag den letzten Atem aushauchte. Auch die Besinnung raubte die Kraft jenes Giftes dem Menschen. Damals starb auch der Priester Cato. Denn er verließ, obgleich viele sich vor der Seuche geflüchtet hatten, niemals seinen Platz, begrub die Toten und las für einen jeden Messen. Dieser Priester war

ein Mann von großer Menschlichkeit und nahm sich der Armen sehr an.

Damals wurden auch Lyon, Bourges, Châlons und Dijon durch diese Seuche sehr entvölkert.

Zu dem Gebiet von Bourges lebte ein Klausner mit Namen Patroclus, der die Weihe als Priester erhalten hatte, ein Mann von ausnehmender Heiligkeit und Frömmigkeit und außerordentlicher Enthaltsamkeit, der häufig wegen seines strengen Fastens große Beschwerden litt. Wein, Apfelmost und alle berauschenden Getränke trank er nicht, sondern nur Wasser mit ein wenig Honig versüßt. Auch Fleisch und Gemüse aß er nicht, nur Brot in Wasser geweicht und mit Salz bestreut. Seine Augen sahen niemals den Schlaf. Denn er war beständig im Gebet, und wenn er es auf kurze Zeit unterließ, so las er etwas oder schrieb. Denen, die am Fieber oder an den Blattern, Geschwüren und anderen Krankheiten litten, gewährte er oft durch seine Fürbitte Hilfe, auch tat er viele andere Zeichen, die hier der Reihe nach aufzuzählen zu weit führen würde. Das härene Gewand trug er immer auf dem bloßen Körper. Im achtzigsten Jahre schied er von dieser Welt und ging zu Christus heim.

Im Jahre 585 kam eine große Hungersnot fast über ganz Gallien. Und sehr viele buken aus Traubenkernen und Haselblüten Brot, manche auch aus getrockneten und zu Staub geriebenen Wurzeln des Farnkrauts, denen sie etwas Mehl beimischten. Viele schnitten die grüne Saat ab und gebrauchten sie auf ähnliche Weise. Es gab ferner solche, die, da sie gar kein Mehl mehr hatten, allerhand Kräuter ausrissen und aßen; von dem Genuß derselben schwollen sie aber und starben. Eine große Zahl siechte damals aus Mangel dahin und kam um. Zu jener Zeit zogen die Kaufleute das Volk gewaltig aus, da sie den Scheffel Getreide oder vier Quart Wein kaum für das Drittel eines Goldguldens verkauften. Arme Leute wurden leibeigen, um nur ein wenig Nahrung zu erhalten.

f) Ein gerichtlicher Zweikampf. (590.)

Als König Gunthramm im Vogesenwalde dem Weidwerk oblag, entdeckte er die Spuren eines erlegten Büffels. Und als er den Waldhüter strenge darüber zur Rede stellte und fragte, wer sich dessen in einem königlichen Forst unterstanden hätte, gab dieser den Oberkämmerer Chundo an. Da er dies sagte, ließ der König Chundo ergreifen und gefesselt nach

Châlons bringen. Und als sie beide vor dem Könige in Streit gerieten und Chundo behauptete, er habe sich niemals dessen unterstanden, was ihm vorgeworfen werde, beschloß der König, ein Zweikampf solle zwischen ihnen entscheiden. Da stellte der Kämmerer seinen Neffen für sich, daß er den Kampf bestehe, und beide Teile trafen auf dem Kampfplatz zusammen. Der Jüngling warf seinen Speer auf den Waldhüter und verwundete ihn am Fuße, so daß er rücklings zur Erde fiel. Darauf zog er das Schwert, das ihm am Wehrgehänge hing, um dem Gefallenen den Kopf abzuhauen; aber dieser stieß, obschon verwundet, ihm noch das Schwert durch den Bauch. So sanken sie beide hin und gaben den Geist auf. Da Chundo dies sah, ergriff er die Flucht nach der Kirche des heiligen Marcellus. Der König aber rief, man solle ihn ergreifen, ehe er noch die heilige Schwelle erreichte. Er wurde angehalten, an einen Pfahl gebunden und gesteinigt. Der König bereute es aber in der Folge gar sehr, daß er sich vom Zorne so hatte hinreißen lassen, daß er einen treuen und tüchtigen Diener wegen einer geringfügigen Schuld unbedacht hatte töten lassen.

---

26. Anfänge des Christentums bei den Deutschen. I.

a) Aus dem Leben des heiligen Eligius.

Eligius stammte aus der Catalanensischen Villa (Catalaunum-Châlons an der Marne), etwa sechs Millien nördlich von der Stadt Lemovicas (Limoges) gelegen, von freien und seit vielen Generationen christlichen Eltern. Der Vater hieß Eucherius, die Mutter Terrigia. Als der Vater die ausgezeichneten Anlagen seines Sohnes wahrnahm, übergab er ihn zur Unterweisung einem ehrenwerten Mann namens Abbo, einem vortrefflichen Goldschmied, welcher damals der öffentlichen Münzstätte in Lemovicas vorstand; von dem erlernte er in kurzer Zeit, was zu diesem Amte gehört. Nach einigen Jahren verließ er seine Eltern und begab sich ins Frankenland, wo er alsbald einem königlichen Schatzmeister namens Bobbo bekannt wurde und sich in seinen Dienst begab. Bald nachher wurde er dem Frankenkönig Chlotar bekannt durch folgenden Umstand. Der König wollte sich einen Sattel in seiner Weise aus Gold und edeln Steinen machen lassen, aber es fand sich in seinem Palast kein Künstler, welcher das Werk so wie er es wünschte, ausführen konnte. Da nun der erwähnte Schatzmeister die Kunstfertigkeit des Eligius kannte, ließ er ihn ausforschen,

ob er ein solches Werk ausführen könne; und da er ihn dazu bereit fand, teilte er es dem Fürsten mit. Dieser gab ihm voll Freude eine Menge Goldes, welches er wieder dem Eligius übergab. Schleunigst machte sich dieser an die Arbeit und führte sie rasch mit aller Sorgfalt aus. Aus dem Golde aber, welches er bekommen hatte, machte er zwei Stücke, so daß es ganz unglaublich erschien, daß aus diesem Gewicht so viel sich machen ließ. Aber er verarbeitete das Gold ohne alle arge List und schob nicht, wie die betrügerischen Arbeiter, die Schuld auf die Feile oder den Verlust im Ofen. Das fertige Werk brachte er dem König; das zweite aber behielt er bei sich. Der Fürst nun bewunderte die Schönheit der Arbeit und befahl, den Lohn dafür auszuzahlen. Da brachte Eligius auch das zweite Stück zum Vorschein und sprach: „Was vom Golde übrig blieb, habe ich, um es nicht umkommen zu lassen, hierzu verwendet." Der König verwunderte sich sehr, schenkte ihm das größte Vertrauen, und Eligius fand Gnade vor seinen Augen und Ruhm als der geschickteste Künstler.

In meiner Gegenwart — erzählt Dado, der jüngere Freund des Eligius — da ich als Knabe bei dem König wohnte, verlangte der König eines Tages von Eligius, ich weiß nicht aus welchem Anlaß, doch vermutlich um ihn Treue geloben zu lassen, daß er die Hände auf die Reliquien der Heiligen legen und so einen Eidschwur leisten sollte. Eligius aber weigerte sich unter Tränen, die heiligen Reliquien zu berühren, und der König erließ ihm den Eid. Nach langer Zeit, als er schon ein Mann geworden war, beichtete er alle Sünden seiner Jugend und tat von da an Buße mit Fasten und Kasteiung. Eligius also fand Gnade vor Gott und den Frankenkönigen, und große Mengen von Gold und Silber und edlen Steinen wurden ihm vom König übergeben, ohne daß sie abgewogen wurden. Als König Chlotar starb, und Dagobert die Herrschaft über das ganze Reich erhielt, schenkte ihm dieser so großes Vertrauen, daß die Bösen ihn grimmig haßten, die Guten aber verehrten ihn sehr. Er arbeitete unablässig für den König und machte ihm viele Gerätschaften aus Gold und edlem Gestein. Wenn er aber bei der Arbeit saß, hatte er immer vor sich ein aufgeschlagenes Buch, um sich zugleich mit den göttlichen Geboten zu beschäftigen. So sehr stieg sein Ansehen, daß wer aus dem römischen oder dem italischen oder dem gotischen Lande in irgendeiner Angelegenheit zum König kam, zuerst den Eligius aufsuchte, um Hilfe oder doch guten Rat von ihm zu erlangen. Pilger und Mönche eilten zu ihm, und was er erwarb, gab er

ihnen zum Almosen, oder verwandte es zum Loskauf von Gefangenen, denn das lag ihm ganz besonders am Herzen. Wo er nur hörte, daß ein Sklave zum Verkauf stehe, eilte er voll Barmherzigkeit hin, zahlte das Geld und befreite den Gefangenen, zuweilen auch bis zu zwanzig und dreißig oder auch fünfzig. Nicht selten aber befreite er auch einen ganzen Haufen, bis zu hundert Seelen, so wie sie aus dem Schiffe kamen, Männer und Weiber aus allen Völkern, Römer, Gallier, Britannier, auch Mauren, vorzüglich aber Sachsen, welche zu jener Zeit häufig wie Herden ihrer Heimat entrissen und nach allen Seiten verkauft wurden. Wenn zuweilen bei der großen Zahl der Preis zu hoch wurde, gab er alles hin, was er am Leibe trug, sogar die Schuhe, um nur die Gefangenen zu retten.

Die befreiten Gefangenen führte er sogleich vor den König, warf den Pfennig für sie und gab ihnen den Freiheitsbrief. Dann ließ er sie wählen, ob sie heimkehren wollten, wozu er sie auch unterstützte, oder bei ihm bleiben, wo er sie dann nicht wie Knechte, sondern wie Brüder hielt, oder ob sie sich bereden ließen, das Mönchsleben in einem Kloster zu ergreifen. Diese verehrte er ganz besonders, wie seine Herren, und gab ihnen Kleider und was sie brauchten.

b) Aus dem Leben des heiligen Columbanus.

Das Gerücht von Columbanus, dem frommen Schottenmönche, der von Irland herübergekommen war, gelangte an den Hof des Königs von Austrasien. Der Franken Name aber stand vor den übrigen Völkerschaften Galliens in Ansehen. Als nun der heilige Mann mit den Seinigen vor dem Könige erschienen war, kam er bei diesem und den Hofleuten in hohe Gunst ob der Fülle der trefflichen Lehre. Endlich bat ihn der König, er möge im gallischen Gebiet verbleiben, nicht zu andern Völkern ziehen und ihn verlassen; alles was er begehre, wolle er tun. Da erwiderte er dem Könige, er wolle nicht von fremden Schätzen reich werden, sondern, soweit ihn nicht die Schwachheit des Fleisches daran hindere, dem Wort des Evangeliums nachkommen: „Wer mir will nachfolgen, der verleugne sich selbst und nehme sein Kreuz auf sich und folge mir nach.“ Darauf antwortete der König und sprach: „Wenn du Christi Kreuz auf dich nehmen und ihm nachfolgen willst, so suche die Ruhe einer Einsiedelei; nur sorge, daß du zur Erhöhung deines Lohns und zu unserm Heil auf dem Boden unseres Reiches bleibst und nicht zu den benachbarten Völkern ziehst.“ Als ihm nun so die

Wahl gelassen wurde, folgte er des Königs Rat und wählte sich eine Einsiedelei. Damals gab es eine weite Einöde mit Namen Vosagus (Vogesen), in der eine längst zerstörte Burg lag, von alters her Anagrates (Anagray) genannt. Als der heilige Mann hierhin gekommen war, ließ er sich trotz der rauhen Einsamkeit, der Wildnis und Felsen daselbst mit den Seinigen nieder, zufrieden mit geringem Unterhalt, eingedenk des Spruches, daß der Mensch nicht von Brot allein lebe, sondern vom Wort des Lebens gesättigt, Speise die Fülle habe und in Ewigkeit nicht mehr hungern werde.

Als nun die Zahl der Mönche sehr wuchs, suchte er in derselben Einöde nach einem besseren Ort für sein Kloster. Und er fand einen vormals stark befestigten Platz, der von dem ersten Ort etwa acht Meilen entfernt lag und in alten Zeiten Luxovium (Luxeuil) hieß. Hier waren warme Bäder mit besonderer Kunst eingerichtet. Eine Menge steinerner Götzenbilder stand in dem nahen Walde, die in den alten Heidenzeiten durch abscheuliche Bräuche verehrt wurden. Wilde Tiere, Bären, Büffel und Wölfe gab es da in Scharen. Hier also begann der treffliche Mann ein Kloster zu gründen. Bei der Kunde davon strömte von allen Seiten Volk herzu, um sich ganz der Übung der Religion zu weihen, so daß die große Menge der Mönche kaum daselbst Raum hatte. Als dies Columban erkannte, suchte er einen andern Platz aus, der sich durch seinen Reichtum an Wasser auszeichnete und gründete ein zweites Kloster, dem er den Namen Fontanä gab, setzte auch Männer über dasselbe, an deren Gottesfurcht niemand zweifelte. Wie er nun die Scharen der Mönche an diesen Orten untergebracht hatte, hielt er sich abwechselnd in beiden auf und setzte, erfüllt vom heiligen Geist, die Regel fest, nach welcher sie leben sollten.

Später kam Columban in die in Trümmern liegende Stadt Bregenz am Bodensee. Es ist schwäbisches Volk, das dort wohnt. Einmal fand er, als er die Gegend durchzog, wie die Einwohner ein heidnisches Opfer begehen wollten: sie hatten ein großes Gefäß, das bei ihnen Cupa (Kufe) heißt, und das ungefähr zwanzig Eimer hielt, mit Bier angefüllt und in ihre Mitte gesetzt. Auf Columbanus' Frage, was sie damit wollten, sprachen sie, sie brächten ihrem Gott Wodan (den andere Merkurius nennen) ein Opfer. Wie er von diesem scheußlichen Werke hörte, blies er das Faß an, und siehe da, es löste sich mit Gekrach und sprang in Stücke, so daß alles Bier augenblicklich herausströmte. Da zeigte es sich klar, daß der Teufel in der Kufe verborgen gewesen war, der durch das irdische Getränk

die Seelen der Opfernden fangen wollte. Wie das die Heiden sahen, staunten sie und sprachen, Columban habe einen starken Atem, daß er ein fest gebundenes Faß zersprengen könne. Er aber schalt sie mit den Worten des Evangeliums und befahl ihnen, abzulassen von solchen Opfern und nach Hause zu gehen. Viele wurden damals durch die Predigt des heiligen Mannes bekehrt und ließen sich von ihm taufen; andere, die schon getauft waren, aber noch fortlebten im heidnischen Unglauben, führte er durch seine guten Worte wie ein guter Hirt zum Glauben und in den Schoß der Kirche zurück.

c) Der heilige Gallus.

Der Mann Gottes Columbanus bestieg zur Kundschaft mit Gallus, seinem trefflichsten Schüler, und einem andern Diakon ein Schiff und begab sich zur Auskundschaftung nach der Stadt Bregenz am Bodensee. Dort nun errichtete sich die Hand der Brüder Wohnungen und betete inständig zu Christus für jenen Ort. Ebendaselbst verehrte das abergläubische Volk drei eherne und vergoldete Götzenbilder, denen es mehr anhing und mehr Gelübde darbrachte, als dem Schöpfer der Welt. Deshalb trug der Mann Gottes Columbanus aus Verlangen, den Aberglauben zu vernichten, dem Gallus auf, eine Rede an das Volk zu halten, weil jener vor den andern sich durch Zierlichkeit der lateinischen Sprache und auch in der Redeweise jenes Volkes hervortat. Denn dasselbe hatte sich zahlreich versammelt zu der herkömmlichen Feierlichkeit im Tempel, mehr verwundert über den Anblick der Fremdlinge als andächtig aus Ehrfurcht vor dem Gottesdienste. Gallus ermahnte sie, sich zu bekehren zu ihrem Schöpfer Jesus Christus, dem Sohne Gottes. Hierauf zerschmetterte er vor den Augen aller die weggenommenen Götzenbilder an den Felsen und schleuderte sie in die Tiefe des Sees. Da bekannte ein Teil des Volkes seine Sünden und glaubte, der andere ging zornig und aufgebracht in voller Wut von dannen. Und es segnete der Mann Gottes Columbanus Wasser, weihete damit die verunreinigten Örter und gab so der Kirche der h. Aurelia die frühere Ehre wieder zurück. Und es verweilte dort der treffliche Kämpfer Christi mit seinen Jüngern während dreier Jahre.

Gallus, der Erwählte Gottes, pflegte die Netze in die klare Flut während der Stille der Nacht zu senken. Einmal hörte er den Teufel vom Gipfel des Berges nach seinem Genossen rufen, der sich in den Abgründen des Sees befand. Auf die

Antwort desselben: „Hier bin ich!“ entgegnete der Bergteufel: „Mache dich auf zu meiner Hilfe! Siehe, Fremdlinge sind gekommen, welche mich aus meinem Tempel geworfen haben; komm, komm, hilf uns dieselben aus dem Lande treiben.“ Der Seeteufel erwiderte: „Siehe einer von jenen ist auf dem See, dem werde ich aber niemals schaden können. Denn ich wollte seine Netze zerreißen, aber siehe, wie ich besiegt trauere. Mit dem Zeichen des Gebetes ist er stets umgeben und niemals vom Schlafe überwältigt.“ Als der Auserwählte Gottes dieses hörte, schützte er sich allenthalben mit dem Zeichen des Kreuzes und sprach zu ihnen: „Im Namen Jesu Christi befehle ich euch, weichet aus dieser Gegend und unterfanget euch nicht, irgend jemand hier zu verletzen!“ Eilend kehrte er ans Gestade zurück und erzählte seinem Abte, was er gehört hatte. Da der Gottesmann Columbanus dieses vernahm, berief er die Brüder in die Kirche. Noch ehe die Knechte Gottes ihr Gebet erhoben, vernahm man die Stimme des Gespenstes, indem sich ein Geheul und Gebrüll von schrecklichen Tönen durch die Höhen der Gebirge hören ließ. Trauernd entwich nun die Mißgunst des Teufels, während das Gebet der Brüder demütig zum Herrn emporstieg.

Der heilige Gallus zog mit seinem Gefährten durch die Wildnis, um einen Platz zur Errichtung einer Zelle zu suchen. Am Flüßchen Steinach bot sich ihnen eine Ruhestätte für die Nacht. Denn sie gelangten zu dem Orte, wo sich das Flüßchen vom Berge herunterstürzt und eine Höhlung im Felsen gebildet hatte. Das mitgebrachte Netz ward hineingesenkt und nicht wenige Fischlein wurden gefangen, Feuer ward vom Gefährten dem Stein entlockt und eine erquickende Mahlzeit bereitet. Unterdes suchte der Mann Gottes das gewohnte Gebet, wobei er mit dem Fuß an einen Dornbusch stieß und niederfiel; als der Diakon ihm auszuhelfen sich bestrebte, vernahm er die Worte: „Laß mich; dies ist meine Ruhe ewiglich; hier will ich wohnen, denn es gefällt mir wohl.“ Und als er sich vom Gebet erhoben hatte, machte er aus einer Haselrute ein Kreuz und befestigte daran eine Kapsel, in welcher sich Reliquien der heiligen Jungfrau der Jungfrauen, des heiligen Desiderius und des erhabenen Heerführers Mauritius befanden. Hierauf erneuerten beide ihr Gebet und der Mann Gottes sprach demütig flehend: „Herr Jesu Christe, Schöpfer der Welt, der du durch das Siegeszeichen des Kreuzes dem Menschengeschlechte zu Hilfe gekommen, gib zur Ehre deiner Auserwählten, daß dieser Ort zu deinem Lobe bewohnbar sei.“ Das Gebet zog sich bis zum Abend hin, und die Speise ward mit Danksagung eingenommen.

Als sie die Glieder der Ruhe übergeben hatten, der Mann Gottes sich aber still erhob und abermals vor jenem Heiligtum im Gebet verharrte, horchte sein Reisegefährte im Geheimen. Unterdes näherte sich ein Bär vom Gebirge und verschlang die Überreste ihres Mahles; zu ihm sprach Gallus, der Erwählte Gottes: „Bestie, im Namen unseres Herrn Jesu Christi befehle ich dir, nimm Holz und wirf es ins Feuer.“ Der Bär kehrte sofort um, brachte einen sehr schweren Klotz und legte ihn ins Feuer; zum Lohn hierfür ward ihm vom Manne Gottes Brot dargereicht, jedoch der Befehl beigefügt: „Im Namen meines Herrn Jesu Christi, weiche aus diesem Tale. Die Berge und Hügel der Wildnis mögen dir freistehen, jedoch verletze hier nicht Vieh oder Menschen.“ Als sein Reisegefährte dieses gesehen, stand er auf, warf sich jenem zu Füßen und sprach: „Jetzt weiß ich, daß der Herr mit dir ist, denn die Tiere der Wildnis gehorchen dir.“ Er aber antwortete sogleich: „Hüte dich, jemandem dieses zu sagen, bis du die Herrlichkeit Gottes siehst.“ Am nächsten Tage aber hörte derselbe Diakon zu dreimalen, als er dem Fange von Habichten nachging, vom Berge herab die Teufel mit Geschrei fragen, ob Gallus noch in der Wildnis wäre oder sich fortbegeben hätte. Nach mehreren Tagen gingen sie fort, und Gallus besuchte unter Danksagungen den Priester von Arbona; dieser nahm ihn mit Freuden auf und gewährte ihm jedwede Aufwartung; sie lobten Christus und setzten sich zum Essen nieder, wobei der Reisegefährte unter anderen Äußerungen des Frohsinns sagte: „Wenn ein Bär hier wäre, hätte ihm Gallus vielleicht den Segen gereicht.“ Als der Priester nach dem Anlaß dieser Worte fragte, wurde von jenem die Sache erzählt, wie sie sich zugetragen. Seitdem ward Gallus von ihnen wie einer von den alten Vätern angesehen, denn sein Leben war hart und von großer Strenge durchdrungen.

Eines Tages ereignete es sich, als Gallus mit den Brüdern und dem Volke an dem Bethause (nachmals Sankt Gallen genannt) arbeitete, daß ein Balken die Gegenwand nicht erreichte und um vier Handbreiten zu kurz erschien, so daß die Zimmerleute ihn fortwerfen wollten. Der Mann Gottes aber sprach im Vertrauen auf die göttliche Hilfe: „Stehet ein wenig von eurer Arbeit ab und stärkt eure Körper durch die angerichteten Speisen.“ Für eine Weile also stellten sie die Arbeit ein und gehorchten den Befehlen des Erwählten Gottes. Da gingen alle einträchtig ins Haus und nahmen Speisen unter Danksagung zu sich. Nachdem das Mahl mit Gott beendet war, kehrten sie voll Eifer ans Werk zurück und fanden den er-

wähnten Balken um einen halben Fuß länger als die übrigen. O, wunderbar ist Gott in seinen Heiligen! Was das natürliche Wachstum verweigert, hatte der Glaube zugegeben, als der Stamm schon abgeschnitten war. Süßes Lob spendete man dem Erlöser der Welt, als dieses übernatürlich verlängerte Stück an seiner Stelle eingefügt wurde. Und unbillig halte ich es, zu verschweigen — sagt der alte Mönch dieses Klosters, der uns des Gallus' Leben beschrieben — was Wunderbares daselbst der Herr Jesus nachher bewiesen hat; denn diejenigen, welche durch verdorbene Säfte gequält von Zahnweh betroffen werden, erlangen aus jenem Balken bis auf den heutigen Tag mit Christi Gnade Heilung, unterstützt durch die Verdienste dessen, den der Herr durch ein solches Wunder zu ehren für würdig geachtet hat.

Während der Verhandlungen über die Wahl des heiligen Gallus zum Abt von Luxovium rief Gallus einen Jünger zu sich und fragte ihn, was sie zu essen hätten. Als dieser erwiderte, daß sie nur ein halbes Maß Mehl hätten, wurde schnell befohlen, Brot und Kraut herbeizuschaffen, indem der Mann Gottes der Wunder Christi gedachte, durch welche er die Völker in der Wüste speiste. Währenddessen aber besuchte er mit den Netzen den nahen Strudel in Begleitung eines Schülers und der anwesenden Gastfreunde. Dort geschah zum Preise Christi ein Wunder, da sie einen gewaltigen Fisch erblickten, welcher vor zwei Tieren, die man Fischottern nennt, floh und deren Heißhunger er schon beinahe zur Beute geworden war. Ohne Verzug warf man das Netz aus und zog ein Mahl für die Männer Gottes aus dem Flusse. O Wunder! die Länge des Fisches betrug zwölf Palmen (= Handbreiten), die Breite vier, obgleich dort vorher stets nur winzige Fischlein gefangen waren. Die erwähnten Tierlein nun zogen sich zurück und warteten gleichsam, um den Knechten Gottes wieder mit ihrer Hilfe gehorsam zu sein. Wieder ward das Netz hineingesenkt und übervoll aus dem Wasser gezogen, indem jene Tiere die großen Schuppenträger hineintrieben. Als das der auserwählte Streiter Christi sah, gab er einen Teil von ihnen den heimischen Gewässern zurück, und einen Teil ließ er für die lieben Gäste zubereiten und fügte hinzu: „Seht, eure Verdienste zeigen sich, weil wegen eurer Ankunft Christi Wunder erglänzen." Jene entgegneten, daß sie sich solches Verdienstes nicht bewußt seien, sondern daß zu Gallus Ruhme der Schöpfer der Welt dieses angeordnet habe; hier war die Demut Herrscherin, da jeder Teil sich gern für geringer hielt als der andere.

d) Der Abt Otmar von Sanktgallen.

Otmar war ein großer Anhänger der Sparsamkeit und kreuzigte seinen Körper durch sehr häufiges Enthalten von Speisen, so daß er an den kirchlichen und ordensmäßigen Fasten öfters zwei Tage lang die Enthaltsamkeit fortsetzte. Wenn die Notwendigkeit eine Reise zum Nutzen des Klosters erforderte, hatte er die Gewohnheit, auf dem geduldigen Rücken eines armseligen Esels zu reiten. Außerdem bewies er eine so große Sorgfalt für die Armen, daß er ihre Pflege lieber selbst verrichtete als durch andere ausüben ließ. Im Almosengeben war ihm kaum ein zweiter zu vergleichen. Zur Aufnahme von Aussätzigen, welche in der Regel von den übrigen Menschen getrennt blieben, bauete er nicht weit vom Kloster außerhalb der Wohnungen, in denen die übrigen Armen untergebracht wurden, ein kleines Spital und wendete ihnen auf alle Weise seine Pflege so ernstlich zu, daß er auch in den nächtlichen Stunden oft das Kloster verließ und ihrer Schwachheit seine Sorge mit einer bewunderungswürdigen Geduld und Demut widmete. Er reinigte nämlich ihre Köpfe und Füße, säuberte die eiternden Wunden mit eigenen Händen und reichte ihnen die notwendigen Nahrungsmittel dar. Und so geschah es, daß er von allen, welche ihn kannten, hochverehrt und allgemein Vater der Armen genannt wurde. Ihn hatte ein solcher Eifer für Mildtätigkeit völlig ergriffen, daß, wenn er einen Notleidenden in schimpflicher Nacktheit erblickte, er öfter seine Kleider auszog und damit die Glieder des Elenden bedeckte; bisweilen kehrte er auf diese Weise ohne Obergewand in bloßer Kappe zum Kloster zurück. Als Otmar eines Tages den König Pippin besuchte, fand er eine ehrende Aufnahme und empfing unter andern wohlwollenden Beweisen seiner Freigebigkeit siebzig Pfund Silber zum Besten der Klosterbrüder. Sobald er sich aber auf den Heimweg begeben hatte, verteilte er den größten Teil dieses Geldes an den Toren des Palastes unter die Armen; nur wenige Gulden behielt er, wozu ihn die begleitenden Brüder kaum bewegen konnten. Für diese erkaufte er nachmals ein Stück Land, welches dem Kloster benachbart war; denn wohl eingedenk der Vorschriften des Herrn gedachte er seinetwegen nicht des kommenden Tages, wissend, daß ein Mönch mit seinem Lebensunterhalt und seiner Bekleidung zufrieden sein müsse. Und deshalb erwählte er für sich und die Seinigen lieber die Armut als den überflüssigen Besitz vergänglicher Dinge, die erhabenen Seelen nur zur Last gereichen.

e) Der heilige Bonifatius.

Als der hochheilige Festtag, zugleich Geburtstag des heiligen Andreas, und der Tag der angesetzten Ordination Wynfrieths angebrochen war, übertrug der heilige Bischof des apostolischen Stuhles ihm die Würde des bischöflichen Amtes und den Namen Bonifatius und übergab ihm ein Büchlein, in dem die geheiligten Rechte kirchlicher Anordnungen, wie sie auf den Versammlungen der Bischöfe gefaßt, verzeichnet stehen, mit dem Befehl, daß von jetzt an unverrückt bei ihm sei die Norm dieser bischöflichen Lehren und Anordnungen und er das untergebene Volk durch diese Vorbilder unterweise. Auch gewährte er ihm sowohl als allen seinen Untergebenen von jetzt bis in alle Zukunft, in enge Verbindung mit dem heiligen apostolischen Stuhl zu treten, und stellte unsern heiligen, nun in der Würde eines Bischofs strahlenden Mann durch einen geheiligten Brief unter den Schutz und Schirm der Herrschaft Karls, des ruhmvollen Herzogs.

Er aber durchwanderte langer Wege Krümmungen und vieler Völker Gebiete und kam zuletzt zu dem genannten Fürsten der Franken, von dem er ehrerbietig aufgenommen wurde. Und nachdem er dem Herzog Karl den Brief vom genannten römischen Bischof und dem apostolischen Stuhl überbracht und sich seiner Herrschaft und seinem Schutz unterworfen, kehrte er mit Erlaubnis des Herzogs Karl zu den schon früher besuchten Gefilden der Hessen zurück.

Damals aber empfingen viele Hessen, die den katholischen Glauben angenommen, die Handauflegung; andere aber, deren Geist noch nicht erstarkt, weigerten sich, des reinen Glaubens unverletzbare Wahrheiten zu empfangen; einige auch opferten heimlich Bäumen und Quellen, andere taten dies ganz offen; einige wiederum betrieben teils offen, teils im geheimen Seherei und Weissagungen, Wunder und Zauberformeln; andere dagegen beobachteten Zeichen und Vogelflug und pflegten die verschiedensten Opfergebräuche; wieder andere, die schon gesunderen Sinnes waren und allem heidnischen Götzendienst entsagt hatten, taten nichts von alledem. Mit dieser Rat und Hilfe unternahm er es, eine ungeheure Eiche, die mit ihrem alten heidnischen Namen die Donarseiche genannt wurde, in einem Orte, der Gäsmere (Geismar) hieß, im Beisein der ihn umgebenden Knechte Gottes zu fällen. Als er nun in seinem Geiste kühn entschlossen den Baum zu fällen begonnen hatte, verwünschte ihn die große Menge der anwesenden Heiden als einen Feind ihrer Götter

lebhaft in ihrem Innern. Als er jedoch nur ein wenig den Baum angehauen hatte, wurde sofort die gewaltige Masse der Eiche von höherem göttlichen Wehen bewegt und stürzte, nachdem der Äste Gipfel gebrochen, zur Erde, und wie durch höheren Winkes Kraft barst sie sofort in vier Teile, und vier ungeheuer große Splitterstücke von gleicher Länge stellten sich, ohne daß die umstehenden Brüder etwas dazu durch Mitarbeit getan, dem Auge dar. Als dies die vorher fluchenden Heiden gesehen, wurden sie umgewandelt, legten die frühere Bosheit ab, priesen Gott und glaubten. Da erbaute der hochheilige Vorsteher, nachdem er sich mit den Brüdern beraten, aus dem Holzwerk dieses Baumes ein Bethaus und weihte es zu Ehren des heiligen Apostels Petrus.

* * *

Als der heilige Bonifatius von seiner ersten Pilgerfahrt in Friesland zu den Hessen und Thüringern zurückkehrte (722), kam er in das Frauenkloster Palatiolum (Pfalzel) nahe bei Trier an der Mosel, welchem damals die Äbtissin Addula vorstand, eine sehr fromme und gottesfürchtige Frau. Als diese den Streiter des Herrn als dürftigen Pilger zu ihrer Herberge kommen sah, empfing sie ihn freundlich. Wie sie bei Tische saßen, wollten sie beim heiligen Mahle sich nicht mit Wein füllen, sondern vielmehr Trost in der heiligen Schrift suchen, damit durch deren Anhörung ihr Glaube entzündet und ihre Hoffnung und Liebe zu Gott erneuert würde. Nun wurde ein Vorleser gesucht und nach göttlicher Anordnung fand man den auserwählten Knaben Gregor, der um diese Zeit noch im weltlichen Gewande und etwa vierzehn oder fünfzehn Jahre alt, eben von der Schule und der Pfalz zurückgekehrt und zu seiner Großmutter gekommen war, nämlich zu der Mutter seines Vaters Albrich, der oben genannten gottesfürchtigen Äbtissin Addula. Es wurde ihm ein Buch gegeben und nach empfangenem Segen begann er zu lesen, und für sein Alter gut zu lesen. Nachdem er aber die Lesung beendet und nach kirchlichem Gebrauche mit Gebet geschlossen hatte, sprach ihn der heilige Lehrer, der die Fähigkeit und das Geschick des Jünglings erkannt hatte, mit folgenden lobenden Worten an: „Du liesest gut, mein Sohn, verstehst du auch, was du liesest?" Jener aber, der zu dieser Zeit noch dachte wie ein Kind, antwortete, er verstände, was er gelesen. Aber der Heilige redete weiter mit ihm und sprach: „Sage mir, wie verstehst du, was du liesest?" Dieser dagegen begann seine Lesung von vorne und wollte wieder lesen wie

das erstemal. Der treffliche Lehrer jedoch unterbrach ihn mit den Worten: „Nicht also, mein Sohn, ich bitte, sage mir jetzt, was du gelesen, aber in deiner Weise und in deiner Muttersprache.“ Dieser, auf solche Art von seinem Meister überführt, fand keinen Ausweg mehr und gestand, daß er dies nicht tun könnte. Da sprach der heilige Bonifatius: „Willst du, mein Sohn, daß ich es dir erkläre?“, worauf dieser: „Ich will.“ Bonifatius aber: „Wiederhole von Anfang deine Lesung und lies langsam,“ was dieser auch tat. Darauf nahm der heilige Meister das Wort und begann, mit erhobener Stimme der Mutter und der ganzen Gemeinde zu predigen, das gelehrige und empfängliche Herz des jungen Gregors mit solcher Kraft und so rasch durchdringend, daß er auf diese eine Predigt und Ermahnung eines bis dahin unbekannten Lehrers seiner Eltern und seines Vaterlandes vergaß. Von der Stunde an, wo der heilige Lehrer seinen Vortrag beendet hatte, wollte Gregor nicht wieder von ihm getrennt sein, ging zu seiner Großmutter und sagte, er wolle mit diesem Manne ziehen und, um die göttlichen Bücher kennen zu lernen, sein Schüler werden. Jene aber, von fleischlicher Liebe befangen, wies ihn sofort zurück und erklärte, dies könne auf keinen Fall geschehen. Aber der junge Gregor beharrte auf seinem Entschlusse und sprach zu seiner Großmutter: „Wenn du mir kein Pferd geben willst, daß ich mit ihm reiten kann, so werde ich zu Fuß mit ihm ziehen.“ Und so stritten sie längere Zeit über die Reise des Jünglings hin und her; endlich aber trug die Liebe des auserwählten jungen Gregor, wie es billig war, den Sieg über die nur fleischliche Liebe der Frau davon. Sie gab ihm selbst, weil sie eine verständige Frau war und den unbeugsamen Sinn des Jünglings erkannte, Diener und Pferde und ließ ihn mit dem heiligen Lehrer ziehen zu dem Werke, das sie bis zu seinem Martertode gemeinschaftlich vollbrachten.

* * *

Der fromme Einsiedler Sturmi und zwei Gefährten, die mit ihm in der Wildnis des Urwaldes lebten, hatten sich an dem Orte, der heute Hersfeld heißt, an der Stelle, wo nun das Kloster gelegen ist, kleine mit Baumrinde bedeckte Häuschen errichtet und blieben dort eine geraume Zeit, Gott im Fasten, Wachen und Gebet dienend. Der Bischof Bonifatius berief Sturmi zu sich und hieß ihn in der Einöde einen Platz suchen, der besser zur Gründung eines Klosters geeignet wäre. Es war nämlich der heilige Bischof in seinem Geiste überaus

darauf bedacht, wie es nachher aller Welt klar wurde, in diese Einöde das Mönchstum einzuführen. Der heilige Bischof sah ein, daß der dazu von Gott vorbestimmte Ort noch nicht entdeckt sei und sprach zu ihm mit prophetischen Worten: „Der Ort ist von Gott in der Einöde bereitet, und wenn Christus will, wird er ihn seinen Knechten zeigen; wolle also nicht vom Suchen ablassen, wisse und glaube, daß Du ihn dort ganz gewiß finden wirst.“ So erlaubte er ihm, der sicher gemacht, den Ort zu finden, und von Liebe zum Mönchsleben entbrannt war, nach seiner geliebten Einöde zurückzukehren. Als er nach seiner Zelle gekommen, die in dem schon oben genannten Orte errichtet war, und die Brüder, die er dort fand, begrüßt hatte, setzte er ihnen den Befehl und Willen des heiligen Bischofs auseinander.

Nachdem Sturmi sich nun von seinen Mühen bei ihnen ein wenig erholt hatte, sattelte er seinen Esel, reiste, nachdem er den nötigen Lebensbedarf mitgenommen, allein ab, seinen Weg Christus empfehlend, und begann ganz allein, auf seinem Esel sitzend, die verlassensten Orte der Einöde zu durchziehen. Da musterte der eifrige Forscher mit scharfem Blick Berge und Ebene und zog weiter, indem er Gebirge, Hügel und Täler beschaute, Quellen, Bergbäche und Flüsse betrachtete. Dort nur ruhte er, wo ihn die Nacht zu halten trieb. Wenn er irgendwo übernachtete, schlug er mit dem Eisen, das er in der Hand trug, Holz ab und erbaute eine kreisförmige Umzäunung zum Schutze seines Tieres, damit nicht die dort allzu zahlreichen Raubtiere dasselbe zerrissen; er selbst jedoch schlief ruhig, nachdem er im Namen Gottes das Zeichen des Kreuzes Christi auf seine Stirn gezeichnet. Eines Tages kam er an die Straße, auf welcher die Kaufleute vom Gebiet der Thüringer bis nach Mainz ziehen, und an der Stelle, wo sie durch den Fuldafluß geht, fand er eine große Menge Slawen sich im Bette desselben Flusses baden und ihren Körper waschen; vor ihren nackten Körpern begann sich das Tier, auf dem er saß, zu scheuen und zu zittern; auch der Gottesmann selbst schreckte vor ihrem Gestank zurück. Als sie aber nach Art der Heiden den Knecht des Herrn verhöhnten und ihn verletzen wollten, wurden sie durch die Macht Gottes behindert und niedergehalten. Einer von ihnen jedoch, ihr Dolmetscher fragte ihn, wohin er zöge. Er antwortete jenem, daß er in den oberen Teil der Wüste gehen wolle.

Auf diese Weise zog der Gottesmann allein durch die schreckliche Einöde, außer wilden Tieren, deren dort eine Menge waren, und außer gefiederten Vögeln, ungeheuren Bäumen und öden

Gefilden nichts erblickend; am vierten Tage endlich kam er, noch ein wenig weiter flußaufwärts ziehend, nach Sonnenuntergang an den Fußsteig, der mit seinem alten Namen Ortesveca (d. h. Weg des Ortes, des Besitzers dieser Gegend) genannt wurde. Dort gedachte er, sich und seinen Esel gegen die nächtlichen Angriffe zu sichern. Als er damit umging, seine übliche Umzäunung zu errichten, hörte er in nicht weiter Ferne ein Geräusch, von dem er nicht wußte, ob es durch wilde Tiere oder durch Menschen verursacht sei. Ruhig stehenbleibend, horchte er mit aufmerksamen Ohren und hörte wiederum das Geräusch. Da nun der Gottesmann nicht rufen wollte, so schlug er mit dem Eisen, das er in seiner Hand führte, an einen hohlen Baum, indem er einsah, daß Gott ihm einen Menschen zugeschickt. Als dieser den Schall der Schläge vernommen, näherte er sich und rief, und als er herangekommen war, sahen sie einer den andern und begrüßten sich gegenseitig. Als der Gottesmann ihn befragt hatte, woher er käme, antwortete er, er käme aus der Wedereiba (Wetterau) und führe an seiner Hand ein Pferd seines Herrn Ortes. So miteinander sich unterhaltend, blieben beide diese Nacht dort, da jener Mann die Gegenden der Einöde ungemein genau kannte. Nachdem nun der Gottesmann ihm seine Absicht und sein Tun enthüllt, begann jener ihm die Namen der Orte zu bezeichnen und den Lauf der Bäche und Quellen zu beschreiben. Da nun diese beiden in dem Orte, der mit seinem alten Namen Aihloh genannt wird, geweilt hatten, brachen sie am Morgen von da auf, segneten sich gegenseitig, und sogleich begann der weltliche Mann seines Wegs weiter nach dem Grapfelt (Grabfeld) zu ziehen.

Der Gottesknecht Sturmi aber kehrte von dort zurück, empfahl dem Herrn Christus seinen Weg und seine ganze Hoffnung und begann seinen Zug durch die Einöde, wie er es gewohnt war, allein fortzusetzen. Als er das Aihloh durchwandert und die Gegend ihm mißfallen, kam er zu einem Bergbach, der bis heute Grezzibach genannt wird, und nach Besichtigung der Lage des Ortes und der Beschaffenheit des Landes verweilte er da kurze Zeit; von dort ein wenig sich zurückbegebend, gelangte er an den gesegneten und von dem Herrn schon lange vorbereiteten Ort, wo jetzt das heilige Kloster Fulda belegen ist. Als der heilige Mann Sturmi dorthin gekommen, wurde er sofort von ungemessener Freude erfüllt, froh und erhoben ging er einher, denn er sah ein, daß ihm durch die Verdienste und die Gebete des heiligen Bischofs Bonifatius der rechte Ort vom Herrn gezeigt sei. Und indem er ringsherum wanderte,

sagte er dem Herrn für das einzelne, was er erschaute, Dank, und je länger und weiter er schritt, desto mehr wünschte er sich Glück. Als er dort, von der Schönheit des Ortes entzückt, einen beträchtlichen Teil des Tages mit Herumstreifen und Erforschen verbracht, den Ort gesegnet und sorgfältig bezeichnet hatte, begab er sich freudig von dort auf die Rückreise.

Als nun der Mann Gottes am zweiten Tage nach Hersfeld gekommen, fand er dort seine Genossen im heiligen Gebet verharrend. Er teilte ihnen mit, wie er den Ort gefunden und befahl ihnen, mit ihm schleunigst sich dahin zu begeben. Er selbst ging sogleich, nachdem er die Brüder um ihre Fürbitte ersucht, nach Seleheim, um den Bischof aufzusuchen. Als er zu diesem nach einer Wanderung von wenigen Tagen gekommen und von ihm freundlich aufgenommen war, begann er ihm den gefundenen Ort lobend zu schildern. „Ich bin der Meinung," sagte er, „daß der von dir beliebte Ort nun gefunden." Als er ihm den Zustand des Ortes, die Beschaffenheit des Landes und den Lauf des Wassers, die noch heute den Bedürfnissen des Klosters genügen, geschildert hatte, stimmte er den Bischof ungemein froh, und gemeinsam sich Glück wünschend und dem Herrn Dank sagend, hatten beide unter sich ein sehr langes Gespräch über das Leben und den Wandel der Mönche.

Der heilige Bischof Bonifatius begab sich nun zum Frankenkönig Karlmann und sprach demütig und weise zu demselben: „Ich gedenke, damit es Euch in der Ewigkeit vergolten würde, wenn es so im Willen des allmächtigen Gottes liegt und Eure Hilfe dazu kommt, im östlichen Teile Eures Reiches ein Kloster zu gründen. Wir haben nämlich in der Einöde, die Bochonia genannt wird, neben dem Fulda genannten Fluß einen zur Wohnung der Knechte Gottes geeigneten und unter Eurer Herrschaft stehenden Ort gefunden. Jetzt bitten wir Eure Frömmigkeit, uns jenen Ort zu schenken, damit wir in ihm, durch Euch geschützt, Christo dienen können." Als der König dies vernommen, war er über den Wink Gottes erfreut und alle Fürsten seines Hofes versammelnd, eröffnete er ihnen die von ihm gebilligte Bitte des Bischofs und übergab in ihrem Beisein dem heiligen Bischof den geforderten Ort mit den Worten: „Der von dir erbetene Ort, der, wie du versicherst, Eihloha genannt wird und am Ufer des Flusses Fulda liegt, sowie alles, was ich dort heutigestages als Eigentum zu besitzen vermeine, gebe ich ganz und gar aus meinem Recht in das des Herrn, und zwar so, daß die Mark des Ortes sich im ganzen Umkreise von Süd und Ost, von Nord und West bis auf viertausend Schritte erstreckt."

Ferner befahl der König, eine Urkunde über diese Schenkung zu schreiben, die er selbst mit eigener Hand bekräftigte; auch sandte er seine Boten mit dem Auftrage, alle edlen, in dem Grapfelt-Gau wohnenden Leute zu versammeln und sie in seinem Namen zu bitten, wie er es getan, alles Eigentum was sie an dem betreffenden Ort zu haben glaubten, dem Kloster zu übertragen. Als nun alle zum bestimmten Tage sich versammelt hatten, sprachen die angekommenen Königsboten: „Der König läßt Euch allen seinen Gruß entbieten. Es ist sein Wunsch und Befehl, daß jeder sein ganzes Eigentum, was er an dem Eihloha genannten Ort zu besitzen meint, den Knechten Gottes zum Bewohnen schenke." Kaum hatten sie dies vernommen, als sie durch Gottes Wink sofort mit allem Fleiß, was sie nur immer dort besaßen, ganz und gar dem Gottesmann Sturmi übertrugen.

Als nun diese Übertragung von allen Seiten rechtlich gesichert und jener Ort aus dem Recht der Menschen in das Gottes übergegangen war, begab sich der heilige Sturmi zu den Brüdern und von dort nach wenigen Tagen aufbrechend und sieben mit sich nehmend, wanderte er nach dem Ort, wo nun das heilige Kloster liegt, und betrat so im siebenhundertundvierundvierzigsten Jahr nach der Fleischwerdung des Herrn, während der Herrschaft der beiden Brüder Karlmann und Pippin in diesem Frankenreich im ersten Monat und im zwölften Tage desselben den geheiligten und von Gott schon lange vorbestimmten Ort. Den Herrn Christus flehten sie an, denselben stets zu schützen und mit seiner unbesiegten Macht zu verteidigen. Tag und Nacht dienten sie dem Herrn mit heiligen Psalmen und Fasten, mit Wachen und Beten; sie bemühten sich, in eigener Arbeit den Wald zu fällen und den Ort, so weit sie es mit ihren Kräften vermochten, zu säubern. Nachdem jedoch zwei Monate verflossen waren, zog der verehrungswürdige Erzbischof Bonifatius mit einer großen Menschenmenge zu ihnen, und nachdem er alle Vorteile jenes Ortes erschaut und den unermeßlichen Nutzen desselben erkannte, jauchzte er im Heiligen Geiste auf und brachte Christus Dank und Lob dar, der seine Knechte gewürdigt hatte, in der Einöde einen solchen Wohnplatz zu erlangen. Den mit ihm gekommenen Leuten aber befahl er, an der Stelle, wo es ihm und mit ihm den Knechten Gottes gut erschien, eine Kirche zu errichten, den Wald auszuroden und alle Bäume zu fällen; er selbst begab sich auf einen Berg, der bis zum heutigen Tage der Bischofsberg genannt wird. Dort betete er anhaltend zum Herrn und las emsig in den heiligen Schriften. Deswegen erlangte der Berg

dann auch seinen Namen. Nach Verlauf einer Woche, in der man eine unzählbare Menge der Bäume des Waldes gefällt und eine Grube zur Kalkbereitung angelegt, wanderte der Bischof, nachdem er die Brüder gesegnet und den Ort Gott empfohlen hatte, mit den mitgebrachten Arbeitern dorthin zurück, woher er gekommen war. Im andern Jahr jedoch eilte der heilige Bischof wiederum dorthin und kam zu seinem neuen Kloster, das man bereits nach dem Fluß Fulda zu nennen begonnen hatte. Nachdem er die Brüder gesehen und begrüßt, verlebte er mehrere Tage mit ihnen, in denen er die neuen Mönche zu unterrichten sich angelegen sein ließ und eifrig darauf bedacht war, die Vorschriften der Ordensregeln bei ihnen zu festigen. Als er nun den Brüdern die heiligen Schriften auseinandergesetzt und ihnen vorgelesen, daß den Mönchen stets der Genuß des Weines verboten sei, wurde durch gemeinsamen Beschluß aller bestimmt, daß bei ihnen niemals starke Getränke, die Trunkenheit erzeugen, sondern nur dünnes Bier getrunken werden solle.

* *
*

Mit wunderbarer, beinahe prophetischer Weissagung verkündete Bonifatius dem Bischof Lul vorher, daß seines Hintritts Tag erfolgen würde; er teilte ihm mit, welches Ende er haben würde, wenn er die Welt verließe, und unterwies ihn genau in betreff des Kirchenbaues und der Belehrung des Volks. „Ich brenne vor Begierde," sprach er, „meine unternommene Wanderung zu vollenden, ich kann nicht mehr von der erwünschten Reise nach Friesland abgehalten werden, denn schon steht der Tag meiner Auflösung bevor und die Zeit meines Hingangs naht heran; bald werde ich aus dem Gefängnis dieses Körpers befreit, zum Lohne der ewigen Vergeltung eingehen. Du aber, teuerster Sohn, vollende den Bau der von mir in Thüringen angefangenen Kirchen, rufe du das Volk von den Abwegen des Irrtums kräftig und anhaltend zurück, bewirke auch du die Vollendung der von mir an der Fulda bereits begonnenen Basilika und führe dorthin meinen durch vieler Jahre Lauf gealterten Leib." Nachdem er diese Rede vollendet, fügte er noch mehr dergleichen Worte hinzu und sagte endlich: „Mein Sohn, sorge mit deiner klugen Umsicht für alles, was wir zu unserm Reisebedarf nötig haben, lege auch ein Leintuch in meiner Bücherkiste bei, darin mein verfallener Leib eingehüllt werden kann."

Und nach Verlauf weniger Tage nahm er seine Begleiter zu sich, bestieg ein Schiff und drang von Mainz auf des Rheines

Strombett vor; des Nachts aber suchte er mit seinem Schiffe die Häfen auf, bis er nach der Friesen wasserreichen Gefilden gelangte und wohlbehalten über den Zuidersee kam. (754.) Er zog durch ganz Friesland und predigte, nachdem er den heidnischen Glauben verdrängt und des Heidentums Irrtum zerstört, anhaltend das Wort des Herrn, erbaute in eifrigen Sorgen, nachdem die Götzenbilder zerbrochen, Kirchen, und hatte bereits viele tausend Menschen, Männer, Frauen und Kinder getauft, unterstützt von seinen Genossen.

Nachdem also durch Friesland des Glaubens Licht geleuchtet und das glückselige Ende unseres Heiligen herannahte, schlug er am Ufer des Bordneflusses, nur von seiner Mannen Schar begleitet, seine Zelte auf. Als er nun das schon weit und breit verstreute Volk von dem Tage in Kenntnis gesetzt hatte, an dem den Neugetauften von dem Bischof die Handauflegung und Firmelung erteilt werden sollte, kehrten sie alle nach Hause zurück, um am Tage der Firmelung, wie es nach des heiligen Bischofs Willen eben bestimmt war, insgesamt wiederzuerscheinen. Als aber der bestimmte Tag angebrochen und des Lichtes Morgenröte mit der aufgehenden Sonne hervorbrach, da kamen auch, umgekehrt statt der Freunde, Feinde und Schergen neuer Art statt der neuen Gläubigen herbei, und eine Anzahl Feinde drang mit geschwungenen Waffen, mit Speeren und Schilden in ihr Lager. Da stürzten sich ihnen sofort die Mannen aus den Zelten entgegen, überall suchten sie nach Waffen und versuchten die zum heiligen Märtyrertod Bestimmten gegen die wütende Macht des rasenden Volkes zu schützen. Der Mann Gottes jedoch berief sofort, als er das Andringen des tobenden Haufens gewahr geworden, seiner Kleriker Schar, nahm die Reliquien der Heiligen, die er stets bei sich zu führen gewohnt war, schritt aus dem Zelt heraus und verbot sogleich den Mannen, sie hart anlassend, den Kampf, indem er sprach: „Lasset ab, Mannen, vom Kampfe, tut Krieg und Schlacht ab, denn das wahre Zeugnis der heiligen Schrift lehrt uns, nicht Böses mit Bösem, sondern sogar Böses mit Gutem zu vergelten. Auch ist jetzt der lang erwünschte Tag da und unserer Auflösung herrliche Zeit steht bevor. Darum seid stark in dem Herrn und ertraget dankbar, was er uns gnädig schickt. Hoffet auf ihn, denn er wird eure Seele erlösen.“ Zu den in der Nähe befindlichen Priestern und Diakonen und den Männern, die in niederen Graden Gott dienten, sprach er mit väterlich mahnenden Worten: „Männer und Brüder, seid tapferen Mutes und fürchtet euch nicht vor denen, die den Körper töten, die Seele aber, die ewig

leben wird, nicht vernichten können. Freut euch vielmehr im Herrn und befestigt eurer Hoffnung Anker in Gott, der euch sofort der ewigen Wiedervergeltung Lohn geben und euch in den himmlischen Höfen Wohnsitze bei den hohen Engeln anweisen wird. Gehet standhaft hier in den drohenden zeitlichen Tod, damit ihr mit Christus herrschen könnt in Ewigkeit."

Nachdem er so mit seiner Lehre Ermahnung die Schüler angetrieben, sich die Krone des Märtyrertums zu verdienen, stürzte der ganze wütende Haufe der Heiden mit Schwertern und voller Kriegsrüstung über sie her und machte die Leiber der Heiligen nieder in heilbringendem Morde. Darauf stürzte sich der Haufe der Heiden, frohlockend, daß der Gerechten sterblicher Körper getötet, auf die Siegesbeute seiner Verdammnis, zerstörte die Zelte und verteilte die an sich gerissene Beute. Doch auch die Kisten, in denen viele Bücherbände lagen, und die Büchsen, die Reliquien enthielten, raubten sie in dem Wahne, sie hätten eine große Menge Gold und Silber gewonnen. Dann begaben sie sich zu den Schiffen, in denen sich der tägliche Lebensbedarf der Kleriker und Mannen wie ein zu demselben Zweck bestimmter kleiner Rest Wein in den noch verschlossenen Gefäßen befand. Als sie nun den Wein entdeckt, begannen sie sofort zu trinken, die gefräßige Gier ihres Bauches zu stillen und den Magen mit dem Wein zu netzen; endlich aber, als es sich um die Verteilung der gewonnenen Beute handelte, begannen sie untereinander Rats zu pflegen und nach des allmächtigen Gottes wunderbarer Anordnung darüber zu verhandeln, wie das bis dahin noch nicht einmal erblickte Gold und Silber unter sie verteilt werden solle. Als aber das Gerede über das vermeintliche viele Gold sich länger hinzog, begann man allmählich mit Schimpfworten aufeinander loszufahren, und endlich entstand so heftige Zwietracht, daß der von Wut und Tobsucht erfüllte Haufe sich in zwei Parteien schied und zuletzt die Waffen, mit denen sie kurz vorher die heiligen Märtyrer umgebracht, in grausenerweckendem Kampf gegeneinander kehrten. Nachdem dann der größte Teil des tobenden Haufens erschlagen, stürzten die Überlebenden, da die Gegner, die ihnen den gierig gewünschten Schatz streitig gemacht hatten, am Boden lagen, freudig auf die Beute, die sie mit Aufopferung ihrer Seelen und ihres Leibes gewonnen, und fanden, als die Bücherbehälter zerbrochen waren, für Gold Bücherbände, für Silber Blätter göttlicher Weisheit. So in ihrer Hoffnung auf Schätze von Gold und Silber getäuscht, zerstreuten sie von den gefundenen Büchern einige weit und breit auf den Feldern, andere schleppten

sie in das Röhricht der Sümpfe, andere endlich warfen sie an verschiedene versteckte Stellen. Doch wurden sie durch die Gnade des allmächtigen Gottes sowie durch die Fürbitte des heiligen Bonifatius, des hohen Bischofs und Märtyrers, nach Verlauf langer Zeit unverletzt und unversehrt gefunden und von den einzelnen Findern nach dem Kloster Fulda, in dem sie noch bis zum heutigen Tage dem Heil der Seelen dienen, zurückgesandt.

* * *

Als aber der Bischof Bonifatius und viele von seinen Genossen die Krone des Märtyrertums gewonnen, kamen aus dem im oberen Friesland belegenen Kloster Utrecht getreue Brüder, die die Leichen der heiligen Märtyrer aufsuchten und einige derselben an Ort und Stelle begruben, andere aber, nämlich die des heiligen Bischofs Bonifatius selbst und der heiligen Priester und Diakonen, die mit ihm zugleich gelitten, und den Leib eines Bischofs mit Namen Eoban mit sich nahmen. Des letzteren Körper aber nahmen sie ohne das Haupt, das die Feinde abgeschlagen und das sie nirgends finden konnten. Als sie nun zurückgekehrt, setzten sie den Leichnam des heiligen Bischofs Bonifatius mit samt der Bahre, auf der er im Schiffe gelegen, in eine kleine ihnen benachbarte Kirche; die Leichen der übrigen Männer begruben sie. Dann traten alle Bewohner jenes Ortes zu einem großen Rat zusammen, um zu erwägen, wie es möglich gemacht werden könne, daß bei ihnen an jenem Orte des heiligen Märtyrers Bonifatius Körper fernerhin zu jeder Zeit ruhe, da sie wohl wußten, wie groß die Hilfe sein würde, die ihnen die Verwendung eines so hohen Märtyrers gewähren würde. Fasten und Gebete wurden angesagt, sie baten den Herrn, daß der heilige Märtyrer bei ihnen zu weilen sie würdigen möge, und rüsteten in der Hauptkirche einen Ort zu seiner Ruhestätte auf prächtige Weise. Der heilige Märtyrer jedoch wollte, wie bald genug klar wurde, daß sein Leichnam zu dem in der Einöde gelegenen Orte Fulda, den er selbst sich nach Gottes Wink erkauft hatte, übertragen werde. Denn als sie ihn zur andern Kirche tragen und dort in dem Sarkophag beisetzen wollten, legten sie ihre Hände an die Bahre, waren jedoch nicht imstande sie zu heben, und obschon noch viele andere sich mit ihnen vereinten, so konnten sie doch nicht die Bahre auf der der heilige Leichnam ruhte, von der Stelle rücken.

Sie sahen also ein, daß es nicht sein Wille sei, an diesem Ort zu bleiben, und verkündeten endlich, daß er nach der Stadt Mainz gebracht werden müsse. Darauf erhoben sie die

Bahre ohne Schwierigkeit, trugen sie zum Fluß, setzten sie ins Schiff und begannen dies den Rhein entlang zu ziehen, um die obern Gegenden zu erreichen. Sturmi aber ließ, nachdem er dies vernommen, es sich angelegen sein, von dem in der Einöde belegenen Kloster Fulda ihnen entgegenzueilen; dann zog er mit ihnen zusammen weiter, bis sie nach einer glücklich und leicht vollbrachten Reise nach der Stadt Mainz kamen. Sofort zogen die Priester und die gesamte Geistlichkeit der Stadt ihnen entgegen, nahmen des heiligen Märtyrers Leib in Empfang und stellten ihn ehrenvoll in ihrer Kirche auf. Dann behaupteten alle Priester und Geistliche wie auch das gesamte Volk in voller Übereinstimmung, nicht schickte es sich, daß der heilige Märtyrer Gottes nach einem andern Ort gebracht werde, sondern da, wo er lebend seinen Bischofssitz gehabt, müsse auch jetzt sein Leichnam ruhen. Überdies kam aus der Pfalz ein Bote vom Könige, der da meldete, der König habe befohlen, daß des heiligen Märtyrers Leichnam in dieser Stadt, wie es sein eigener Wille gewesen sei, beigesetzt werden solle. Sturmi jedoch und die mit ihm aus der Einöde dorthin gekommen waren, behaupteten steif und fest, daß der heilige Bischof, der sehr oft bei ihnen geweilt, sowohl den Ort bezeichnet, wo sie seinen Körper beisetzen sollten, als auch ausdrücklich den Willen ausgesprochen habe, daß er dort in der Einöde ruhen wolle. Während sie nun so stritten und Lul, der Bischof jener Stadt, auf jede Weise verhindern wollte, daß des heiligen Märtyrers Körper nach der Einöde käme, erschien der heilige Bischof einem Diakon des Nachts in einem Gesicht und sprach: „Warum zögert Ihr, mich zu meiner Stätte Fulda zu führen? Erhebt Euch schnell und eilet, mich in die Einöde, an den mir von Gott vorbestimmten Ort zu bringen.“ Dieser erhob sich und erzählte den Verlauf des ihm gezeigten Gesichts zuerst Sturmi, dann allen Kirchenfürsten. Alle wurden von großer Furcht ergriffen und scheuten sich, fernerhin gegen die Wegführung des heiligen Märtyrers von dort etwas einzuwenden. Lul jedoch, der dortige Bischof, wollte anfangs durchaus nicht an die Enthüllung des heiligen Märtyrers glauben, bis jener, der das Gesicht gesehen, seine Hand auf den heiligen Altar gelegt und mit einem Eide die Wahrheit dessen, was er gesehen, bestätigt hatte. Darauf wurde durch die Macht des Herren, dessen Willen man nicht entgegenhandeln kann, des seligen Märtyrers Leiche mit großer Pracht erhoben, unter geistlichen Gesängen bis an den Fluß getragen, in ein Schiff gestellt und bis zum Dorfe Hochheim, welches am Ufer des Main liegt, gefahren. Von da brachte man nach

wenigen Tagen, nämlich am dreißigsten Tage nach seiner Passion, den heiligen Leichnam des Bonifatius zum Kloster Fulda und setzte ihn in einem neuen Grabgewölbe bei.

---

27. Die Langobarden.

a) Die Winniler.

Es gibt im Norden eine Insel, die Skadan genannt wird, und da wohnten viele Völker. Unter diesen war ein kleines Volk, das man Winniler nannte und bei ihnen war ein Weib mit Namen Gambara, die hatte zwei Söhne: der eine hieß Ybor, das ist Eber, und der andere hieß Ajo. Die führten mit ihrer Mutter Gambara die Herrschaft über die Winniler.

Es erhoben sich nun gegen sie die Herzöge der Wandalen, nämlich Ambri und Assi, mit ihrem Volk und sprachen zu den Winnilern: „Entweder zahlet uns Zins oder rüstet euch zum Streit und kämpfet mit uns.“ Darauf antworteten Ybor und Ajo mit ihrer Mutter Gambara und sprachen: „Es ist besser für uns, zum Streit uns zu rüsten, als den Wandalen Zins zu zahlen.“

Da baten Ambri und Assi, die Herzöge der Wandalen, Godan (Wodan), daß er ihnen Sieg verleihe über die Winniler. Godan antwortete und sprach: „Die ich bei Sonnenaufgang zuerst sehen werde, denen will ich den Sieg verleihen.“ Zu derselben Zeit baten auch Gambara und ihre beiden Söhne Ybor und Ajo, welche die Fürsten der Winniler waren, Frea, Godans Frau, daß sie den Winnilern helfe. Da gab Frea den Rat, wenn die Sonne aufgehe, sollten die Winniler kommen, und die Weiber sollten ihr Haar wie einen Bart ins Gesicht hängen lassen und mit ihren Männern kommen.

Da ging, als der Himmel hell wurde und die Sonne aufgehen wollte, Frea, die Frau Godans, um das Bett, wo ihr Mann lag, und richtete sein Antlitz gen Morgen und weckte ihn auf. Und als er aufsah, so erblickte er die Winniler und ihre Weiber, wie ihnen das Haar um das Gesicht hing. Und er sprach: „Wer sind diese Langbärte?“ Da sprach Frea zu Godan: „Herr, du hast ihnen den Namen gegeben, so gib ihnen auch den Sieg. Und er gab ihnen den Sieg, so daß sie nach seinem Ratschluß sich wehrten und den Sieg erlangten. Seit der Zeit wurden die Winniler die „Langobarden“ genannt.

b) Langobarden und Heruler.

Der Bruder Rodulfs, des Königs der Heroler, war zu Tato, dem Langobardenkönig gekommen, um einen Frieden zu schließen. Als er seine Botschaft ausgerichtet hatte und nun wieder heimkehrte, begab es sich, daß er vor dem Hause der Königstochter, die Rumetruda hieß, vorbeizog. Wie diese die vielen Männer und das vornehme Geleite sah, fragte sie, wer es wohl sein könnte, da er ein so hohes Gefolge habe. Wie man ihr sagte, der Bruder des Königs Rodulf kehre, nachdem er seine Botschaft ausgerichtet habe, nun nach Hause zurück, so ließ das Mädchen ihn einladen, er möge geruhen, einen Becher Weines entgegenzunehmen. Er, einfältigen Herzens, folgte der Einladung. Weil er aber klein von Gestalt war, so blickte das Mädchen in hochmütigem Stolz auf ihn herab und machte sich über ihn lustig. Er, von Scham wie von Entrüstung überwältigt, erwiderte ihr in solchen Worten, daß sie noch mehr gereizt wurde. Da konnte sie, in weiblichem Zorn entbrannt, ihr verletztes Herz nicht mehr bekämpfen, und sie beschloß das Verbrechen, das ihr in den Sinn kam, auszuführen. Sie heuchelte Gelassenheit, machte ein heiteres Gesicht, besänftigte ihn mit freundlichen Worten, nötigte ihn, sich niederzulassen und setzte ihn so, daß er das Fenster der Wand im Rücken hatte. Dieses Fenster ließ sie nun, anscheinend um den Gast zu ehren, in Wahrheit aber, damit ihn kein Argwohn ankäme, mit einem kostbaren Teppich verdecken, und dann gab das grausame Ungeheuer ihren Dienern den Befehl, jenen, sobald sie wie zu dem Mundschenken redend, „mische" gerufen habe, von hinten mit ihren Speeren zu durchbohren. Und so geschah es; bald gab das grausame Weib das Zeichen, worauf der ungerechte Befehl ausgeführt wurde. Jener, von Wunden durchbohrt, stürzte zu Boden und gab den Geist auf.

Wie das dem König Rodulf gemeldet wurde, da jammerte er über den grausamen Tod seines Bruders und entbrannte, seines Schmerzes nicht mächtig, von dem Verlangen, den Bruder zu rächen; er brach das eben erst mit Tato abgeschlossene Bündnis und erklärte ihm den Krieg. Die beiden Heere trafen im Blachfeld zusammen. Rodulf schickte die Seinen in den Kampf, er selbst aber blieb, da er am Siege gar nicht zweifelte, im Lager beim Brettspiel sitzen. Es waren nämlich damals die Heroler äußerst kriegsgeübt und hatten durch viele Siege, die sie schon erfochten, einen großen Namen. Entweder um leichter zu streiten, oder um zu zeigen, daß sie die vom Feinde kommenden

Wunden verachteten, zogen sie nackt in die Schlacht und bedeckten nur die Schamteile. Der König baute auf ihre Stärke ganz fest und hieß, während er selbst sorgenlos am Spiele saß, einen seiner Leute auf einen nebenstehenden Baum steigen, damit er ihm den Sieg der Seinigen gleich melden könne, drohte ihm aber das Haupt abzuschlagen, wenn er von einer Niederlage der Heroler berichte. Als dieser nun die Schlachtreihen der Heroler wanken und sie von den Langobarden bedrängt sah, so gab er auf die häufigen Fragen des Königs, wie es mit den Herolern stehe, doch immer die Antwort: Sie kämpfen vortrefflich. Und da er nicht frei zu sprechen wagte, so tat er das Unglück nicht früher kund, als bis das gesamte Heer vor dem Feinde floh. Jetzt brach er, wiewohl zu spät, in den Ruf aus: „Wehe dir, armes Herolervolk, das durch den Zorn des himmlischen Herrschers gestraft wird." Durch diese Worte beunruhigt, sprach der König: „Fliehen denn etwa meine Heroler?" Jener erwiderte: „Nicht ich, sondern du selbst, o König, sagst es." Als nun, wie es in solchen Fällen zu gehen pflegt, der König und alle um ihn in ihrer Bestürzung unschlüssig waren, was zu tun sei, kamen die Langobarden über sie und hieben sie nieder. Auch der König selbst, so mannhaft er sich auch hielt, ward umgebracht. Wie aber die Heroler da und dorthin auseinanderflohen, traf sie der Zorn des Himmels, also daß sie die grünen Flachsfelder für Wasser ansahen, das sie durchschwimmen könnten: wie sie die Arme zum Schwimmen ausbreiteten, wurden sie vom Schwert der Feinde jämmerlich erschlagen. Nach gewonnenem Siege teilten die Langobarden die reiche Beute, die sie im Lager machten, unter sich. Tato aber trug Rodulfs Banner sowie den Helm davon, den derselbe im Streit gewöhnlich getragen hatte. Und seit der Zeit war die Kraft der Heroler gebrochen, so daß sie von da an keinen eigenen König mehr über sich hatten. Die Langobarden aber wurden seitdem gewaltiger, ihre Mannschaft war von den verschiedenen Völkerschaften, die sie besiegt hatten, gewachsen und sie fingen jetzt an, auch ohne Anlaß zu Kriegen auszuziehen und den Ruhm ihrer Tapferkeit allenthalben zu verbreiten.

c) Langobarden und Gepiden.

Zwischen den Gepiden und den Langobarden kam der schon lange genährte Streit endlich zum Ausbruch, und beide Teile rüsteten sich zum Kriege. König der Langobarden war zu der Zeit Audoin; den Gepiden gebot König Turisind. Als nun

in dem Treffen, das geliefert wurde, beide Schlachtreihen tapfer kämpften, keine zum Weichen gebracht werden konnte, da geschah es, daß mitten im Streit Alboin, Audoins Sohn, und Turismod, Turisinds Sohn, aufeinanderstießen und Alboin diesen mit dem Schwert durchbohrte, also daß er tot vom Pferde fiel. Wie die Gepiden sahen, daß ihres Königs Sohn gefallen sei, so wandten sie sich entmutigt zur Flucht. Die Langobarden verfolgten sie heftig und kehrten, nachdem sie eine große Anzahl erschlagen hatten, zurück, um den Gefallenen die Rüstungen auszuziehen. Als die Langobarden nach erfochtenem Siege wieder heimgekehrt waren, lagen sie ihrem König Audoin sehr an, er möge den Alboin, durch dessen Tapferkeit sie in der letzten Schlacht den Sieg erlangt hätten, zu seinem Tischgenossen machen, damit er seinem Vater wie in der Gefahr, so auch beim Mahle zur Seite wäre. Audoin antwortete darauf, er könne das durchaus nicht tun, um nicht die Volkssitte zu verletzen. „Ihr wißt," sprach er, „wie bei uns der Brauch besteht, daß der Sohn des Königs nicht eher mit seinem Vater tafeln darf, als bis er von dem König eines fremden Volkes die Waffen erhalten hat."

Wie das Alboin von seinem Vater gehört hatte, machte er sich mit bloß vierzig Jünglingen auf zu Turisind, dem Gepidenkönig, mit dem er erst vor kurzem gekriegt hatte, und eröffnete ihm, warum er gekommen sei. Dieser nahm ihn freundlich auf, lud ihn an seine Tafel und setzte ihn hier zu seiner Rechten, wo sonst immer sein Sohn Turismod gesessen hatte. Wie nun aber die verschiedenen Gerichte aufgetragen wurden, da trat dem Turisind, welchem schon längst der Sitz seines Sohnes in dem Sinn lag, dessen Tod vor die Seele, und wie er jetzt den, der ihn getötet hatte, den Platz desselben einnehmen sah, seufzte er laut auf. Er konnte sich nicht mehr halten, sondern machte seinem Schmerze Luft, indem er ausrief: „Lieb ist mir dieser Platz, aber der Anblick des Mannes, der jetzt darauf sitzt, fällt mir sehr schwer." Da begann, durch des Vaters Rede aufgestachelt, des Königs zweiter Sohn, der mit zugegen war, die Langobarden mit Spottreden zu reizen; er meinte, sie seien, weil sie von den Waden abwärts die Beine mit weißen Binden umwickelten, den Stuten zu vergleichen, die bis zum Beine weiße Füße haben, und sprach: „Stuten mit weißen Fesseln sind es, denen ihr gleicht." Darauf ließ sich aber einer der Langobarden folgendermaßen vernehmen: „Geh nur hinaus auf das Aasfeld, dort wirst du sonder Zweifel erschauen können, wie kräftig deine Stuten mit den Hufen ausschlagen; daselbst liegen die Gebeine deines Bruders wie die von schlechtem Vieh auf dem

Anger zerstreut umher.“ Wie das die Gepiden hörten, konnten sie ihre innere Wut nicht mehr verbergen; mit Heftigkeit brach ihre Verbitterung aus, und sie wollten bereits den offenbaren Schimpf tätlich rächen. Auch die Langobarden alle legten jetzt, zum Kampf bereit, die Hand ans Schwert. Da sprang aber der König hinter dem Tische hervor, warf sich in die Mitte, dämpfte den Zorn und die Streitsucht seiner Leute und drohte jedem unverzüglich Strafe, der den Kampf beginnen würde; denn es sei, so sprach er, kein Gott wohlgefälliger Sieg, wenn man den Gastfreund im eigenen Hause erschlage. Als so der Zwist beigelegt war, setzten sie das Gelage fröhlichen Sinnes wieder fort. Turisind langte die Waffen seines Sohnes Turismod herab, übergab sie dem Alboin und entließ ihn dann wohlbehalten in seines Vaters Reich. Nach seiner Rückkehr wurde Alboin nun endlich vom Vater zu seinem Tischgenossen gemacht. Und wie er jetzt vergnügt die Gerichte der königlichen Tafel mitkostete, da erzählte er der Reihe nach alles, was ihm bei den Gepiden in Turisinds Palast begegnet war. Alle Anwesenden bewunderten und lobten Alboins Kühnheit, nicht minder aber rühmten sie Turisinds große Treue.

Als Audoin starb, ward Alboin König der Langobarden. Unterdessen starb auch Turisind, der Gepidenkönig, und ihm folgte Kunimund in der Herrschaft, der die alten Beleidigungen zu rächen begehrte und darum das Bündnis mit den Langobarden brach und den Krieg statt des Frieden erwählte. Alboin aber schloß mit den Avaren einen ewigen Bund. Hierauf zog er in den von den Gepiden veranlaßten Krieg. Als diese in Eile ihm entgegenrückten, fielen die Avaren der mit Alboin getroffenen Verabredung gemäß in ihr Land ein. Traurig kam ein Bote zu Kunimund und verkündete ihm diese Nachricht. Er, obwohl sehr niedergeschlagen und von zwei Seiten hart bedrängt, ermahnte seine Leute dennoch, sich zuerst mit den Langobarden zu schlagen; vermöchten sie diese zu überwinden, dann erst wollten sie das Heer der Avaren aus dem Lande jagen. Es kam also zur Schlacht und auf beiden Seiten wurde mit aller Macht gestritten; die Langobarden aber blieben Sieger und wüteten so schrecklich gegen die Gepiden, daß diese fast völlig aufgerieben wurden und von dem zahlreichen Heer kaum ein Bote der Niederlage am Leben blieb. In dieser Schlacht tötete der Alboin den Kunimund, schlug ihm das Haupt ab und ließ sich daraus einen Trinkbecher machen. Kunimunds Tochter, mit Namen Rosimunda, führte er mit einer großen Menge verschiedenen Alters und Geschlechts gefangen mit sich fort und machte sie zu

seiner Gemahlin; aber, wie sich nachmals zeigte, zu seinem Verderben. Damals machten die Langobarden eine so große Beute, daß sie zum größten Reichtum gelangten. Der Stamm der Gepiden aber kam so herab, daß sie seitdem nicht einmal mehr einen eigenen König hatten, sondern alle, die den Krieg überlebten, unterwarfen sich teils den Langobarden, teils seufzen sie bis auf den heutigen Tag in harter Knechtschaft, da die Avaren im Besitz ihres Landes sind. Alboins Name aber ward weit und breit berühmt.

d) Die Langobarden ziehen nach Italien. (568.)

Nachdem Narses, der oströmische Feldherr-Statthalter, das gesamte Volk der Goten überwunden und vernichtet und dazu eine große Masse Gold und Silber nebst andern reichen Schätzen gesammelt hatte, so widerfuhr ihm von den Römern, für die und gegen deren Feinde er doch sehr tätig gewesen war, große Mißgunst. Sie verleumdeten ihn also bei dem Kaiser Justinus und dessen Gemahlin Sophia und sprachen diese Worte: „Für die Römer war es wahrlich besser, den Goten dienstbar zu sein, als den Griechen, wo Narses befiehlt und uns in drückender Knechtschaft hält. Unser gnädigster Fürst weiß das nicht: entweder aber befreie uns aus jenes Hand, oder sei versichert, wir überliefern die Stadt Rom und uns selbst den Heiden.“ Als das dem Narses zu Ohren kam, erwiderte er ganz kurz die Worte: „Wenn ich mit den Römern schlecht umgegangen sein soll, so will ich es auch schlecht finden.“ Dadurch wurde der Kaiser so heftig gegen Narses aufgebracht, daß er augenblicklich den Longinus nach Italien schickte, um des Narses Stelle zu übernehmen. Narses erschrak über diese Nachricht nicht wenig und fürchtete sich besonders vor der Kaiserin Sophia so sehr, daß er nicht nach Konstantinopel zurückzukehren wagte. Unter anderem habe sie ihm, wie erzählt wird, sagen lassen, sie werde ihn den Mägden im Weibergemach die tägliche Wolle zuteilen lassen. Darauf soll nun Narses das zur Antwort gegeben haben: Er wolle ihr ein Gespinst anfangen, das sie ihre Lebtage nicht mehr werde endigen können. Hierauf zog er sich aus Haß und Furcht nach der Stadt Neapel in Campania zurück und schickte bald nachher Boten an das Volk der Langobarden mit der Aufforderung, sie sollten doch ihre ärmlichen Felder in Pannonien verlassen und sich in den Besitz von Italien setzen, das reich an allen Schätzen sei; zugleich schickte er verschiedene Arten von Obst und andere Erzeugnisse, an denen Italien reich ist, mit,

um dadurch ihre Gemüter noch mehr zur Eroberung des Landes anzureizen. Die Langobarden nahmen freudig die erwünschte Botschaft auf und faßten große Gedanken und Hoffnungen für die Zukunft. Sofort wurden in Italien nachts schreckliche Zeichen sichtbar, feurige Schlachtreihen erschienen am Himmel als Vorbedeutung des vielen Blutes, das bald nachher vergossen ward.

Als Alboin mit den Langobarden gen Italien ziehen wollte, sandte er erst zu seinen alten Freunden, den Sachsen, um Hilfe, um in größerer Anzahl von dem ausgedehnten Land Italien Besitz zu nehmen. Es stießen also auf seinen Wunsch mehr als 20000 sächsische Männer mit Weib und Kind zu ihm, um mit ihm nach Italien zu ziehen. Als die Könige der Franken das hörten, verpflanzten sie Schwaben und andere Völkerschaften in die von den Sachsen geräumten Gegenden.

Jetzt überließ Alboin das eigene Land, nämlich Pannonien, seinen Freunden, den Avaren, unter der Bedingung jedoch, daß, wenn die Langobarden irgend einmal wieder heimzukehren genötigt würden, sie auch ihr altes Land wieder ansprechen könnten. Die Langobarden verließen also Pannonien und zogen mit Weib und Kind und Hab und Gut Italien zu, um es in Besitz zu nehmen. Sie hatten aber 42 Jahre in Pannonien gewohnt und zogen aus im Monat April, am Tage nach dem heiligen Osterfest, das der Berechnung gemäß in jenem Jahr gerade auf den 1. April fiel, nachdem seit der Menschwerdung des Herrn 568 Jahre verflossen waren.

e) Alboins Tod. (572.)

Nachdem Alboin drei Jahre und sechs Monate in Italien regiert hatte, fiel er durch die Anschläge seiner Gemahlin. Die Ursache seiner Ermordung war aber folgende: Als er in Verona länger, als er hätte tun sollen, fröhlich bei einem Gelage saß, den Becher vor sich, den er aus dem Schädel seines Schwiegervaters, des Königs Kunimund, hatte machen lassen, da befahl er, auch der Königin Wein zu reichen, und forderte sie selbst auf, lustig mit ihrem Vater zu trinken. Möge dies keiner für unmöglich halten, ich rede die Wahrheit in Christo, und ich selbst, Paulus, habe diesen Becher gesehen, wie ihn der Fürst Ratchis bei einer festlichen Gelegenheit einst in Händen hielt und ihn seinen Gästen zeigte. Wie nun Rosemunda solches hörte, da regte sich tiefer Schmerz in ihrem Herzen, den sie nicht mehr zu unterdrücken vermochte; und sie glühte von dem Verlangen, durch die Ermordung des Gemahls den Tod des

Vaters zu rächen, und verschwor sich bald darauf mit Helmechis, der des Königs Schildträger und Milchbruder war, zur Ermordung Alboins.

Rosemunda hieß eines Tages, als sich Alboin um Mittag zur Ruhe gelegt hatte, alles im Palast stille sein, schaffte alle Waffen beiseite bis auf des Königs Degen, den sie zu Häupten seines Ruhebettes festband, daß er ihn weder aufheben, noch aus der Scheide ziehen konnte. Dann ließ das unnatürlich grausame Weib den Mörder Helmechis herein. Alboin, plötzlich von seinem Schlummer erwachend, erkannte die Gefahr, die ihm drohte, und griff schnell nach seinem Schwert; aber es war so fest angebunden, daß er es nicht wegreißen konnte. Da nahm er einen Fußschemel und wehrte sich damit einige Zeit. Aber ach! der streitbarste und kühnste Mann vermochte nichts gegen seinen Feind und ward wie ein Schwächling umgebracht, er, der durch die Besiegung so vieler Feinde sich den größten Kriegsruhm erworben hatte, fiel durch die Ränke eines Weibes. Sein Leichnam wurde unter lautem Jammern und Klagen der Langobarden unter den Stufen einer zum Palast hinaufführenden Treppe beigesetzt.

f) Der Heimzug der Sachsen. (572 und 573.)

Die Sachsen, die mit den Langobarden nach Italien gekommen waren, brachen in Gallien ein, schlugen in der Provence bei dem Dorfe Stablo ein Lager, durchzogen das Gebiet der benachbarten Städte, raubten, führten die Einwohner in die Gefangenschaft und verwüsteten alles. Sobald das dem Mummulus, dem Schutzherrn des burgundischen Galliens, zu Ohren kam, überfiel er sie mit seinem Heere, tötete viele von ihnen, und erst die Nacht machte seinem Schlachten ein Ende. Denn er hatte die Sachsen ganz achtlos und nichts von dem, was über sie kam, vermutend gefunden. Am andern Morgen aber ordneten sie ihr Heer und rüsteten sich tapfer zum Streite; indes wurde durch Boten ein Friede vermittelt, sie machten dem Mummulus Geschenke und zogen mit Zurücklassung der Gefangenen und der gesamten Beute nach Italien zurück.

Nach ihrer Rückkehr nach Italien aber beschlossen die Sachsen, abermals gen Gallien zu ziehen und Weib und Kind und ihren gesamten Hausrat mitzunehmen, um bei König Sigispert Aufnahme zu finden, dann unter seinem Beistand in ihr altes Vaterland heimzukehren. Mit Weib und Kind waren diese Sachsen nach Italien gekommen, um sich daselbst niederzulassen.

Aber sie mochten nicht unter den Langobarden stehen; denn diese wollten ihnen nicht nach eigenem Rechte zu leben zugestehen; und darum suchten sie ihre alte Heimat wieder auf. Als sie nun das gallische Gebiet betraten, bildeten sie zwei Haufen, der eine zog über die Stadt Nizza, der andere aber auf demselben Wege, auf dem sie das Jahr zuvor zurückgekommen waren, über Embrun.

Es war aber gerade die Zeit der Ernte, und man hatte dort meistenteils die Ernte noch auf dem Felde unter freiem Himmel, die Einwohner hatten noch nichts unter Dach und Fach gebracht. Da die Sachsen nun hierher kamen, teilten sie die Saaten unter sich, mähten und droschen sie und verzehrten das Getreide, so daß sie nichts davon denen übrig ließen, welche die Äcker bestellt hatten. Als aber die Früchte verzehrt waren und sie an das Ufer der Rhone kamen, um über den Fluß zu setzen und sich in das Reich König Sigisperts zu begeben, trafen sie auf Mummulus an der Spitze eines starken fränkischen Heeres. Und er sprach zu ihnen: „Ihr sollt mir nicht über diesen Fluß gehen. Sehet, ihr habt das Land meines Königs und Herrn verwüstet, die Saaten abgemäht, die Herden geraubt, die Häuser mit Feuer zerstört, die Weinberge und Ölberge vernichtet. Ihr dürft mir nicht herüberkommen, ehe ihr nicht Ersatz denen leistet, die ihr arm gemacht habt. Tut ihr dies nicht, so sollt ihr meinen Händen nicht entrinnen, bis ich mein Schwert über euch, eure Weiber und Kinder geschwungen und Rache genommen habe für das Unrecht, das meinem Könige widerfahren ist.“ Da ergriff jene gewaltige Furcht, und sie gaben viele tausend Goldstücke, um loszukommen. Darauf wurde ihnen erlaubt, über den Fluß zu gehen, und sie kamen nach Arvern. Auf ihrem Wege zu König Sigispert betrogen sie viele, mit denen sie handelten, indem sie ihnen Bronzemünzen gaben, die, ich weiß nicht wie, gefärbt waren, so daß sie den Schein von echtem und erprobtem Golde hatten. Manche wurden, durch diesen Betrug getäuscht, arme Leute, indem sie Goldeswert hingaben und Erz empfingen. Wie sie aber zu König Sigispert kamen, erlaubte er ihnen, nach der Gegend heimzukehren, von der sie vormals ausgezogen waren.

Als sie jedoch ihre Heimat erreicht hatten, fanden sie diese von Schwaben und anderen Völkerschaften, wie ich schon oben berichtet habe, besetzt. Da erhoben sie sich gegen diese und suchten sie auszutreiben und zu vernichten. Jene aber boten ihnen den dritten Teil des Landes an und sprachen: „Wir können zusammen leben und ohne Streit das Land gemeinschaft-

lich bewohnen." Da sich jedoch die Sachsen damit nicht zufrieden gaben, so boten sie ihnen die Hälfte an, endlich zwei Drittel und wollten nur den Rest für sich behalten. Wie jene auch das nicht wollten, so boten sie ihnen außer dem Land auch noch all' ihr Vieh, nur um vom Kriege frei zu bleiben. Aber die Sachsen waren nicht einmal damit zufrieden, sondern wollten Krieg und machten schon vorher unter sich aus, wie sie die Weiber der Schwaben verteilen wollten. Aber es ging nicht so, wie sie meinten. Denn als es zum Treffen kam, wurden Zwanzigtausend von ihnen erschlagen, von den Schwaben fielen nur 480, die übrigen trugen den Sieg davon. Sechstausend Sachsen, die die Schlacht überlebten, gelobten, weder Bart noch Haupthaar zu scheren, bis sie an ihren Feinden, den Schwaben, Rache genommen hätten. Sie begannen den Kampf aufs neue, erlitten aber wieder eine schwere Niederlage und ließen nun den Krieg ruhen.

g) Autharis Brautwerbung.

Der König Authari schickte Gesandte nach Bayern und ließ durch sie um die Tochter König Garibalds für sich werben. Garibald nahm sie freundlich auf und versprach, dem Authari seine Tochter Theudelinda zu geben. Als die Gesandten mit dieser Nachricht zu Authari zurückkamen, so kam ihn das Verlangen an, seine Braut mit eigenen Augen zu sehen. Er suchte sich wenige, aber rüstige Leute und darunter einen ihm ganz treu ergebenen Mann, gleichsam ihr Haupt, unter seinen Langobarden aus und zog mit ihnen alsbald gen Bayern. Als sie nach Gesandtenbrauch vor den König Garibald geführt worden waren und jener, der das Haupt der mit Authari gekommenen Gesandten vorstellte, nach der Begrüßung die gebräuchlichen Worte gesprochen hatte, trat Authari, der von niemand erkannt wurde, näher auf König Garibald zu und sprach: „Mein Gebieter, der König Authari, hat mich eigens darum gesandt, damit ich eure Tochter, seine Braut, die unsere künftige Herrin ist, sehen soll, auf daß ich meinem Herrn sicher berichten kann, wie ihre Gestalt ist." Wie das der König hörte, so ließ er seine Tochter holen, und als nun Authari sie schweigend angeschaut hatte, wie schön sie war, und sie ihm in allem sehr wohl gefiel, so sprach er zu dem Könige: „Da uns die Gestalt deiner Tochter wohlgefällt und wir sie darum zu unserer Königin wünschen, so möchten wir, falls es eurer Herrlichkeit beliebt, einen Becher Weins aus ihrer Hand entgegennehmen, wie sie ihn uns später

reichen wird." Als der König einwilligte, daß es so geschehe, so reichte Theudelinda zuerst jenem den Becher mit Wein, der das Haupt zu sein schien, und hierauf dem Authari, von dem sie nicht wußte, daß er ihr Bräutigam sei. Als dieser getrunken hatte und ihr den Becher zurückgab, so berührte er, ohne daß es jemand bemerkte, ihre Hand mit dem Finger und strich ihr mit seiner Rechten von der Stirne über Nase und Wangen herab. Ganz schamrot erzählte das Theudelinda ihrer Amme; da sagte diese zu ihr: „Wenn dieser Mann nicht selbst der König und dein Bräutigam wäre, so hätte er auf keinen Fall dich zu berühren gewagt. Laß uns aber einstweilen stille sein, damit dein Vater nichts davon erfährt. Denn wahrlich, es ist ein Mann, der es wohl verdiente, König zu sein und mit dir vermählt zu werden." Es blühte aber damals Authari in jugendlichem Mannesalter, war von edler Gestalt, wallendem, hellem Haar und sehr angenehmem Antlitz.

Bald nachher machten sie sich mit königlichem Geleite wieder auf den Weg zurück nach ihrer Heimat und zogen eilig durch das Gebiet der Noriker. Die Provinz Norikum, welche von dem Volk der Bayern bewohnt wird, grenzt aber gegen Morgen an Pannonien, gegen Abend an Schwaben, gegen Mittag an Italien, gegen Mitternacht an die Donau. Als nun Authari in die Nähe der Grenze von Italien gekommen war und die Bayern, die ihm das Geleite gaben, noch um sich hatte, so erhob er sich, so sehr er konnte, auf dem Pferde, das ihn trug, und stieß mit aller Macht die Streitaxt, die er in der Hand hielt, in einen nahestehenden Baum und ließ sie darin stecken und sprach dazu die Worte: „Solche Hiebe führt Authari." Wie er das gesprochen hatte, da erkannten die Bayern, die ihm das Geleite gaben, daß er der König Authari selber sei. — Als nun nach einiger Zeit der König Garibald durch den Anzug der Franken in Not kam, da floh seine Tochter Theudelinda mit ihrem Bruder, der Gundvald hieß, nach Italien und ließ ihrem Verlobten Authari ihre Ankunft melden. Der ging ihr sogleich in stattlichem Aufzuge zur Hochzeit entgegen und traf sie auf dem Sardisfelde oberhalb Verona, wo am fünfzehnten Tage des Wonnemonats unter allgemeinem Jubel das Beilager vollzogen wurde.

h) Perctarit.

Grimuald von Benevent hatte die Herrschaft über das Langobardenreich in Norditalien an sich gerissen. Der junge König

Perctarit war zu den Avaren geflohen. Nachdem er aber auf seine Würde verzichtet hatte, versprach ihm Grimuald Schutz und Unterhalt. Perctarit kehrte nach Pavia zurück. Hier strömten bald große Scharen von Bürgern herbei, um ihn zu sehen und zu grüßen. König Grimuald fürchtete, er möchte, wenn er nicht den Perctarit schnell aus der Welt schaffe, gar bald die Herrschaft und sein Leben verlieren. Grimuald vergaß sein Versprechen, beschloß sogleich den Tod des unschuldigen Perctarit und überlegte, wie er ihn, da es schon spät am Tage war, am andern Morgen ums Leben bringen könnte. Er schickte ihm nun abends mancherlei Speisen, auch treffliche Weine und verschiedene Getränke, um ihn trunken zu machen, damit er in dieser Nacht, aufgelöst vom Trinken und im Wein begraben, nicht an seine Rettung denken könnte. Da war aber einer, der zu dem Gefolge von Perctarits Vater gehört hatte, der steckte, als er dem Perctarit den königlichen Schemel brachte, wie um ihn zu grüßen, seinen Kopf unter den Tisch und flüsterte ihm heimlich zu, daß es der König auf seinen Tod abgesehen habe. Perctarit gab nun augenblicklich dem Mundschenken die Weisung, ihm nichts als etwas Wasser in einer silbernen Schale zu reichen. Und als die, welche ihm die vielerlei Getränke vom König brachten, nach dessen Befehl ihn aufforderten, seine ganze Schale auszutrinken, da sagte er, er wolle sie zu Ehren des Königs leeren, schlürfte aber nur etwas Wasser aus seinem silbernen Kelche. Als nun die Diener dem König berichteten, wie jener mit Begierde trinke, so sprach Grimuald mit froher Miene: „Er trinke nur zu, der Säufer, morgen wird er den nämlichen Wein mit seinem Blut vermischt vergießen."

Perctarit aber ließ den Unulf, seinen Getreuen, schleunig zu sich kommen und tat ihm des Königs Vorhaben kund. Unulf schickte sogleich einen Diener nach seinem Hause, ließ sich Polster bringen und ein Lager neben Perctarits Ruhestatt bereiten. Unverweilt bot nun König Grimuald seine Leute auf, um das Haus, in dem Perctarit schlief, zu bewachen, damit er nicht irgendwie entkommen könne. Da jetzt das Gelage aufgehoben war, und alle sich entfernt hatten bis auf Perctarit, Unulf und den Kämmerer des Perctarit, die ihm durchaus treu waren, so eröffneten diese beiden jenem ihren Plan und beschworen ihn, während Perctarit sich auf die Flucht mache, sollte der Kämmerer so lange als möglich den Glauben zu erwecken suchen, jener ruhe in seinem Schlafgemach. Als er sich damit einverstanden erklärt hatte, legte Unulf seine Polstertücher, sein Bett und ein Bärenfell dem Perctarit auf Rücken und Nacken, trieb

ihn, als wäre er ein Sklave vom Lande, zur Türe hinaus, gab ihm dabei viele Scheltworte, schlug ihn mit einem Stock und hörte nicht auf, ihn zu mißhandeln, so daß er unter den Tritten und Schlägen mehrmals zu Boden stürzte. Als die Leute des Königs, die als Wache aufgestellt waren, den Unulf fragten, was denn das sei, so sprach er: „Dieser nichtsnutzige Sklave hat mir das Bett in die Schlafkammer dieses betrunkenen Perctarit gestellt, der so voll Weins ist, daß er wie tot daliegt. Aber ich bin es nun satt, wie bisher mich nach seiner Torheit zu richten, fortan werde ich, solange mein Herr König lebt, in meinem eigenen Hause bleiben." Wie das jene hörten, so wurden sie, da sie es glaubten, sehr vergnügt, machten Platz und ließen ihn sowie auch den Perctarit, den sie für einen Sklaven hielten und der, um nicht erkannt zu werden, sein Haupt verhüllt hatte, frei abziehen. Als sie fort waren, blieb jener treue Kämmerer, nachdem er sorgfältig die Türe verriegelt hatte, ganz allein im Hause zurück. Unulf aber ließ den Perctarit in der an den Fluß Ticinus stoßenden Ecke an einem Seil von der Mauer hinab und führte ihm soviel Gefährten, wie er konnte, zu. Sie griffen nun Pferde, die sie auf der Weide fanden, auf und gelangten mit ihnen noch in der nämlichen Nacht nach der Stadt Asta, wo sich Perctarits Anhänger, die sich dem Grimuald noch gar nicht unterworfen hatten, befanden. Von hier aus floh Perctarit in höchster Eile nach der Stadt Turin und von da über die Grenze Italiens nach dem Land der Franken. Und also errettete der allmächtige Gott durch seine barmherzige Fügung den Unschuldigen vom Tode und bewahrte zugleich den König, der von Herzen nur das Gute tun wollte, vor Sünde.

Aber König Grimuald meinte, Perctarit schlafe in seiner Wohnung und ließ von da bis nach seinem Palast seine Leute in zwei Reihen aufstellen, damit Perctarit durch ihre Mitte geführt würde und so in keiner Weise entfliehen könnte. Als nun die vom Könige Abgesandten kamen, um den Perctarit nach dem Palast zu rufen, und an die Türe des Gemaches, worin sie ihn schlafend glaubten, klopften, so sprach jener Kämmerer, der innen war, bittend zu ihnen: „Habt Erbarmen mit ihm und lasset ihn noch ein Weilchen ruhen, denn er liegt von seiner Reise erschöpft noch in tiefem Schlafe." Jene beruhigten sich dabei und meldeten dem König, daß Perctarit noch im Schlafe liege. Da sprach Grimuald: „So sehr hat er sich also gestern abend mit Wein angefüllt, daß er gar nicht erwachen kann." Indes befahl er ihnen, sogleich ihn aufzuwecken und nach dem Palast zu bringen. Als sie an die Türe

des Gemaches kamen, worin, wie sie glaubten, Perctarit schliefe, fingen sie an, stärker zu klopfen. Da lag ihnen jener Kämmerer abermals mit Bitten an, sie möchten doch den Perctarit noch ein Weilchen schlafen lassen. Aber sie schrien voller Zorn, der Trunkenbold habe jetzt genug geschlafen, stießen alsbald mit den Füßen die Türe des Gemachs ein und suchten nun drinnen den Perctarit in seinem Bett. Als sie ihn hier nicht finden konnten, vermuteten sie, er befriedige sein natürliches Bedürfnis. Wie sie ihn aber auch da nicht fanden, so fragten sie den Kämmerer, was denn aus Perctarit geworden sei, worauf jener antwortete, er sei entflohen. Da ergriffen sie ihn sogleich an den Haaren und schleppten ihn ganz wütend und unter Schlägen nach dem Palast, führten ihn vor den König und erklärten, er habe um die Flucht Perctarits gewußt und verdiene darum den Tod. Der König aber befahl, ihn los zu lassen und fragte ihn gründlich aus, wie Perctarit entkommen sei. Jener berichtete dem König alles, wie es sich zugetragen hatte. Darauf wandte sich der König an die Umstehenden und fragte sie: „Wie dünket euch um diesen Menschen, der solches getan hat?" Da gaben alle mit einem Munde zur Antwort, er verdiene unter Martern jeglicher Art zu sterben. Aber der König sprach: „Bei dem, der mich hat geboren werden lassen, dieser Mensch, der aus Treue zu seinem Herrn in den Tod zu gehen sich nicht scheute, verdient gut behandelt zu werden." Er nahm ihn sogleich unter seine Kämmerer auf, ermahnte ihn, ihm dieselbe Treue zu bewahren, die er gegen Perctarit bewiesen, und versprach, ihn reichlich zu belohnen. Als hierauf der König fragte, was aus Unulf geworden sei, so ward ihm gemeldet, er habe zu der Kirche des heiligen Erzengels Michael seine Zuflucht genommen. Sofort schickte er nach ihm und versprach ihm aus freien Stücken, es solle ihm kein Leid widerfahren, er solle nur im Vertrauen auf seinen Schutz kommen. Unulf warf sich dem Könige zu Füßen und erzählte auf die Frage des Königs, durch welche Mittel und Wege Perctarit denn habe entkommen können, alles nach der Ordnung. Da lobte der König seine Treue und Klugheit und ließ ihn huldreich im Besitze seines ganzen Vermögens.

Als aber nach einiger Zeit Grimuald den Unulf fragte, ob er sein Leben bei Perctarit zuzubringen wünsche, da antwortete er und beteuerte es mit einem Schwur, er wolle lieber mit Perctarit sterben, als anderswo im höchsten Genusse leben. Darauf fragte der König auch jenen Kämmerer, ob er es vorziehe, bei ihm im Palast zu bleiben oder bei Perctarit in der Fremde zu leben. Als er eine ähnliche Antwort wie Unulf

gab, da nahm der König die Worte beider gütig auf, belobte ihre Treue und hieß den Unulf alles, was er wünsche, aus seinem Hause mit fortzunehmen, seine Sklaven nämlich, seine Rosse und mancherlei Hausrat, und damit ungefährdet zu Perctarit ziehen. In gleicher Weise entließ er auch jenen Kämmerer. Sie nahmen also nach des Königs huldreichem Willen ihre ganze Habe, soviel sie brauchten, und zogen damit unter des Königs Schutz nach dem Lande der Franken zu ihrem geliebten Perctarit.

i) Papst Gregor III. an Karl Martell. (740.)

„Wir schweben in der äußersten Not, und Tag und Nacht rinnen die Tränen aus unsern Augen, da wir täglich sehen müssen, wie die heilige Kirche Gottes verlassen ist von ihren Söhnen, auf die sie ihre Hoffnung auf Rettung gesetzt hatte. Darüber klagen und seufzen wir unausgesetzt schmerzerfüllt, da wir sehen, wie nun das Geringe, was im verflossenen Jahre geblieben war zur Unterstützung und zum Unterhalt der Armen Christi und Bereitung von Licht, im Gebiete von Ravenna jetzt von Liutprand und Hilprand, den Königen der Langobarden, mit Feuer und Schwert vernichtet wird. Und auch hierher in das Gebiet von Rom haben sie mehrfach ihre Heere geschickt und uns ähnlichen Schaden getan und tun es noch; sie haben alle Gehöfte des heiligen Petrus zerstört und von Vieh, was sie fanden, mit fortgeführt. Und von Dir, erlauchter Sohn, zu dem wir unsere Zuflucht genommen haben, ist uns bis jetzt keine Hilfe gekommen. Vielmehr laßt Ihr jene Könige, ohne Einspruch dagegen zu erheben, ihre Heereszüge ausführen, da ihre falsche Darstellung mehr bei Euch gilt, als unsere Wahrheit. Und nun verhöhnen sie uns und sprechen: „Er möge doch kommen, der Karl, den Ihr angerufen habt, samt dem Heere der Franken, mögen sie Euch doch helfen und aus unserer Hand reißen, wenn sie es können!“

Glaube doch, mein Sohn, nicht den falschen Berichten und Ratschlägen dieser Könige; denn es sind laute Lügen, wenn sie Dir schreiben, daß sich die Herzöge von Spoletum und Benevent gegen sie vergangen hätten. Vielmehr verfolgen sie diese Herzöge nur deshalb, weil sie im verflossenen Jahre nicht, wie es jene getan haben, über den Besitz der heiligen Apostel herfallen und das ihnen gehörige Volk berauben wollten, sondern im Gegenteil erklärten, gegen die heilige Kirche Gottes und deren Volk nicht zu streiten. Die beiden Herzöge waren und sind bereit, den Königen nach altem Brauch Gehorsam zu leisten.

Aber diese wollen einen Vorwand haben, sie und uns zu verderben, und berichten Euch Falsches, um die erlauchten Herzöge zu verjagen und ihre eigenen schlechten Leute an ihre Stelle zu setzen, um die Kirche Gottes in noch größere Bedrängnis zu bringen und das Gut des heiligen Petrus an sich zu reißen und sein Volk in die Gefangenschaft abzuführen.

Damit Dir aber die Wahrheit offenbar werde, so sende, allerchristlichster Sohn, einen zuverlässigen Mann hierher, der sich nicht bestechen läßt, auf daß Dein frommer Sinn unsre Verfolgung und die Erniedrigung der Kirche Gottes gleichsam mit eigenen Augen erblicke.

Ich beschwöre Dich bei dem lebendigen und wahrhaftigen Gott und bei den heiligen Schlüsseln vom Grab des heiligen Petrus, die wir Dir zur Anbetung schickten, die Freundschaft der Langobardenkönige nicht über die Liebe zum Fürsten der Apostel zu setzen, sondern uns schleunigst zu erkennen zu geben, wie unsere Hilfe nächst Gott auf Dir beruht, auf daß allen Völkern Euer Glaube und guter Name offenbar werde und wir mit den Propheten (Psalm 20,2) sprechen können: „Der Herr erhöre dich in der Not, der Name des Gottes Jacobs schütze dich."

k) Wie der fränkische Hausmeier Pippin König wird (751), und wie er den römischen Papst empfängt. (754.)

In dieser Zeit ward der erhabene Fürst Pippin mit dem Beirat und der Zustimmung aller Franken, nachdem durch eine Gesandtschaft die Einwilligung des apostolischen Stuhles dazu eingeholt worden war, mit der Königin Bertrada nach altem Brauch durch die Wahl sämtlicher Franken auf den königlichen Stuhl gesetzt. Die Bischöfe erteilten ihm die Weihe, und die Fürsten huldigten ihm. Nachdem das geschehen, brachen die Sachsen im folgenden Jahre abermals die Treue, die sie dem genannten Könige unlängst gelobt hatten, und empörten sich nach ihrer Art abermals gegen ihn. Darüber entbrannte König Pippin in großem Zorn; er bot das ganze Heer der Franken auf, setzte abermals über den Rhein, zog mit großer Macht nach Sachsen, brannte daselbst alles nieder und schleppte Männer und Weiber gefangen mit sich fort, nachdem er große Beute gemacht und gar viele Sachsen umgebracht hatte. Wie die Sachsen solches sahen, wurden sie von Reue bewegt und in ihrer gewöhnlichen Furcht flehten sie die Gnade des Königs an, daß er ihnen Frieden gewähre, sie wollten Treue geloben und noch viel mehr Zins zahlen, als sie zuvor versprochen hatten, und niemals

wieder sich empören. König Pippin kehrte unter Christi Beistand mit großem Triumph wieder an den Rhein zurück nach der Burg, welche Bonn heißt. Der König zog nun durch den Ardenner Wald (eigentlich durch die Eifel) nach dem Hofgut zu Diedenhofen an der Mosel, und wie er daselbst verweilte, erhielt er die Botschaft, daß der Papst Stephan II. in großer Begleitung und mit vielen Geschenken von Rom herkomme, bereits den Jupitersberg (den großen St. Bernhard) überschritten habe und nun zu ihm eile. Als das der König hörte, gab er den Befehl, ihn mit Jubel und Freude und mit der größten Aufmerksamkeit zu empfangen und schickte ihm seinen Sohn Karl entgegen, auf daß er ihn nach dem Hofgute Ponthion geleite. Hier erschien nun der römische Papst Stephan vor dem König, machte diesem und den Franken reiche Geschenke und bat ihn um Hilfe gegen das Volk der Langobarden und deren König Aistulf, auf daß er mit seinem Beistand von den Bedrückungen und der Hinterlist derselben erlöst würde und die Zinszahlungen oder Geschenke, die sie wider alles Recht von den Römern forderten, ein Ende hätten. Da wies König Pippin dem Papst Stephan mit der größten Aufmerksamkeit und Sorgfalt das Kloster des heiligen Märtyrers Dionysius bei der Stadt Paris zur Wohnung über den Winter an. Alsdann schickte er eine Gesandtschaft an Aistulf, den Langobardenkönig, ab, und ließ ihn auffordern, aus Ehrfurcht vor den heiligen Aposteln Petrus und Paulus das Gebiet von Rom nicht mehr feindlich zu betreten und von seinen frevelhaften und gottlosen, wider das hergebrachte Recht streitenden und an die Römer niemals zuvor gestellten Ansprüchen diesem seinem Verlangen gemäß abzustehen.

l) Papst Stephan III. an die Frankenkönige Karl und Karlmann. (Etwa 770.)

„Es ist zu unserer Kunde gekommen, daß der Langobardenkönig Desiderius seine Tochter mit einem von Euch zu vermählen sucht, was eigentlich nicht eine Ehe, sondern eine Verbindung der schlechtesten Art wäre. Was für ein Wahnsinn wäre es, wenn das treffliche Volk der Franken, das alle andern überstrahlt, und Euer erlauchtes königliches Geschlecht durch eine Verbindung mit dem meineidigen und stinkenden Volk der Langobarden verunreinigt werden sollte, das man gar nicht zu den Völkern rechnen kann und von dem die Aussätzigen kommen. Keiner, der bei gesunden Sinnen ist, kann es glauben,

daß so berühmte Könige sich in eine so verwerfliche und abscheuliche Berührung einlassen; denn „was hat das Licht für Gemeinschaft mit der Finsternis? Oder was für ein Teil hat der Gläubige mit dem Ungläubigen?"

Ihr seid beide nach Gottes Willen und Ratschlag und nach der Vorschrift Eures Vaters in rechtmäßiger Ehe mit schönen Gemahlinnen aus einheimischem, fränkischem Geschlecht vermählt, denen Ihr in Liebe zugetan sein müßt. Es ist Euch wahrhaftig nicht erlaubt, sie zu verstoßen und andere Weiber aus fremdem Volk zu nehmen. Denn keiner von Euren Vorfahren, weder Euer Großvater, noch Euer Urgroßvater, noch Euer Vater hat aus fremdem Volk eine Frau genommen; und wer von Euerm erlauchten Geschlechte möchte sich nun, wozu man Euch rät, durch eine Verbindung mit dem abscheulichen Volk der Langobarden verunreinigen? Ihr dürft Euch nicht so vergehen und zu den Weibern, die Ihr geheiratet habt, andere nehmen. Solches tun die Heiden. Ihr aber bedenkt, daß Ihr von dem Stellvertreter Petri mit heiligem Öl gesalbt und geweiht seid. Erinnert Euch auch, wie unser Vorgänger, der selige Papst Stephan, Eurem Vater angelegen hat, seine Gemahlin Berthrada, Eure Mutter, nicht zu verstoßen, und als ein christlicher König hat er auf seine Ermahnungen gehört.

Vergeßt auch nicht, wie Ihr dem heiligen Petrus und seinem Stellvertreter gelobt habt, der Freund unserer Freunde und der Feind unserer Feinde allezeit sein zu wollen. Jetzt aber wollt Ihr damit ganz im Widerspruch, mit unsern Feinden einen Bund schließen; denn das meineidige Volk der Langobarden ist von jeher der Feind der Kirche Gottes gewesen. Wie möget Ihr von dem Weg der Treue gegen die heilige Kirche abgehen, die Ihr sowohl unserem Vorgänger, dem Papst Stephan, als auch uns in Briefen und durch Eure und unsere Gesandten versprochen habt?

Darum ermahnt Euch durch mich der Fürst der Apostel, der heilige Petrus, dem die Schlüssel des Himmelreichs von dem Herrn gegeben sind und die Gewalt zu lösen und zu binden im Himmel und auf Erden, und gleichermaßen beschwören auch wir Euch samt allen Bischöfen, Priestern, Äbten, Mönchen und der ganzen Geistlichkeit, allen Großen und Richtern und dem ganzen Volk dieses Landes, bei dem lebendigen und wahrhaftigen Gott, bei dem furchtbaren Tag des jüngsten Gerichts, bei allen göttlichen Geheimnissen und dem heiligen Leib des Apostels Petrus, daß doch ja keiner von Euch sich mit der Tochter des Königs Desiderius vermähle. Ebensowenig gebet Eure edle und

von Gott geliebte Schwester Gisila dem Sohn des Desiderius zum Weibe. Verstoßt auch nicht Eure Weiber! Bedenket vielmehr, was Ihr dem heiligen Petrus versprochen habt. Erhebet Euch kräftig gegen unsere Feinde, die Langobarden, und zwinget sie, das Eigentum der Kirche Gottes und des römischen Staates herauszugeben. Denn sie übertreten alles, was sie Euch versprochen haben, und bedrängen uns Tag für Tag. Sie denken gar nicht daran, uns etwas herauszugeben, vielmehr fallen sie in unser Gebiet ein. In Gegenwart Eurer Gesandten erkennen sie unsere Gerechtsame zum Schein an, aber noch nie ist etwas zur Ausführung gekommen, und noch nicht das geringste haben wir wirklich erlangen können. Über das alles werden Euch unsere Gesandten die genaueste Auskunft geben.

Diese unsere Ermahnung und Beschwörung haben wir am Grabe des heiligen Petrus niedergelegt, darüber das heilige Meßopfer verrichtet und schicken sie so unter Tränen an Euch ab. Sollte sich einer, was wir nicht wünschen, dagegen zu handeln beikommen lassen, so wisse er, daß er durch die Gewalt meines Herrn, des heiligen Petrus, mit dem Banne belegt, aus dem Reiche Gottes verstoßen und mit dem Teufel und allen Gottlosen den ewigen Gluten der Hölle übergeben werden wird. Wer aber nach dieser unserer Ermahnung tut, den wird der Segen des Herrn unseres Gottes erleuchten und mit allen Heiligen und Auserwählten Gottes wird er Teil haben an den ewigen Freuden des Himmels. Die Gnade des Herrn behüte Eure Hoheit."

III.

Die Zeit der Karolinger.

28. Karl der Große.

a) Pippins Löwenkampf.

Als König Pippin einst hörte, daß die Heerführer ihn heimlich mit Geringschätzung zu schmähen pflegten, befahl er einen Stier, furchtbar durch seine Größe und unbezähmbar an Mut, vorzuführen und einen sehr wilden Löwen gegen ihn loszulassen. Dieser stürzte mit gewaltigem Ungestüm auf ihn los, ergriff den Stier am Nacken und warf ihn zu Boden. Da sagte der König zu den Umstehenden: „Reißt doch den Löwen vom Stiere, oder tötet ihn auf jenem!“ Sie sahen sich untereinander an, ihr Blut erstarrte in den Adern, und entsetzt vermochten sie kaum die Worte hervorzubringen: „Herr, kein Mensch ist auf der Erde, der das zu unternehmen wagte.“ Er aber mit mehr Zuversicht erfüllt, erhob sich von seinem Thron, zog das Schwert und hieb durch den Hals des Löwen den Kopf des Stieres von den Schultern, und das Schwert wieder in die Scheide steckend, setzte er sich auf seinen Thron mit den Worten: „Scheint es euch jetzt wohl so, als könne ich euer Herr sein? Habt ihr nicht gehört, was der kleine David mit jenem Riesen Goliath gemacht hat, oder der noch ganz kleine Alexander mit seinen langen Feldherrn?“ Da fielen sie wie vom Donner getroffen zu Boden und sprachen: „Wer anders als ein Wahnsinniger könnte etwas dawider haben, daß eure Herrlichkeit die Sterblichen beherrsche?“

b) Der eiserne Karl. (773.)

Nach dem Tode des siegreichen Pippin, als wiederum die Langobarden Rom beunruhigten, machte sich der unbezwingliche Karl, obgleich diesseits der Alpen sehr in Anspruch genommen, doch unverdrossen an den Zug nach Italien, und empfing nach einem unblutigen Kriege und durch freiwillige Ergebung die Unterwerfung der Langobarden. Der Sicherheit halber, damit

sie niemals vom Reiche der Franken sich trennten oder irgend die Grenzen des heiligen Petrus verletzten, nahm er die Tochter des Langobardenfürsten Desiderius zur Ehe. (Diese Heirat wurde in Wirklichkeit vor dem Kriege geschlossen.) Da er aber nach nicht langer Zeit dieselbe, weil sie kränklich und zur Fortpflanzung seines Namens untauglich war, nach dem Rate der weisesten Priester wie eine Tote verließ, verbündete der erzürnte Vater sich seine Landsleute durch einen Eid und selbst in den Mauern Pavias sich verschanzend, beschloß er, den unbesiegbaren Karl zu bekriegen. Es hatte sich aber einige Jahre vorher ereignet, daß einer von Karls vornehmsten Fürsten, namens Otker, den Zorn des furchtbaren Kaisers erregt und deshalb zu demselben Desiderius seine Zuflucht genommen hatte. Da sie nun von der Ankunft des furchtbaren Karl hörten, stiegen sie auf einen sehr hohen Turm, von wo sie weit und breit die Ankommenden erblicken konnten. Als der Troß sich zeigte, sprach Desiderius zum Otker: „Ist Karl etwa in dem großen Heere?" Aber er antwortete: „Noch nicht." Als aber jener das Volksheer sah, gesammelt aus dem ganzen weiten Reiche, da sprach er mit Zuversicht zum Otker: „Gewiß zieht Karl siegesstolz mit diesen Truppen." Otker erwiderte: „Auch jetzt noch nicht." Da fing jener an, sich zu ängstigen und zu sagen: „Was werden wir tun, wenn noch mehrere mit ihm kommen?" Otker sprach: „Du wirst schon sehen, wie jener ankommt; was aber aus uns werden soll, das weiß ich nicht." Und siehe, da sie noch sprachen, erschien sein Hausgesinde, das niemals müßige. „Das ist Karl," sagte entsetzt Desiderius. Aber Otker sprach: „Auch jetzt noch nicht." Darauf zeigten sich die Bischöfe und Äbte und Geistlichen, die Kapläne mit ihren Begleitern. Als er die gesehen, stammelte der Fürst, dem Lichte schon feind und und nur nach dem Tode verlangend, mit Mühe noch die Worte: „Laßt uns hinabsteigen und unter der Erde uns verbergen vor dem Zorne eines so furchtbaren Feindes." Otker aber, der des unvergleichlichen Karls Macht und Kriegsrüstung einst kennen gelernt hatte und in besseren Zeiten sehr vertraut damit war, erwiderte voll Bangigkeit: „Wenn du siehst, daß auf den Gefilden ein eisernes Saatfeld starrt, und daß der Padus und der Ticin mit dunkeln, eisenschwarzen Wogen gegen die Mauern der Stadt anschwellen, dann ist Aussicht da, daß Karl kommt." Er hatte noch nicht ausgesprochen, als zuerst gegen West und Nord es anfing sich zu zeigen wie eine finstre Wolke, die den hellsten Tag in furchtbare Schatten hüllt. Aber als der Kaiser allmählich näher kam, glänzte den Belagerten von dem Scheine

der Waffen ein Tag entgegen, der für sie finsterer war als jede Nacht. Da sah man ihn auch selbst, den eisernen Karl, behelmt mit eisernem Helm, mit eisernen Ärmeln bewehrt, die eiserne Brust und die breiten Schultern geschützt durch einen eisernen Harnisch; die Linke trug die hoch aufgerichtete eiserne Lanze, denn die Rechte war immer für den siegreichen Stahl bereit; die Außenseite der Schenkel, welche von anderen, um leichter zu Pferde steigen zu können, ohne Harnisch gelassen zu werden pflegt, war bei ihm mit eisernen Schuppen bedeckt. Die eisernen Beinschienen brauche ich nicht zu erwähnen, denn die waren immer bei dem ganzen Heere gebräuchlich. An seinem Schilde sah man nichts als Eisen. Auch sein Pferd erglänzte eisern an Farbe und Mut. Diese Rüstung hatten alle, die ihm voranzogen, die ihm zur Seite ritten, und alle, die ihm nachfolgten, und überhaupt die ganze Heeresmacht nach Kräften nachgeahmt. Eisen erfüllte die Felder und Wege; die Strahlen der Sonne wurden zurückgeworfen durch den Glanz des Eisens; dem starren Eisen bezeugte das vor Schrecken erstarrte Volk seine Huldigung; das Entsetzen vor dem glänzenden Eisen drang tief unter die Erde. „O, das Eisen! Wehe das Eisen!“ so ertönte das verworrene Geschrei der Einwohner. Durch das Eisen erzitterte die Festigkeit der Mauern, und der Mut der Jünglinge verging vor dem Eisen der Alten. Dies also, was ich, der Stotternde und Zahnlose, nicht wie es sich ziemte, mit trägerem Umschweif weitläufig zu schildern versucht habe, sah der wahrheitsliebende Späher Otker mit raschem Blick und sprach zum Desiderius: „Siehe, da hast du ihn, nach dem du so eifrig geforscht hast.“ Und mit den Worten stürzte er fast leblos zusammen.

c) Der Sachsenkrieg.

Kein Krieg, den das Volk der Franken unternahm, ist mit solcher Ausdauer, Erbitterung und Anstrengung geführt worden, wie der sächsische; denn die Sachsen, die wie fast alle Völkerschaften Deutschlands wild von Natur, dem Götzendienst ergeben und gegen unsere Religion feindselig waren, hielten es für nicht unehrenhaft, göttliches und menschliches Recht zu übertreten und zu schänden. Dazu kamen noch besondere Umstände, die jeden Tag eine Störung des Friedens verursachen konnten: die Grenze zwischen uns und den Sachsen zog sich fast durchaus ohne trennenden Zwischenraum in der Ebene hin, mit Ausnahme weniger Stellen, wo größere Waldungen oder dazwischen-

liegende Bergrücken eine scharfe Grenzlinie bildeten. So wollten Totschlag, Raub und Brandstiftungen auf beiden Seiten kein Ende nehmen. Dadurch wurden die Franken so erbittert, daß sie endlich ihren Schaden nicht mehr bloß heimgeben, sondern es auf offenen Krieg mit ihnen ankommen lassen wollten. Der Krieg wurde also begonnen und von beiden Seiten mit großer Erbitterung, jedoch mehr zum Nachteil der Sachsen als der Franken, dreiunddreißig Jahre lang (772 bis 804) ununterbrochen fortgeführt. Er hätte freilich früher zu Ende gebracht werden können, wenn nicht die Treulosigkeit der Sachsen gewesen wäre. Es ist schwer zu sagen, wie oft sie besiegt waren und flehentlich sich dem Könige unterwarfen, das ihnen Anbefohlene zu leisten versprachen, die ihnen abgeforderten Geiseln ohne Zögern stellten und die zu ihnen geschickten Beamten aufnahmen; waren sie doch einigemale so geschwächt und heruntergebracht, daß sie selbst dem Götzendienst zu entsagen und den christlichen Glauben anzunehmen gelobten. Aber wenn sie einerseits mehrmals bereit waren, dem nachzukommen, so waren sie andererseits jedesmal sogleich eifrig bei der Hand, das Gegenteil zu tun, so daß es schwer zu sagen ist, ob man ihre Geneigtheit zu dem einen oder zu dem andern mit größerem Rechte behaupten darf; denn seitdem der Krieg mit ihnen seinen Anfang nahm, ist kaum ein Jahr verflossen, in dem nicht ein solcher Wechsel mit ihnen vorging. Aber in seinem hohen Sinn und seiner in Glück und Unglück sich gleichbleibenden Beharrlichkeit ließ sich der König durch keinen Wankelmut von ihrer Seite ermüden, noch von dem, was er sich einmal vorgenommen hatte, abbringen. Vielmehr ließ er ihnen niemals ihr treuloses Verhalten ungestraft hingehen, sondern entweder zog er in eigener Person gegen sie zu Felde, oder schickte seine Grafen mit Heeresmacht gegen sie aus, um für ihr Tun Rache und eine gerechte Sühne zu nehmen. Zuletzt, nachdem er alle, die ihm Widerstand geleistet hatten, besiegt und unterjocht hatte, riß er zehntausend Mann mit Weib und Kind von ihren Wohnsitzen auf beiden Ufern der Elbe los und siedelte sie in vielen Abteilungen in verschiedenen Gegenden Deutschlands und Galliens an. Unter dieser Bedingung aber, die vom Könige gestellt, von den Sachsen angenommen ward, nahm der Krieg, der sich so viele Jahre hingezogen hatte, ein Ende: daß sie dem heidnischen Götzendienst und den heimischen Religionsgebräuchen entsagten, die Sakramente des christlichen Glaubens annähmen und mit den Franken zu einem Volke sich verbänden.

In diesem Kriege, durch einen so langen Zeitraum er sich

auch hinzog, kämpfte Karl selbst doch nicht mehr als zweimal in ordentlicher Feldschlacht mit dem Feinde, das erstemal an dem Berge Osneggi (Osning), bei dem Orte, der Theotmelli (Detmold) heißt, das zweitemal an der Hase, und das im Verlauf von einem Monat und wenigen Tagen. (783.) In diesen beiden Schlachten erlitten die Feinde eine solche Niederlage, daß sie den König nicht mehr herauszufordern, und wenn er kam, ihm nur dann Widerstand zu leisten wagten, wenn die Örtlichkeit besonderen Schutz bot. Viele Männer jedoch, vom fränkischen wie sächsischen Adel und die die höchsten Ehrenstellen bekleidet hatten, wurden in diesem Kriege hinweggerafft, der erst im dreiunddreißigsten Jahre ein Ende nahm.

* * *

Zu Anfang des Sommers 782, als es bereits hinlänglich Futter gab, um mit einem Heere ausziehen zu können, beschloß der König, nach Sachsen zu gehen und daselbst, wie alljährlich im Frankenlande zu geschehen pflegte, den Reichstag zu halten. Nachdem er in Köln den Rhein überschritten hatte, rückte er mit dem ganzen Heere der Franken an den Ursprung der Lippe, wo er ein Lager schlug und nicht wenig Tage verweilte. Als er nach Schluß des Reichstags über den Rhein nach Gallien zurückgezogen war, kehrte Widukind, der zu den Nordmannen sich geflüchtet hatte, wieder heim in sein Vaterland und reizte die Sachsen mit eiteln Hoffnungen zum Aufruhr. Unterdessen wurde dem König gemeldet, daß die slavischen Soraben, welche die Ebenen zwischen Elbe und Saale bewohnen, räuberisch ins Gebiet der ihnen benachbarten Thüringer und Sachsen eingebrochen wären und mehrere Orte mit Raub und Brand verwüstet hätten. Sogleich berief er drei seiner Beamten, den Kämmerer Adalgis, den Marschall Geilo und den Pfalzgrafen Worad, und befahl ihnen, mit dem Heerbann der Ostfranken und Sachsen die Vermessenheit der störrischen Slaven möglichst schnell zu bestrafen. Als sie jedoch, den ihnen gewordenen Auftrag auszuführen, in das sächsische Gebiet kamen, hörten sie, daß die Sachsen nach dem Rate Widukunds sich zum Kriege gegen die Franken gerüstet hätten; sie gaben also den Zug gegen die Slaven auf und rückten mit den Ostfranken dahin, wo die Sachsen sich versammelt haben sollten. Schon auf sächsischem Boden begegnete ihnen der Graf Theoderich, ein Anverwandter des Königs, mit den Truppen, die er bei der Nachricht von dem Abfall der Sachsen in der Eile hatte aus Ribuarien zusammenbringen können. Er gab ihnen den Rat, zuerst durch

Kundschafter möglichst rasch in Erfahrung zu bringen, wo die Sachsen seien und was bei ihnen vorgehe, und alsdann, falls die Beschaffenheit des Ortes es zulasse, zu gleicher Zeit sie anzugreifen. Dieser Rat fand Beifall bei ihnen und sie rückten nun mit jenem vereint bis nach dem Berge Suntal (Süntel), auf dessen Nordseite sich die Sachsen gelagert hatten. Nachdem hier der Graf Theoderich sein Lager aufgeschlagen, setzten sie der Verabredung gemäß, um so den Berg leichter umgehen zu können, über die Weser und lagerten sich am Ufer des Flusses. Wie sie sich nun aber untereinander besprachen, fürchteten sie, die Ehre des Sieges möchte dem Theodorich allein zufallen, wenn er in der Schlacht bei ihnen wäre, und beschlossen, ohne ihn mit den Sachsen anzubinden; sie nahmen also die Waffen zur Hand und rückten, als ob sie es nicht mit einem zur Schlacht geordneten Feinde zu tun, sondern Fliehende zu verfolgen und Beute zu machen hätten, so schnell wie jeden sein Roß tragen mochte, auf die Sachsen los, die vor ihrem Lager in Schlachtreihe standen. So schlecht der Anmarsch, so schlecht war auch der Kampf selbst; sobald das Treffen begann, wurden sie von den Sachsen umringt und fast bis auf den letzten Mann niedergehauen. Die, welche davonkamen, flohen nicht in das eigene Lager, von dem sie ausgezogen waren, sondern in das Theoderichs, welches über dem Berg drüben lag. Der Verlust der Franken war noch größer, als es der Zahl nach schien, denn die zwei Sendboten Adalgis und Geilo, vier Grafen, und von andern erlauchten und vornehmen Männern bis zu zwanzig wurden getötet, außer den übrigen, welche ihnen gefolgt waren und lieber mit ihnen sterben als sie überleben wollten. — Als der König die Nachricht von diesem Ereignis erhielt, glaubte er keinen Augenblick zögern zu dürfen; schleunig bot er sein Heer auf und zog nach Sachsen. Hier berief er alle sächsischen Großen vor sich und forschte nach den Rädelsführern der letzten Empörung. Da nun alle den Widukind als den Anstifter angaben, ihn aber nicht ausliefern konnten, weil er nach Ausführung jener Tat zu den Nordmannen sich begeben hatte, so ließ Karl sich von den übrigen, die jenes Rat folgend, die schwere Tat vollbracht hatten, bis zu 4500 ausliefern und sie zu Ferdi (Verden) an der Aller an einem Tage enthaupten. Nachdem er so Rache genommen hatte, begab sich der König nach Diedenhofen ins Winterlager und feierte daselbst wie gewöhnlich Weihnachten und Ostern.

* * *

(Das Kapitular von Paderborn aus dem Jahre 785: Bestimmungen, welche für das Land Sachsen getroffen wurden.)

Erstlich wurde von allen beschlossen, daß die Kirchen Christi, welche in Sachsen erbaut und Gott geweiht sind, keine geringere Ehre haben sollen, sondern eine größere und höhere, als die Heiligtümer der Götzen gehabt hatten.

Wenn einer seine Zuflucht in eine Kirche genommen hat, so soll ihn keiner mit Gewalt aus der Kirche treiben dürfen, sondern er habe Frieden, bis er vor das Gericht gebracht wird; und zur Ehre Gottes und aus Ehrfurcht vor den Heiligen der Kirche soll ihm das Leben geschenkt werden und alle seine Glieder. Er sühne aber seine Sache, so viel wie ihm möglich und ihm gerichtlich auferlegt ist; und so werde er vor den König geführt, und der schicke ihn hin, wo es seiner Gnade gefällt.

Wenn einer gewaltsam in eine Kriche eindringt und in ihr etwas raubt oder stiehlt, oder die Kirche in Brand steckt, so sterbe er des Todes.

Wenn einer das heilige vierzigtägige Fasten aus Mißachtung des Christentums nicht hält und Fleisch ißt, so sterbe er des Todes. Jedoch soll der Priester darüber urteilen, ob ihn nicht etwa die Not dazu gebracht hat, Fleisch zu essen.

Wer einen Bischof oder einen Priester oder Diakonus tötet, soll ebenfalls mit dem Tode bestraft werden.

Wenn einer vom Teufel berückt nach heidnischer Weise glaubt, ein Mann oder eine Frau sei eine Hexe und esse Menschen und sie darum verbrennt, und ihr Fleisch zum Essen gibt, oder es selbst ißt, der soll mit dem Tode bestraft werden.

Wenn einer den Leib eines verstorbenen Menschen nach heidnischem Brauch durch das Feuer verzehren läßt und seine Gebeine zu Asche brennt, soll er mit dem Tode bestraft werden.

Wer hinfort im Volk der Sachsen ungetauft sich verstecken will und zur Taufe zu kommen unterläßt und Heide bleiben will, der soll des Todes sterben.

Wer einen Menschen dem Teufel opfert und ihn nach heidnischer Sitte den bösen Geistern als Opfer darbringt, soll des Todes sterben.

Wenn einer mit Heiden einen Anschlag gegen Christen macht, oder mit jenen in Feindschaft gegen die Christen verharren will, der soll des Todes sterben. Und wer sich gegen den König und das Volk der Christen verschwört, der soll des Todes sterben.

Wer dem Herrn König die Treue bricht, der werde mit dem Tode bestraft.

Wer die Tochter seines Herrn raubt, der soll des Todes sterben.

Wenn einer seinen Herrn oder seine Herrin tötet, so werde er ebenso gestraft.

Wenn aber einer ob solcher todeswürdiger, heimlich begangener Verbrechen aus eigenem Antrieb zu dem Priester flieht, seine Schuld bekennt und Buße tun will, so soll ihm nach dem Zeugnis des Priesters das Leben geschenkt werden.

Zu jeder Kirche sollen die zu ihr gehörigen Gaubewohner einen Hof und zwei Morgen Lands geben, und auf je 120 Menschen, Adlige, Freie und Liten, sollen sie der Kirche einen Knecht und eine Magd zuteilen.

Und so ward mit Christi Segen beschlossen, daß von allem, was an den königlichen Schatz entrichtet wird, als Buße für Friedensbruch oder Banngeld, und von allen Leistungen an den König der zehnte Teil den Kirchen und Priestern gegeben werde.

Ebenso bestimmen wir nach Gottes Gebot, daß alle den Zehnten ihres Vermögens und ihrer Arbeit den Kirchen und Priestern geben: die Adligen, die Freien und die Liten sollen nach dem, was Gott jedem Christenmenschen gegeben hat, ihren Teil Gott darbringen.

An Sonntagen sollen keine Versammlungen und Landsgemeinden gehalten werden, außer im Falle dringender Not oder in Kriegszeit, sondern alle sollen zu der Kirche sich begeben, um das Wort Gottes zu hören und sollen beten und gute Werke tun. Ebenso sollen sie an den hohen Festen Gott und der Kirchengemeinde dienen und weltliche Versammlungen lassen.

Ferner beschloß man auch die Satzung aufzunehmen, daß alle Kinder innerhalb eines Jahres getauft werden sollen. Und wir bestimmen, daß wenn es jemand unterläßt, sein Kind im ersten Jahr zur Taufe darzubringen ohne Wissen oder Erlaubnis des Priesters, der Adlige 120, der Freigeborene 60, der Lite 30 Schillinge an den Schatz entrichten soll.

Wer an Quellen, oder Bäumen, oder in Hainen ein Gelübde tut, oder etwas nach heidnischem Brauch darbringt und zu Ehren der bösen Geister speist, hat, ist er ein Adliger 60, ist er ein Freigeborener 30, ist er ein Lite 15 Schillinge zu entrichten. Vermögen sie aber die Zahlung nicht gleich zu leisten, so sollen sie in den Dienst der Kirche gegeben werden, bis die Schillinge gezahlt sind.

Wir befehlen, daß die Leiber der christlichen Sachsen auf die

Friedhöfe der Kirchen und nicht nach den Grabhügeln der Heiden gebracht werden.

Die heidnischen Priester und Wahrsager befehlen wir den Kirchen und Geistlichen auszuliefern.

Wir verbieten allen Sachsen, auf allgemeinen Volksversammlungen zu tagen, wenn sie nicht unser Sendbote auf unsern Befehl zusammengerufen hat. Sondern jeder Graf soll in seinem Kreise Versammlungen halten und Recht sprechen. Und von den Priestern soll darauf gesehen werden, daß er nicht anders handle.

* * *

Im Jahre 804 brach der Kaiser von Aachen auf und begab sich nach Neumagen. Hier brachte er den Frühling zu und feierte daselbst auch Ostern. Zu Anfang des Sommers kehrte er nach Aachen zurück und schickte ein Heer nach Sachsen ab. Er setzte über den Rhein und hielt die allgemeine Versammlung der Franken zu Lippspring. Von da rückte er durch Sachsen und schlug ein Lager auf an dem Orte, der Holdonstat (Hollenstedt) heißt. Hier erschienen auch die Fürsten der Slaven. Nachdem deren Angelegenheiten beraten und Beschluß darüber gefaßt war, setzte er den Trasiko als König über sie. Von da schickte er Heeresabteilungen durch die verschiedenen Teile Sachsens und riß sowohl das treulose Volk jenseits der Elbe, als die in Wigmoti, welche durch mancherlei böse Anschläge das Volk der Sachsen vom Weg der Wahrheit abgekehrt hatten, von ihren Sitzen los, ließ sie samt Weib und Kind mit Gottes Beistand nach weisem Ratschluß auf verschiedenen Wegen aus Sachsen bringen und verteilte sie, ohne daß sein Heer den geringsten Verlust erlitt, durch Gallien und andere Teile des Reichs.

* * *

Der Kaiser beschloß im Jahre 809, da ihm so viel von den Anmaßungen und dem Übermut des Dänenkönigs Godofrid gemeldet wurde, jenseits der Elbe einen festen Ort zu errichten und eine fränkische Besatzung hineinzulegen. Als er zu diesem Zweck in Gallien und Deutschland Menschen zusammengebracht und sie mit Waffen und, was sonst noch zum Leben nötig ist, ausgerüstet durch Friesland an ihren Bestimmungsort hatte geleiten lassen, wurde Thrasko, der Herzog der Abodriten, in dem Handelsplatz Rerik von Godofrids Leuten hinterlistig umgebracht; der Kaiser aber beauftragte, als der geeignete Platz für den anzulegenden festen Ort gefunden war, den Grafen Egbert mit Ausführung der Sache und hieß ihn über die Elbe

ziehen und den Platz in Besitz nehmen. Es ist dieser an dem Ufer des Flusses Sturia (Stör) gelegen und trägt den Namen Esesfelth (Itzehoe). Um den fünfzehnten März ward er von Egbert und den sächsischen Grafen in Besitz genommen und zu befestigen angefangen.

d) Rolands Tod.

Während Karl unaufhörlich und fast ohne Unterbrechung mit den Sachsen zu kämpfen hatte, zog er, nachdem die Grenze an den geeigneten Plätzen durch Besatzungen gedeckt war, mit möglichst großer Heeresmacht über die Pyrenäen nach Hispanien, wo sich ihm alle Städte und Burgen, die er angriff, unterwarfen, und kehrte dann ohne den geringsten Verlust mit seinem Heere wieder heim (778). Nur in den Pyrenäen selber hatte er auf seinem Rückzuge etwas von der Treulosigkeit der Waskonen zu leiden. Als nämlich das Heer in langem Zuge, wie es die Enge des Ortes erforderte, einher marschierte, so machten die Waskonen, die auf der Höhe des Berges sich in Hinterhalt gelegt hatten — denn die Örtlichkeit ist durch die vielen dichten Wälder der dortigen Gegend sehr zu Hinterhalten geeignet — einen Angriff auf den letzten Teil des Trosses und der ganzen Nachhut, warfen ihn ins Tal hinab und machten in dem Kampf, der nun folgte, alles bis auf den letzten Mann nieder. Das Gepäck raubten sie und zerstreuten sich dann unter dem Schutz der einbrechenden Nacht in höchster Eile nach allen Seiten. Den Waskonen kam bei diesem Strauß die Leichtigkeit ihrer Waffen und die Lage des Kampfplatzes zu statten; die Franken dagegen waren durch das Gewicht ihrer Waffen und die ungünstige Örtlichkeit in allem gegen die Waskonen im Nachteil. In diesem Kampfe fielen Eggihard, des Königs Truchseß, Anshelm, der Pfalzgraf und Hruodland, der Befehlshaber im bretonischen Grenzbezirk, nebst vielen andern. Und dieser Unfall konnte für den Augenblick auch nicht gerochen werden, weil sich der Feind nach Ausführung des Streichs so zerstreute, daß nicht die geringste Spur darauf leitete, in welchem Winkel er zu suchen sei.

e) Die Kaiserkrönung. (800.)

Als Papst Leo zu Rom vom Lateran nach der Kirche des heiligen Laurentius, die „zum Rost" heißt, zur Litanei ritt, fiel er in den ihm von den Römern bei dieser Kirche gelegten

Hinterhalt (799). Er ward vom Pferde heruntergerissen, wie etliche meinten, ihm die Augen ausgestochen, die Zunge abgeschnitten, und er dann nackt und halbtot auf der Straße liegen gelassen. Später brachte man ihn auf Befehl der Anstifter dieser Tat in das Kloster des heiligen Märtyrers Herasmus, um da geheilt zu werden; es gelang jedoch seinem Kämmerer Albinus, ihn bei Nacht an der Mauer herabzulassen, wo er sodann von dem Herzog Winigis von Spoletum, der auf die Kunde solchen Frevels schleunig nach Rom gekommen war, in Empfang genommen und nach Spoletum geführt wurde.

Als König Karl die Nachricht von diesem Vorfall erhielt, gab er Befehl, den römischen Papst als den Stellvertreter des heiligen Petrus mit den höchsten Ehren zu ihm zu geleiten, gab jedoch darum den Zug nach Sachsen, den er sich vorgenommen hatte, nicht auf. Er hielt den Reichstag zu Lippeham am Rhein, setzte dann über diesen Fluß und rückte mit seinem ganzen Heere nach Padrabrunnon, wo er sein Lager aufschlug und den Papst erwartete. Unterdessen schickte er seinen Sohn Karl mit einer Abteilung des Heeres an die Elbe, um einige Angelegenheiten mit den Wilzen und Abodriten abzumachen und einige Sachsen von den Nordliudi (d. s. die Sachsen nördlich der Elbe) in Empfang zu nehmen. Während er dessen Rückkehr abwartete, kam der Papst an, wurde sehr ehrenvoll von ihm empfangen und blieb mehrere Tage bei ihm. Nachdem er ihm sodann alles, warum er gekommen, eröffnet hatte, ward er mit großen Ehren von den Gesandten des Königs, die ihm beigegeben wurden, wieder nach Rom geleitet und in seine Gewalt wieder eingesetzt.

Anfang August nächsten Jahres kam König Karl nach Mainz, wo er den Reichstag hielt und einen Zug nach Italien ansagte. Er zog aus von hier und kam mit seinem Heere nach Ravenna, wo er nicht länger als sieben Tage verweilte und seinen Sohn Pippin mit dem Heere in das Land von Benevent abschickte. Zugleich mit seinem Sohne brach auch er von Ravenna auf und ließ ihn dann in Ankona allein weiter ziehen, während er selbst sich nach Rom begab. Am Tage vor seiner Ankunft daselbst kam ihm Papst Leo in Nomentum entgegen. Er empfing ihn mit großer Ehrfurcht, und sie speisten zusammen. Hierauf ging, während er selbst zurückblieb, der Papst voraus nach der Stadt und erwartete ihn den andern Morgen auf den Stufen der Peterskirche mit den Bischöfen und der ganzen Geistlichkeit. Als er ankam und vom Pferde stieg, empfing er ihn mit Lob und Dank und führte ihn dann unter dem frommen Gesang aller,

Gott rühmend und preisend, in die Kirche ein. Das geschah am 24. November. Sieben Tage später erklärte der König öffentlich in einer Versammlung, die er berief, allen, warum er nach Rom gekommen sei, und bemühte sich nun täglich das auszuführen, was ihn hergerufen hatte. Er begann mit dem wichtigsten und schwierigsten, nämlich der Untersuchung über die dem Papst zur Last gelegten Verbrechen. Da sich jedoch keiner fand, der die Wahrheit dieser Beschuldigungen erhärten wollte, so bestieg Papst Leo vor allem Volk, in der Hand das Evangelium, die Kanzel in der Peterskirche und reinigte sich unter Anrufung der heiligen Dreieinigkeit durch einen Eid von den ihm vorgeworfenen Verbrechen.

Als Karl an dem heiligen Tage der Geburt des Herrn zur Feier der Messe die Peterskirche betreten und vor dem Altar sich zum Gebet geneigt hatte, setzte Papst Leo eine Krone auf sein Haupt unter dem lauten Zuruf des ganzen römischen Volkes: „Dem erhabenen Karl, dem von Gott gekrönten großen und friedebringenden Kaiser der Römer Leben und Sieg!“ Nach diesem Zuruf wurde ihm, wie es bei den alten Kaisern der Brauch war, von dem Papst gehuldigt und er fortan, mit Weglassung des Titels eines Patricius, Kaiser und Augustus genannt. Wenige Tage nachher wurden auf seinen Befehl diejenigen, welche den Papst im vorigen Jahr abgesetzt hatten, vor Gericht geführt und nach der gegen sie angestellten Untersuchung nach römischem Recht als Majestätsverbrecher zum Tode verurteilt. Der Papst legte jedoch milden Sinnes Fürbitte für sie ein bei dem Kaiser, und so wurde ihnen das Leben und Sicherheit des Leibes gewährt; um der Größe ihres Vergehens willen aber wurden sie in die Verbannung geschickt.

f) Des Kaisers Tod. (814.)

Als aber der Kaiser fühlte, daß der Tag der Auflösung nahte — denn er war schon sehr alt geworden —, berief er seinen Sohn Hludowich zu sich mit dem ganzen Heer, den Bischöfen, Äbten, Herzögen, Grafen und Vizegrafen; er hielt mit ihnen eine allgemeine Beratung in der Pfalz zu Aachen friedlich und in Ehren, ermahnte sie, die Treue gegen seinen Sohn zu beweisen, und fragte sie alle, vom Höchsten bis zum Geringsten, ob es ihnen genehm wäre, daß er seinen kaiserlichen Namen auf seinen Sohn Hludowich übertrüge. Jene alle aber antworteten mit freudigem Beifall, das sei Gottes Eingebung.

Hierauf am nächsten Sonntag, den 11. September 813 be-

kleidete er sich mit dem königlichen Schmuck und setzte sich die Krone aufs Haupt; er schritt einher prächtig geziert und geschmückt, wie es sich für ihn ziemte. Dann ging er zur Kirche, die er selbst von Grund aus erbaut hatte, und trat vor den Altar, der an höherer Stelle als die übrigen Altäre errichtet und zu Ehren unseres Herrn Jesus Christus geweiht war; auf diesen ließ er eine goldene Krone, eine andere als die er selbst auf dem Haupte trug, stellen.

Nachdem er und sein Sohn lange gebetet hatten, wandte er sich zu diesem im Beisein der ganzen Menge von Bischöfen und Edlen, ermahnte ihn, vor allem Gott den Allmächtigen zu lieben und zu fürchten, seine Gebote in allen Stücken zu befolgen, die Kirchen Gottes zu leiten und vor allen bösen Menschen zu behüten. Gegen seine Schwestern und Brüder, die jünger wären, gegen seine Neffen und alle übrigen Verwandten befahl er ihm stets unwandelbare Barmherzigkeit zu üben. Ferner solle er die Priester ehren wie Väter, das Volk lieben wie seine Söhne, die hochfahrenden und schlechten Menschen zwingen, den Weg des Heils einzuschlagen, ein Tröster der Klöster und ein Vater der Armen sein. Treue und gottesfürchtige Diener solle er anstellen, welche die ungerechten Gaben (Bestechung) haßten, keinen ohne ausreichenden Grund seiner Ehrenstellen berauben und sich selbst allezeit vor Gott und allem Volk untadelhaft zeigen.

Nachdem er diese und viele andere Worte vor der Menge zu seinem Sohne gesprochen hatte, fragte er ihn, ob er seinen Befehlen gehorsam sein wolle. Dieser aber erwiderte, er werde mit Freuden gehorchen und mit Gottes Hilfe alle Vorschriften, welche ihm der Vater gegeben, treulich beobachten.

Dann aber befahl ihm der Vater, die Krone, welche auf dem Altare lag, mit eigner Hand zu nehmen und sich auf das Haupt zu setzen zur Erinnerung aller Vorschriften, welche ihm der Vater gegeben hatte. Er aber vollzog den Befehl des Vaters.

Hierauf hörten sie die Messe und gingen dann zusammen nach dem Palast. Denn der Sohn unterstützte den Vater auf dem Hinweg und auf dem Rückweg, wie überhaupt solange er beim Vater war.

Wenige Tage darauf beehrte ihn sein Vater mit vielen und reichen Geschenken und entließ ihn nach Aquitanien. Ehe sie sich aber trennten, umarmten und küßten sie sich, und aus Freude über ihre Liebe fingen sie an zu weinen. Jener ging nach Aquitanien, und der Herr Kaiser trug Reich und Namen mit Ehren, wie es sich ziemte.

Nachdem sie sich getrennt, tat der Herr Kaiser nichts anders

mehr, als daß er seine Zeit auf Beten und Werke der Barmherzigkeit verwandte und Bücher verbesserte. Und die vier Evangelien von Christus, nach dem Namen des Matthäus, Marcus, Lucas und Johannes genannt, hatte er am letzten Tage vor seinem Tode mit Beihilfe von Griechen und Syrern aufs beste korrigiert.

Im folgenden Jahre aber, dem sechsundvierzigsten seiner Regierung, im Monat Januar, befiel den Kaiser nach dem Bade das Fieber. Da aber die Krankheit mehrere Tage hindurch sich steigerte, so daß er weder aß noch trank, außer etwas Wasser zur Erfrischung des Körpers, ließ er am siebenten Tage nach dem Beginn der ernstlichen Erkrankung, den ihm eng befreundeten Bischof Hildibald von Köln zu sich kommen, daß er ihm zur Stärkung für den Tod das Sakrament des Blutes und Leibes Christi reichte. Danach litt er noch diesen Tag und die folgende Nacht. Am andern Morgen aber, den 28. Januar 814, da es hell wurde, wohlbewußt dessen, was er tat, streckte er die rechte Hand aus und machte so kräftig, als er vermochte, das Zeichen des heiligen Kreuzes auf die Stirn und bekreuzte die Brust und den ganzen Körper. Zuletzt aber zog er die Füße zusammen, legte Arme und Hände über die Brust, schloß die Augen und sang mit leiser Stimme den Vers: „In deine Hände, Vater, befehle ich meinen Geist." Alsbald darauf verschied er in Frieden, hohen Alters, reich an Jahren; und an demselben Tage wurde sein Körper in der Kirche, welche er selbst in der Pfalz zu Aachen erbaut hatte, bestattet, im zweiundsiebenzigsten Jahre seines Lebens.

g) Karls Begräbnis.

Und Karl ward begraben zu Aachen in der Kirche der heiligen Mutter Gottes, die er selbst erbaut hatte. Sein Leib aber wurde einbalsamiert und auf goldenem Stuhl sitzend im Grabgewölbe bestattet, umgürtet mit goldenem Schwerte, ein goldenes Evangelium auf den Knien in den Händen haltend, die Schultern rückwärts an den Stuhl gelehnt, das Haupt stattlich erhoben und mit goldener Kette das Diadem darauf befestigt. Und im Diadem war ein Stück Holz vom heiligen Kreuz eingelegt. Und sie erfüllten sein Grab mit Wohlgerüchen, Spezereien, Balsam und Moschus und vielen Schätzen in Gold. Sein Leib ward mit kaiserlichen Gewändern bekleidet und mit einem Schweißtuch unter dem Diadem sein Antlitz bedeckt. Ein härenes Kleid, wie er es heimlich immer getragen hatte, wurde ihm um den

Leib gelegt und über den kaiserlichen Gewändern ihm die goldene Pilgertasche umgehängt, die er auf dem Weg nach Rom zu tragen pflegte. Das goldene Zepter und den goldenen Schild, den Papst Leo geweiht hatte, stellte man ihm zu Füßen; hierauf ward sein Grab geschlossen und versiegelt.

Niemand aber kann es berichten, wie groß das Klagen und Trauern um ihn war auf der ganzen Erde, auch bei den Heiden wurde er betrauert als der Vater des Erdkreises. Die größte Trauer aber war bei den Christen und zumal in seinem ganzen Reiche.

h) Karls Erscheinung und Lebensweise.

Karl war von breitem und kräftigem Körperbau, hervorragender Größe, die jedoch das richtige Maß nicht überschritt; denn seine Länge betrug sieben seiner Füße. Der obere Teil seines Kopfes war rund, seine Augen sehr groß und lebendig, die Nase ging etwas über das Mittelmaß, er hatte schöne weiße Haare und ein freundliches, heiteres Gesicht. So bot seine Gestalt, mochte er sitzen oder stehen, eine höchst würdige und stattliche Erscheinung, wiewohl sein Nacken dick und zu kurz, sein Bauch etwas hervortretend scheinen konnte; das Ebenmaß der andern Glieder verdeckte das. Er hatte einen festen Gang, eine durchaus männliche Haltung des Körpers und eine helle Stimme, die jedoch zu der ganzen Gestalt nicht recht passen wollte; seine Gesundheit war gut, außer daß er in den vier Jahren vor seinem Tode häufig von Fiebern ergriffen wurde und zuletzt auch mit einem Fuße hinkte. Aber auch damals folgte er mehr seinem eigenen Gutdünken, als dem Rat der Ärzte, die ihm beinahe verhaßt waren, weil sie ihm rieten, dem Braten, den er zu speisen pflegte, zu entsagen und sich an gesottenes Fleisch zu halten. Beständig übte er sich im Reiten und Jagen, wie es die Sitte seines Volkes war; denn man wird nicht leicht auf Erden ein Volk finden, das sich in dieser Kunst mit den Franken messen könnte. Sehr angenehm waren ihm auch die Dünste der warmen Quellen; er übte seinen Leib fleißig im Schwimmen und verstand das so trefflich, daß es ihm keiner darin zuvor tat. Darum erbaute er sich auch zu Aachen ein Schloß und wohnte in seinen letzten Lebensjahren bis zu seinem Tode beständig darin. Und nicht bloß seine Söhne, sondern auch die Vornehmen und seine Freunde, nicht selten auch die ganze Schar seines Gefolges und seiner

Leibwächter, lud er zum Bade, so daß bisweilen hundert Menschen und darüber zusammen badeten.

Er kleidete sich nach vaterländischer, nämlich fränkischer Weise. Auf dem Leibe trug er ein leinenes Hemd und leinene Unterhosen, darüber ein Wams, das mit seidenen Streifen verbrämt war, und Hosen; sodann bedeckte er die Beine mit Binden und die Füße mit Schuhen und schützte mit einem aus Fischotter und Zobelpelz verfertigten Rock im Winter Schultern und Brust; endlich trug er einen blauen Mantel und beständig das Schwert an der Seite, dessen Griff und Gehenk von Gold und Silber war. Bisweilen trug er auch ein mit Edelsteinen verziertes Schwert, dies jedoch nur bei besonderen Festlichkeiten oder wenn die Gesandten fremder Völker vor ihm erschienen. Ausländische Kleidung jedoch wies er zurück, mochte sie auch noch so schön sein, und ließ sie sich niemals anlegen. Nur zu Rom kleidete er sich einmal nach dem Wunsche des Papstes Adrian und ein zweites Mal auf die Bitte von dessen Nachfolger Leo in die lange Tunika (Hemd) und die Chlamys (loser Mantel) und zog auch römische Schuhe an. Bei festlichen Gelegenheiten schritt er in einem mit Gold durchwirkten Kleide und mit Edelsteinen besetzten Schuhen, den Mantel durch eine goldene Spange zusammengehalten, auf dem Haupte ein aus Gold und Edelsteinen verfertigtes Diadem einher; an andern Tagen unterschied sich seine Kleidung wenig von der gemeinen Volkstracht.

In Speise und Trank war er mäßig, mäßiger jedoch noch im Trank, denn die Trunkenheit verabscheute er an jedem Menschen aufs äußerste, geschweige denn an sich und den Seinigen. Im Essen jedoch konnte er nicht so enthaltsam sein, vielmehr klagte er häufig, daß das Fasten seinem Körper schade. Höchst selten gab er Gastereien und nur bei besonderen, festlichen Gelegenheiten, dann jedoch in zahlreicher Gesellschaft. Auf seine gewöhnliche Tafel ließ er nur vier Gerichte auftragen, außer dem Braten, den ihm die Jäger am Bratspieß zu bringen pflegten und der ihm lieber war als jede andere Speise. Während der Tafel hörte er gerne Musik oder einen Vorleser. Er ließ sich die Geschichten und Taten der Alten vorlesen; auch an den Büchern des heiligen Augustinus hatte er Freude, besonders an denen, die „Vom Staate Gottes" betitelt sind. Im Genuß des Weins und jeglichen Getränks war er so mäßig, daß er über Tisch selten mehr als dreimal trank. Im Sommer nahm er nach dem Mittagessen etwas Obst zu sich und trank einmal, dann legte er Kleider und Schuhe ab,

wie er es bei Nacht tat, und ruhte zwei bis drei Stunden. Nachts unterbrach er den Schlaf vier- oder fünfmal, indem er nicht bloß aufwachte, sondern auch aufstand. Während er sich ankleidete, ließ er nicht allein seine Freunde vor, sondern wenn der Pfalzgraf von einem Rechtsstreite sprach, der nicht ohne seinen Ausspruch entschieden werden könne, so hieß er die streitenden Parteien sofort hereinführen und sprach nach Untersuchung des Falles das Urteil, als säße er auf dem Richterstuhle; und das war nicht das einzige, sondern was es für diesen Tag von Geschäften zu tun und seinen Beamten aufzutragen gab, das besorgte er zu dieser Stunde.

Reich und sicher floß ihm die Rede vom Munde, und was er wollte, konnte er leicht und klar ausdrücken. Es genügte ihm jedoch nicht an seiner Muttersprache, sondern er verwendete auch auf die Erlernung fremder großen Fleiß; im Lateinischen brachte er es so weit, daß er es wie deutsch sprach, das Griechische aber konnte er besser verstehen als selber sprechen. Dabei war er so beredt, daß er fast geschwätzig erscheinen konnte. Die edeln Wissenschaften pflegte er mit großer Liebe, die Meister in denselben schätzte er ungemein und erwies ihnen hohe Ehren. In der Grammatik nahm er Unterricht bei dem Diakonus Petrus von Pisa, einem hochbejahrten Mann, in den übrigen Wissenschaften ließ er sich von dem Diakonus Albinus, mit dem Beinamen Alkuin, unterweisen, einem in allen Fächern gelehrten Mann, der von sächsischem Geschlecht war und aus Britannien stammte. In dessen Gesellschaft wandte er viel Zeit und Mühe auf, um sich in der Rhetorik, Dialektik, vorzüglich aber in der Astronomie zu unterrichten. Er erlernte die Kunst zu rechnen und erforschte mit emsigem Fleiß und großer Wißbegierde den Lauf der Gestirne. Auch zu schreiben versuchte er und pflegte deswegen Tafel und Büchlein im Bett unter dem Kopfkissen mit sich herumzuführen, um in müßigen Stunden seine Hand an die Gestaltung von Buchstaben zu gewöhnen. Indes brachte er es hierin mit seinen Bemühungen nicht weit, da er zu spät angefangen hatte.

Der christlichen Religion, zu der er von Jugend auf angeleitet worden, war er mit Ehrfurcht und frommer Liebe zugetan. Darum erbaute er auch das herrliche Gotteshaus zu Aachen und schmückte es mit Gold und Silber, und mit Leuchtern und mit ehernen Gittern und Türen. Da er die Säulen und den Marmor für die Kirche anderswoher nicht bekommen konnte, ließ er sie aus Rom und Ravenna herbeischaffen. Morgens und abends, auch bei den nächtlichen Horen (Hora = Gebetszeit) und

zur Zeit der Messe besuchte er fleißig die Kirche, wenn es ihm sein Befinden erlaubte; und er ließ es sich sehr angelegen sein, daß alle gottesdienstlichen Verrichtungen mit möglichst großer Würde begangen wurden, und gar häufig ermahnte er die Küster, daß sie nichts Schmutziges oder Ungebührliches in die Kirche bringen oder darin bleiben ließen. Die heiligen Gefäße ließ er aus Gold und Silber anfertigen und sie, sowie die priesterlichen Gewänder, in so großer Anzahl anschaffen, daß nicht einmal die Türsteher, die doch den untersten kirchlichen Grad bilden, beim Gottesdienst in ihrer gewöhnlichen Kleidung zu erscheinen brauchten. Auf die Verbesserung des Lesens und Singens in der Kirche wandte er große Sorgfalt. Denn in beiden Dingen war er sehr unterrichtet, wenn er auch selbst nicht öffentlich las und nur leise und im Chor sang.

i) Karls Sorge für den Gottesdienst und deutsche Bildung.

Der fromme König Karl feierte 787 Ostern zu Rom mit dem apostolischen Herrn zusammen. Und siehe, es entstand während der Osterfeiertage ein Streit zwischen den Sängern der Römer und der Gallier. Die Gallier sagten, sie sängen besser und schöner als die Römer. Die Römer sagten, sie trügen durchaus in der richtigen Weise die Kirchengesänge vor, wie sie es gelehrt worden vom heiligen Papst Gregor, die Gallier aber sängen verdorben und zerstörten den Fluß der Melodie. Dieser Streit kam vor den König Karl. Die Gallier schalten die römischen Sänger sehr aus im Vertrauen auf König Karl. Die Römer aber stützten sich auf ihre hohe Lehre und nannten jene dumm, bäurisch und ungebildet wie die unvernünftigen Tiere, und gaben der Lehre des heiligen Gregor den Vorzug vor ihrer bäurischen Weise. Und als der Streit auf keiner Seite ein Ende nehmen wollte, sprach der fromme Herr König Karl zu seinen Sängern: „Sprechet offen, was ist reiner und was besser, der lebendige Quell oder die ihm entsprungenen weit abfließenden Bäche?“ Da antworteten alle mit einer Stimme, der Quell als der Anfang und Ursprung sei reiner; seine Bäche aber seien um so trüber und um so mehr von Schmutz und Unrat verdorben, je weiter sie davon abfließen. Und es sprach der König Karl: „Kehret zurück zum Quell des heiligen Gregorius, denn es ist offenbar, daß ihr den Kirchengesang verdorben habt.“

Hierauf erbat sich der König Karl vom Papst Adrian Sänger, um durch sie den Gesang im Frankenland verbessern zu lassen.

Jener überließ ihm den Theodor und Benedikt, die gelehrtesten Sänger der römischen Kirche, welche von dem heiligen Gregor unterwiesen worden waren, und dazu gab er ihm die Antiphonarien (Wechselgesänge zwischen Priester und Gemeinde) des heiligen Gregorius, welche dieser selbst in römischer Weise gesetzt hatte. Bei seiner Rückkehr ins Frankenreich aber schickte er den einen Sänger in die Stadt Metz, den andern nach Sueſſionis und befahl den Schulmeistern aus allen Städten des Frankenlandes, ihnen die Antiphonarien zur Verbesserung zu übergeben und von ihnen singen zu lernen. Es wurden also die Antiphonarien der Franken verbessert, die ein jeder verdorben hatte, indem er nach Willkür dazu tat oder wegließ; und alle fränkischen Sänger erlernten die römischen Weisen, welche man jetzt die fränkischen nennt, außer daß die Franken die tremulierenden und zarten, die gebundenen und getrennten Töne im Gesang nicht vollkommen wiedergeben konnten, indem sie mit ihrer natürlich rohen Stimme die Töne nicht sowohl sangen, als in der Kehle zerbrachen. Die Hauptsingschule aber blieb in der Stadt Metz, und wie hoch die römische Schule in der Kunst des Gesangs über der Metzer steht, so hoch steht der Metzer Gesang über den andern gallischen Schulen. Ebenso unterrichteten die genannten römischen Sangmeister die fränkischen in der Kunst Orgel zu spielen. Und ein anderes Mal brachte der König Karl Lehrer der Grammatik und Rechenkunst aus Rom mit sich ins Frankenland und verbreitete das Erlernen der Wissenschaften allenthalben. Denn vor dem König Karl gab man sich in Gallien mit der Erlernung der freien Künste gar nicht ab.

Da Karl sah, wieviel Mangelhaftes in den Gesetzen seines Volkes sei — die Franken haben nämlich zwei Rechte, das salische und das ripuarische, die in manchen Stücken sehr voneinander abweichen — so nahm er sich nach der Annahme des Kaisertitels vor, das Fehlende zu ergänzen, das Abweichende in Übereinstimmung zu bringen und das Verkehrte und Untaugliche zu verbessern. Indessen kam er damit nicht weiter, als daß er wenig Zusätze, und auch diese nicht ganz fertig, zu den Rechtsbüchern machte. Wo das Recht eines der von ihm beherrschten Volksstämme noch nicht geschrieben war, da ließ er es zusammenstellen und schriftlich aufzeichnen (Volksrechte der Sachsen, Thüringer und Friesen). Ebenso ließ er die uralten deutschen Lieder, in denen die Taten und Kriege der alten Könige besungen wurden, aufschreiben, damit sie unvergessen blieben. Auch eine Grammatik seiner Muttersprache begann

er abzufassen. Ferner gab er den Monaten, für welche bei den Franken bis dahin teils lateinische, teils deutsche Namen im Gebrauch gewesen waren, Benennungen aus seiner eigenen Sprache. Und zwar nannte er von den Monaten den Januar Wintarmanoth, den Februar Hornung, den März Lentzinmanoth, den April Ostarmanoth, den Mai Winnemanoth, den Juni Brachmanoth, den Juli Heuvimanoth, den August Aranmanoth, den September Witumanoth, den Oktober Windumemanoth, den November Herbistmanoth, den Dezember Heilagmanoth. Ebenso gab er den zwölf Winden deutsche Namen, während man vorher kaum für vier Winde besondere Benennungen hatte.

k) Die Verordnung Karls des Großen für die königlichen Güter.

(Das Kapitular von 812.)

Wir wünschen, daß unsere Landgüter, die wir zur Besorgung unserer Wirtschaft eingerichtet haben, nur uns allein dienen und nicht anderen Leuten; daß unser Gesinde gut unterhalten werde und durch niemand ins Elend gerate; daß unsere Amtleute sich nicht unterfangen, unser Gesinde zu ihrem Dienste zu gebrauchen, nicht zu Fronden, nicht zum Holzfällen, noch sie andere Arbeiten zu vollbringen zwingen; daß sie keine Geschenke von ihnen annehmen, kein Pferd, keinen Ochsen, keine Kuh, kein Schwein, kein Schaf, kein Ferkel, kein Lamm noch sonst etwas außer Getränk, Hülsenfrüchten, Obst, Hühnern und Eiern.

Wenn unsere Amtleute Arbeiten für uns zu verrichten haben, säen, ackern, ernten, Heu machen oder Wein lesen, so soll ein jeder während der Arbeit an jedem Orte achthaben und dafür sorgen, daß alles gut und vollständig gemacht werde. Ist jedoch der Beamte außer Landes, oder kann er sonst an den Ort nicht kommen, so soll er einen treuen Mann aus unserm Gesinde auslesen oder einen anderen wohlerfahrenen Mann und ihm die Fürsorge für unsere Sachen anvertrauen.

Es sollen unsere Amtleute unsere Weinberge übernehmen, die in ihren Bezirken liegen, sie gut besorgen und den Wein selbst in gute Gefäße tun und sorgfältig darauf achten, daß er in keinerlei Weise Schaden leide. Auch sollen sie von anderen Leuten Wein kaufen, um damit die königlichen Pfalzen zu versorgen. Von unseren Weinbergen sollen sie uns für unsere

Tafel Wein senden. Der Wein, der von unseren Gütern als Zins gegeben wird, soll in unsere Keller geschickt werden.

So viele Landgüter einer in seinem Bezirke hat, so viele Leute soll er dazu bestimmen, die Bienenstände für unsere Wirtschaft zu besorgen.

In unseren Mühlen sollen sie im Verhältnis zur Größe derselben Hühner und Gänse halten, so viel man kann.

Auf den Hauptgütern soll man bei unseren Scheuern nicht weniger als 100 Hühner und mindestens 30 Gänse halten, auf den Hufengütern aber mindestens 50 Hühner und nicht weniger als 12 Gänse. Jeder Amtmann soll Jahr für Jahr reichlich Federvieh und Eier an den Hof liefern.

Ein jeder Amtmann soll achthaben auf das, was er für unseren Tisch zu liefern hat, damit, was er abzuliefern hat, sehr gut ausgeführt und sauber sei.

Wir wünschen, daß alljährlich in der Fastenzeit, am Palmsonntage, nach unserer Verordnung das Geld von unserem Wirtschaftsertrage, nachdem wir die Rechnungen von dem laufenden Jahre durchgesehen haben, eingezahlt werde.

Es ist mit aller Sorgfalt darauf zu achten, daß alles, was die Leute mit ihren Händen verarbeiten oder verfertigen, als Speck, getrocknetes Fleisch, Wurst, eingesalzenes Fleisch, Wein, Essig, Maulbeerwein, Senf, Käse, Butter, Malz, Bier, Met, Honig, Wachs, Mehl mit der größten Reinlichkeit hergestellt und bereitet werde.

Unsere Wälder und Forsten sollen gut in Obacht genommen werden. Wo ein Platz zum Ausroden ist, rode man aus und dulde nicht, daß Felder sich bewalden; und wo Wald sein soll, da dulde man nicht, daß er zu sehr behauen und verwüstet werde. Und unser Wild im Walde sollen sie gut versorgen, desgleichen Falken und Sperber zu unserem Gebrauche hegen, auch den Zins für die Mast sorgsam einfordern. Ferner sollen die Amtleute, wenn sie die Schweine zur Mast in den Wald schicken, oder unsere Meier, oder deren Leute den Zins zu gutem Beispiele zuerst geben, damit alsdann auch die anderen Leute den Zins vollständig zahlen.

Sie sollen auch gemästete Gänse und Hühner zu unserem Gebrauche jederzeit bereit und reichlich vorrätig haben, daß sie an uns geschickt werden können. Wir wollen, daß sie die Hühner und Eier, welche die Knechte und Hörigen abgeben, alljährlich vereinnahmen und, wenn wir ihrer nicht bedürfen, sie verkaufen.

Ein jeder Landmann soll auf unseren Landgütern einzelne

edle Vögel, Pfauen, Fasanen, Enten, Tauben, Rebhühner, Turteltauben, um des Schmuckes willen halten.

Auf jedem Gute sollen innerhalb des Wohnraumes sich befinden: Bettstellen, Pfühle, Federbetten, Bettleinen und Tücher für Tische und Bänke, Gefäße von Kupfer, sowie solche von Blei, Eisen und Holz, Feuerböcke, Ketten, Kesselhaken, Äxte, Beile, Bohrer und alldergleichen Geräte, so daß man nicht nötig hat, sie anderswoher holen zu lassen und zu borgen. Und das Eisenzeug, das man im Kriege braucht, sollen sie in Verwahrsam halten, damit es brauchbar bleibt, und sobald man aus dem Kriege zurückkehrt, soll man es wieder verwahren.

In unsern Weiberhäusern sollen sie die erzeugten Stoffe zur Verarbeitung, und dazu die gehörigen Gerätschaften, austeilen lassen, nämlich Flachs, Wolle, Waid, Scharlach, Krapp, Wollkämme, Kardendisteln, Seife, Gefäße und anderes der Art, was hier notwendig ist.

Ein jeder Amtmann soll in seinem Bezirke gute Handwerker haben, als da sind: Eisenschmiede, Gold- und Silberschmiede, Schuster, Dreher, Zimmerleute, Schildmacher, Fischer, Falkner, Seifensieder, Brauer, die nicht nur Bier, sondern auch Apfel- und Birnenmost und andere Getränke bereiten können, Bäcker, die Semmeln für unsere Wirtschaft zu backen verstehen, Netzemacher, die Netze zu spinnen verstehen zur Jagd, zum Fisch- und Vogelfang, und allerlei andere Handwerker.

Unsere Jäger und Falkner oder die übrigen Ministerialen, die uns in der Pfalz beständig dienen, sollen auf unseren Landgütern gute Auskunft finden in bezug auf das, was wir oder die Königin brieflich befohlen haben, wenn wir sie in unserem Dienst aussandten, oder wenn der Seneschall (Oberster des unfreien Gesindes) oder der Mundschenk (oberster Kellereiverwalter) ihnen auf unser Geheiß etwas aufgetragen hat.

Unsere Kelterpressen auf unseren Gütern sollen in guter Ordnung sein. Auch das sollen die Amtleute im Auge behalten, daß keiner sich herausnehme, unsere Trauben mit den Füßen zu treten wie in den südlichen Ländern, sondern daß alles sauber und anständig verrichtet werde.

Wir wollen, daß die Amtleute das, was sie zu unserem Haushalte gegeben oder an Hofdiensten geleistet und sonst noch geliefert haben, in ein besonderes Rechnungsbuch schreiben, und was sie selbst auf dem Gute verbraucht haben, in ein anderes; und was übrig ist, darüber sollen sie uns eine Berechnung geben. Ein jeder Amtmann liefere uns jedes Jahr zu Weihnachten ein Verzeichnis von all unserem Gute und Ertrage:

Was von Ochsen vorhanden ist, von Hufen, die gepflügt werden sollen, von Acker- und anderen Zinsen, von geschlossenen Vergleichen und Friedensgeld, von dem ohne unsere Erlaubnis in unseren Forsten gefangenen Wild, von Mühlen, von Feldern, von Brücken und Fähren, von Märkten, von Weinbergen, von denen, die Weinzins zahlen, von Heu, von Holzhöfen, von Kien, Schindeln und Bauholz, von Brachland, von Hülsenfrüchten, von Wolle, Flachs und Hanf, von Baumfrüchten, von großen und kleinen Nüssen, von veredelten Bäumen, Gärten, Rübenland und Fischteichen, von Leder, Fellen und Hörnern, von Honig und Wachs, Fett und Seife, Maulbeerwein, Met und Essig, von Bier, jungem und altem Wein, altem und neuem Getreide, von Hühnern, Eiern und Gänsen, von Kisten und Schränken, von Fischern, Schmieden, Schildmachern und Schustern, von Drehern und Sattlern, Schmiedewerkstätten, Eisen- und Bleigruben, von Abgabepflichtigen; und zwar alles getrennt voneinander und wohlgeordnet, damit wir genau erfahren, was und wieviel wir von Gütern aller Art besitzen.

Wir wollen, daß in den Gärten alle Pflanzen gezogen werden, als Lilien, Rosen, Klee, Krauseminze, Salbei, Raute, Beifuß, Gurken, Melonen, Kürbisse, Bohnen, Kümmel, Rosmarin, italienische Kichererbsen, Meerzwiebeln, Siegwurz, Schlangenwurz, Anis, Sonnenblumen, Bärwurz, Lattich, Senf, Kresse, Petersilie, Sellerie, Sadebaum, Dill, Fenchel, Wegwarte, Weißwurz, Pfefferkraut, Wasserkresse, Gartenkresse, Rainfarn, Katzenkraut, Tausendgüldenkraut, Mohn, Mangold, Haselwurz, Malven, Karotten, Pastinak, Kohl, Kohlrabi, Zwiebeln, Porree, Rettiche, Schalotten, Lauch, Knoblauch, Krapp, Kardendisteln, Saubohnen, maurische Erbsen, Koriander, Kerbel, Springwurz.

Von Bäumen aber, so wünschen wir, sollen vorhanden sein: Apfelbäume von verschiedenen Sorten, ebenso Birnbäume und Pflaumenbäume von verschiedener Art, Ebereschen, Mispeln, Kastanien, Pfirsichbäume verschiedener Art, Quitten, Haselnüsse, Mandelbäume, Maulbeerbäume, Lorbeerbäume, Kiefern, Feigen, Nußbäume, Kirschen verschiedener Art. An Apfelsorten wünschen wir: Gosmaringa, Geroldinga, Krevedellen, Spirauken, süße und herbe, alles aber Winteräpfel; daneben solche, die sogleich gegessen werden müssen, frühreife. Von Winterbirnen habe man drei oder vier Arten, süße, Kochbirnen und spätreife.

l) Karl und seine Kinder.

Die Erziehung seiner Kinder richtete er so ein, daß Söhne wie Töchter zuerst in den Wissenschaften unterrichtet wurden,

auf deren Erlernung auch er selbst seinen Fleiß verwandte. Dann mußten die Söhne, sobald es nur das Alter erlaubte, nach der Sitte der Franken reiten, sich in den Waffen und auf der Jagd üben, die Töchter aber sich mit Wollenarbeit abgeben und mit Spinnrocken und Spindel beschäftigen, damit sie sich nicht an Müßiggang gewöhnten; und er ließ sie anleiten zu jeder guten Zucht. Um die Erziehung seiner Söhne und Töchter war er so besorgt, daß er zu Hause niemals ohne sie speiste, nie ohne sie eine Reise machte; seine Söhne ritten ihm zur Seite, seine Töchter aber folgten ihm im hintersten Zuge, und eine Schar von Leibwächtern war zu ihrer Beschützung bestellt. Da sie ungemein schön waren und von ihm aufs zärtlichste geliebt wurden, so ist es sehr zu bewundern, daß er keine von ihnen einem seiner Mannen oder einem Freunde zum Weibe geben wollte; aber er sagte, er könne ohne ihre Gesellschaft nicht leben und behielt alle bis zu seinem Tode bei sich im Hause.

Einhard und Imma.

Einhard, der Erzkaplan und Geheimschreiber Kaiser Karls, ward am königlichen Hofe ob seiner löblichen Dienste von allen geliebt, noch heißer aber liebte ihn des Kaisers Tochter, die Imma hieß und mit dem König der Griechen verlobt war. Von Tag zu Tag wuchs ihre gegenseitige Liebe. Aber die Furcht vor dem Zorn des Kaisers hielt sie ab, die Gefahr einer Zusammenkunft zu wagen. Jedoch heftige Liebe siegte über alles. Denn da der treffliche Mann von unheilbarer Liebe glühte und nicht durch einen Boten dem Ohr der Jungfrau zu nahen wagte, faßte er zuletzt Mut und schlich sich in nächtlicher Weile heimlich zu dem Gemach des Mädchens. Hier klopfte er ganz leise an und wurde eingelassen, da er an die Jungfrau eine Botschaft vom Kaiser zu bestellen haben wollte; aber sobald er mit ihr allein war, wechselten sie trauliche Reden und küßten sich und folgten dem Drang ihrer Liebe. Wie er nun vor Anbruch des Tages in nächtlicher Stille auf dem Wege wieder zurückkehren wollte, den er gekommen war, da merkte er, daß inzwischen wider Vermuten ein starker Schnee gefallen war und wagte nun nicht fortzugehen, um nicht durch seine männlichen Fußtapfen verraten zu werden. Die Angst, die ihnen das Bewußtsein des Geschehenen verursachte, zwang sie alle beide, drinnen zu bleiben. Als sie nun in ihrer Not berieten, was zu tun sei, da kam das schöne Fräulein, welches die Liebe kühn machte, auf den Einfall, sie wollte sich bücken,

ihn auf ihren Rücken nehmen und so noch vor Tag bis in die Nähe seiner Wohnung tragen, hier ihn niedersetzen und dann ihren Fußtapfen folgend wieder zurückgehen.

Die Nacht hatte der Kaiser, wie man glaubt nach einer besonderen göttlichen Schickung, schlaflos zugebracht; in der ersten Dämmerung stand er auf; und als er aus seinem Fenster schaute, sah er, wie seine Tochter unter der Last daherschwankte und kaum gehen konnte, dann, sobald sie ihre Bürde an dem bestimmten Orte abgesetzt hatte, schnellen Schrittes zurückkehrte. Der Kaiser sah sich, von Staunen wie von Schmerz ergriffen, den ganzen Hergang an, beherrschte sich jedoch, da er glaubte, es geschähe das nicht ohne göttliche Fügung, und beobachtete einstweilen Stillschweigen über das, was er gesehen.

Unterdessen fand Einhard, dem das Gewissen schlug, und der wohl wußte, daß die Sache auf keinen Fall seinem Herrn, dem Kaiser, lange verborgen bleiben könne, endlich Rat in seiner Not: er trat vor den Kaiser und bat ihn auf den Knien um seine Entlassung, indem er erklärte, seine vielen und großen Dienste würden nicht, wie sie es verdienten, belohnt. Auf diese Worte hin ließ der Kaiser sich nicht das geringste merken und schwieg lange; hierauf versicherte er ihn, er werde seiner Bitte bald entsprechen, und setzte einen Tag fest, auf den er sogleich seine Räte, die Großen seines Reiches und die übrigen, die ihm selbst nahestanden, zu sich entbot. Als diese glänzende Versammlung seiner Würdenträger sich eingefunden hatte, hub er an, seine kaiserliche Majestät sei schwer beschimpft und mißachtet worden durch die unwürdige Verbindung seiner Tochter mit seinem Schreiber, und er empfinde darüber keinen geringen Zorn. Als die Versammelten ganz erstaunt darob waren, einige wegen der Größe und Neuheit der Sache noch zweifeln wollten, legte sie ihnen der Kaiser deutlicher dar, indem er von Anfang an erzählte, was er mit eigenen Augen gesehen, und forderte sie dann auf, ihm ihren Rat und ihre Meinung darüber kundzugeben. Sie aber waren ganz geteilt in ihren Ansichten und brachten mancherlei harte Strafen gegen den vor, der sich so vergangen. Die einen meinten, ihm gebühre eine Strafe ohne Beispiel, andere, er müsse in die Verbannung geschickt werden, noch andere wollten so oder so gegen ihn verfahren wissen, wie einem jeden in dem Augenblick gerade zu Sinn war. Einige von ihnen indes zeigten sich um so milder, je verständiger sie waren, und nachdem sie sich untereinander besprochen hatten, baten sie den König inständig, er möge die Sache selbst prüfen und nach der ihm von Gott verliehenen Weisheit eine Ent-

scheidung zu treffen geruhen. Wie nun der Kaiser die Gesinnung der einzelnen gegen ihn erwogen und überlegt hatte, welcher von den verschiedenen Meinungen er folgen sollte, sprach er zu ihnen: „Ihr wißt wohl, wie das Menschengeschlecht vielen Zufällen ausgesetzt ist, und wie es sich häufig ereignet, daß Dinge, die einen üblen Anfang genommen haben, doch noch zum Guten ausgeschlagen sind. Darum muß man nicht verzweifeln, sondern auch in dieser Sache, die durch ihre Neuheit und Bedeutsamkeit über unsern Verstand geht, die Gnade der göttlichen Vorsehung erwarten und erbitten, die sich niemals in dem irrt, was sie geschehen läßt, und auch das Übel zum Guten zu leiten weiß. Darum will ich denn auch ob dieser betrübenden Tat über meinen Schreiber keine Strafen verhängen, durch welche die Schande meiner Tochter eher vergrößert als verringert werden würde. Vielmehr halten wir es für würdiger und dem Ruhm unseres Reichs angemessener, es ihrer Jugend zu verzeihen, sie durch eine rechtmäßige Ehe zu verbinden und so eine schimpfliche Sache mit dem Schleier der Ehrbarkeit zu bedecken."

Als der Kaiser so seinen Spruch verkündet hatte, entstand eine große Freude, und die Größe seiner Seele und seine Milde wurden laut gepriesen. Inzwischen wurde Einhard hereingerufen. Als er eintrat, grüßte ihn der Kaiser unerwartet freundlich und sprach zu ihm mit heiterem Gesicht: „Schon neulich ist Eure Klage uns zu Ohren gekommen, daß wir Eure Dienste nicht so, wie es einem Kaiser geziemte, belohnt hätten. Aber um die Wahrheit zu sagen, fällt die Hauptschuld daran auf Eure eigene Nachlässigkeit; denn obwohl ich so viele und schwere Geschäfte allein zu tragen habe, so würde ich doch, hätte ich etwas von Eurem Wunsche früher erfahren, für Eure Dienste Euch gebührend geehrt haben. Indes, um nicht viele Worte zu machen, ich werde Euren Beschwerden durch das köstlichste Geschenk abhelfen. Damit ich Euch auch ferner wie bisher mir treu und wohlgesinnt erfinden möge, will ich Euch meine Tochter in Eure Gewalt und zum Weibe geben, Eure Trägerin nämlich, die schon neulich hochgeschürzt sich willfährig genug zeigte, Euer Joch auf sich zu nehmen." Sofort ward auf des Kaisers Befehl seine Tochter, umgeben von zahlreichem Gefolge, hereingeführt und hocherrötend aus der Hand des Vaters in die Hand Einhards gegeben, samt einer reichen Aussteuer, mehreren Landgütern, vielen goldenen und silbernen Geschenken und kostbaren Gerätschaften. Dem allen fügte noch der allerfrommste Kaiser Ludwig nach dem Tode seines Vaters die Besitzungen Michlenstat und Mulenheim, das jetzt Seligenstat heißt, durch eine Schenkung hinzu.

m) Kaiser Karl in der Schule.

Als der siegreiche Karl nach langer Abwesenheit nach Gallien heimkehrte, ließ er die Knaben vor sich kommen, welche er dem Clemens, einem Mönche aus Irland, anvertraut hatte, und hieß sie ihre Briefe und Gedichte vorzeigen. Da brachten ihm die Knaben von geringerer und niedriger Herkunft die ihrigen über alle Erwartung mit jeglicher Würze der Weisheit gesüßet, die vornehmen aber wiesen ganz leere und unnütze Ware vor. Karl aber, der sehr weise Kaiser, tat nach dem Vorbilde des ewigen Richters; er sonderte die guten Arbeiter aus, stellte sie zu seiner Rechten und redete sie solcher Gestalt an: „Habt vielen Dank, meine Söhne, daß ihr meinen Befehl zu euerm Frommen nach Kräften auszuführen bemüht gewesen seid. Jetzt bestrebt euch, die Vollendung zu erreichen, dann werde ich euch gar herrliche Bistümer und Klöster geben, und ihr werdet immer hochgeehrt in meinen Augen sein." Darauf wandte er sein Angesicht mit großer Strenge zu den links stehenden, erschütterte ihr Gewissen mit flammendem Blick und stieß mit furchtbarem Hohn, mehr donnernd als redend, diese Worte gegen sie aus: „Ihr Hochgeborenen, ihr Fürstensöhne, ihr zierlichen, hübschen Leutchen, die ihr traut auf eure Abkunft und euern Reichtum, meinen Befehl und euern Ruhm hintansetzend, habt ihr die Wissenschaften vernachlässigt und im Wohlleben mit Spiel, Nichtstun und leerem Treiben die Zeit verbracht." Und nach diesem Eingang hob er sein erhabenes Haupt und die nie besiegte Rechte zum Himmel und rief gleich einem Wetterstrahl seinen gewohnten Schwur: „Beim Herrn des Himmels! Ich gebe nicht viel auf euern Adel und euer hübsches Aussehen, wenn auch andere euch deshalb anstaunen mögen; und dessen seid versichert: wenn ihr nicht eiligst eure bisherige Nachlässigkeit durch sorgsame Anstrengung wieder gutmacht, so habt ihr vom Karl nie etwas Gutes zu erwarten!"

n) Karl und seine Höflinge.

König Karl, der rüstigste unter den rüstigen Franken, sagte an einem Festtage nach der Feier der Messe zu den Seinigen: „Um nicht in Müßiggang hinlebend der Trägheit zu verfallen, laßt uns auf die Jagd gehen, bis wir etwas erbeuten, und laßt uns alle in der Kleidung ausziehen, die wir jetzt anhaben." Es war ein kalter Regentag, und Karl selbst hatte einen Schafspelz an. Die übrigen aber gingen, da Festtage waren und sie

von Pavia kamen, wohin eben Venetianer von jenseits des Meeres alle Reichtümer des Ostens gebracht hatten, gekleidet in Häute phönizischer Vögel, mit Seide eingefaßt, dann geziert mit der Hals- und Rückenhaut und den Schwanzfedern der Pfauen und mit tyrischem Purpur oder orangefarbenen Streifen verbrämt, andere in Marder- und Hermelinfelle gehüllt. So durchstreiften sie nun den Wald, und zerfetzt von Baumzweigen und Dornen, vom Regen durchnäßt, auch durch das Blut der Tiere und die frisch abgezogenen Felle beschmutzt, kehrten sie zurück. Da sprach der listige Karl: „Keiner von uns ziehe seinen Pelz aus, bis wir zum Schlafen gehen, damit er auf unserm Leibe besser trocknen könne." Nach diesem Befehle sorgte jeder mehr für seinen Leib als für sein Kleid und suchte sich überall ein Feuer, um sich zu wärmen. Bald aber zurückgerufen, verweilten sie bis tief in die Nacht im Dienste des Herrn. Endlich wurden sie nach Haus entlassen. Und da sie nun anfingen, die feinen Felle oder noch dünneren Seidenstoffe auszuziehen, machten sich die Brüche der Falten und Nähte weithin hörbar, wie wenn man dürres Holz zerbricht, und sie seufzten, jammerten und klagten, daß sie so viel Geld an einem einzigen Tage verloren hätten. Vom Kaiser aber ward ihnen befohlen, sich ihm am nächsten Tage wieder in denselben Pelzen vorzustellen. Das geschah, und da nun alle nicht mehr in schönen Gewändern glänzten, sondern von Lumpen und farbloser Häßlichkeit starrten, sprach der verständige Karl zu seinem Kämmerer: „Nimm jetzt meinen Pelz und reibe ihn mit der Hand, dann bring ihn uns vor Augen." Unversehrt und glänzend weiß wurde er gebracht, und er nahm ihn in die Hand, zeigte ihn allen Anwesenden und sprach: „Oh, ihr törichtsten aller Menschen, welches Pelzwerk ist nun kostbarer und nützlicher, meines hier, das ich für einen Schilling gekauft habe, oder euere da, welche nicht nur Pfunde, sondern viele Talente gekostet haben?" Da schlugen sie die Augen nieder und vermochten nicht, seinen schrecklichen Blick zu ertragen.

29. Ludwig der Fromme.

a) Ludwigs Zug nach Spanien. (810 und 811.)

Im Jahre 810 rüstete König Hludowich wieder zu einem Zuge nach Hispanien. Der Vater hielt ihn aber davon ab, selbst die Leitung des Feldzugs zu übernehmen. Er hatte nämlich um diese Zeit Schiffe gegen die Einfälle der Nordomannen

auf allen Flüssen bauen lassen, welche in das Meer sich ergießen. Die Sorge dafür auf den Flüssen Hrodanus (Rhone) und Garonna übertrug er nun seinem Sohne. Er schickte ihm aber seinen Sendboten Ingobert, der die Abwesenheit des Sohnes ersetzen und statt seiner das Heer gegen die Feinde führen sollte. Während daher der König der angegebenen Ursache wegen in Aquitanien blieb, kam sein Heer glücklich nach Barcinnona (Barcelona) und in einem Rat, den sie untereinander hielten, wie man die Feinde durch einen geheimen Überfall überraschen könnte, entwarfen sie diesen Plan: Sie fertigten Schiffe zum Übersetzen an, zerlegten jedes davon in vier Teile, so daß jedes dieser vier Stücke durch je zwei Pferde oder Maultiere gezogen werden konnte und sie sich durch vorher angefertigte Nägel und Klammern leicht wieder zusammenfügen ließen; durch Pech aber und Wachs und Werg, welche man bereit hatte, sollten, sobald man zum Flusse käme, die Fugen geschlossen werden. So ausgerüstet zog der größte Teil der Mannschaft unter dem genannten Sendboten Ingobert nach Tortosa. Die aber, welche zu jenem Werke bestimmt waren, blieben drei Tage lang in den Wäldern versteckt und lagerten, da sie ohne Zelte waren, unter dem freien Himmel ohne Herdfeuer, damit sie nicht durch den Rauch verraten würden. In der Nacht rückten sie so viel sie konnten vor und setzten am vierten Tage auf den zusammengesetzten Schiffen über den Hiberus (Ebro); die Pferde durchschwammen ihn.

Dieser Plan würde nach ihrem Wunsche einen großen Erfolg gehabt haben, wenn er nicht auf sehr scharfsinnige Weise entdeckt worden wäre. Da nämlich Abaidum, der Herzog von Tortosa, um die unsrigen am Übergang zu verhindern, das Ufer des Hiberus besetzt hatte und jene weiter oberhalb auf die angegebene Art den Fluß überschritten, sah ein Maure, der in den Fluß gegangen war, um sich zu baden, Pferdemist im Wasser treiben. Als er diesen sah, schwamm er hin, nahm den Mist und hielt ihn an die Nase; dann rief er: „Hört, Genossen, ich rate euch, nehmt euch in acht; denn dies ist weder Abgang vom Waldesel noch überhaupt von einem Tier, das an Kräuterweide gewöhnt ist. Das ist Mist von Pferden, früher sicher Gerste, das Futter von Pferden oder Maultieren. Daher paßt sorgfältig auf. Denn in den oberen Gegenden des Flusses werden uns, wie ich sehe, Nachstellungen bereitet." Alsbald bestiegen zwei von den ihrigen die Pferde und begaben sich auf Kundschaft. Als sie die unsrigen gesehen hatten, meldeten sie dies dem Abaidum. Jene aber von Furcht getrieben, ließen

alles, was das Lager in sich faßte, im Stich und ergriffen die Flucht; und die unsrigen bemächtigten sich alles dessen, was zurückgelassen war, und brachten die Nacht in den Zelten der Feinde zu. Am andern Tage aber rückte ihnen Abaidum mit einem gesammelten Heere zur Schlacht entgegen.

Die unsrigen indes, auf Gottes Hilfe vertrauend, obgleich an Zahl weit schwächer als jene, zwangen die Feinde dennoch zur Flucht und erfüllten den Weg der Fliehenden mit vielen Toten; und nicht eher ließen sie ab vom Morden, als bis die Sonne und mit ihr das Tageslicht geschwunden war und Schatten die Erde deckte. Hierauf zogen sie unter Christi Beistand mit großer Freude und vielen Schätzen zu den ihrigen zurück. Und nachdem sie noch lange gemeinsam die Stadt belagert hatten, gingen sie wieder nach Hause.

Im nächsten Jahr beschloß König Hludowich selbst gegen Tortosa zu ziehen. Dort angelangt, bedrängte und zerstörte er die Stadt so durch Mauerböcke, große Steinschleudern, Schutzdächer und andere Belagerungsmaschinen, daß die Bürger die Hoffnung aufgaben und, da sie die ihrigen durch ungünstiges Kriegsgeschick überwältigt sahen, die Schlüssel der Stadt auslieferten. Diese überbrachte Hludowich selbst dem Vater mit vieler Freude. Der Sieg flößte den Sarazenen und Mauren große Furcht vor solchen Taten ein, indem sie besorgten, daß ein ähnliches Schicksal die übrigen Städte treffen möchte. Am vierzigsten Tage, von Anfang der Belagerung gerechnet, verließ der König die Stadt und begab sich in sein Reich zurück.

b) Der Dänenkönig Harald am Hofe Ludwigs zu Ingelheim.

(Taufe.)

Siehe, da kamen geflogen der Schiffe wohl hundert auf Rheines
Fluten, und ihnen gesellt schimmern die Segel so weiß,
Welche mit dänischer Völker Geschenken beladen sich nähern;
Herold, den König, voraus führet das vorderste Schiff.
Nach dir, Hludwich, verlangt er, du hast verdienet die Gaben,
Weil du den kirchlichen Ruhm hebest nach Würden empor.
Und schon nah'n sie dem Ufer und sind zu dem Hafen gekommen;
Dies hat hoch von der Burg Hludwich, der Fromme, bemerkt,
Und läßt Matfrid sogleich mit der Jünglinge Scharen die Männer
Heißen willkommen bei sich, frommer Gesinnungen voll;

Pferd' auch schickt er in Menge, mit Zügeln und Decken versehen,
Daß sie bringen ins Haus Gäste, die nimmer er sah.
Herold nahte sich jetzo, von fränkischem Rosse getragen,
Gattin und alles Gesind' schickt sich zu folgen ihm an.
Jenen mit Freuden empfing im hohen Saale der Kaiser,
Sorgt für Bewirtung und teilt aus an die Gäste das Mahl.
So spricht Herold in Ehrfurcht darauf zum erhabenen König,
Und sein Begehren zuerst schickt er zu melden sich an:
„Welch' ein Grund mich, o Kaiser, zu deinem Palaste geführt hat,
Mich, mein Haus, und dazu sämtliche Freundschaft zumal,
Will ich erzählen, sobald es genehm ist euerer Hoheit,
Und es verkünden geschwind euerem fürstlichen Ohr.
Nämlich mit Treue befolgend gar lange die Satzung der Ahnen,
Hielt ich bis heute gar streng fest an des Volkes Gebrauch.
Meinen Göttern und Göttinnen bracht' ich immer mein Opfer
Dar mit Gebeten und tat ihnen manch frommes Gelübd'.
Denn ich gedachte, mir sollt' ihre Neigung die Reiche der Väter
Schützen, die Leut' und das Land und auch das eigene Haus,
Tilgen den Jammer des Hungers und kräftig mir jeglichen Schaden
Wehren und alles zum Glück wenden den Ihrigen stets.
Doch dein heiliger Ebo, der jüngst Nordmanniens Fluren
Kam zu besuchen, er bringt andere Predigt und Lehr.
Denn er verkündet, der Schöpfer des Himmels, der Erd' und des Meeres
Sei leibhaftiger Gott, Ehre gebühre nur ihm.
Jegliches andere Werk von Metall, das Hände gefertigt,
Heißet der Bischof allein Götzen und eiteles Nichts.
Solch einen Glauben, o Kaiser, sagt Ebo, der gütige heil'ge
Bischof mit eigenem Mund, trageſt du selbst in der Brust.
Durch sein Vorbild erleuchtet und seine so würdigen Worte,
Glaub' ich wahrhaftig an Gott, achte die Götzen für nichts.
Deshalb bin ich zu Schiff in deine Gebiete geeilet,
Daß an dem Glauben ich teilnehme, der dich auch beseelt."
Hierauf der Kaiser: „Ich will dir vollkommen, o Herold, erfüllen,
Was du so herzlich begehrst, dankend dem Herren dafür.
Durch sein Walten begehrst du, so lange der Schlange Befehlen
Dienend, der Religion Christi mit Demut zu nahn.
Machet, der Kaiser befiehlt's, voll Eifer helfe nun jeder,
Machet nach Brauche bereit würdig die Gaben der Tauf',
Weiße Gewänder, so wie sich gebühret für Christen zu tragen,
Hierzu Wasser des Quells, Salböl der Firmelung auch."
Als dies alles geschehen und richtig die Feier bereitet,
Eilet der Kaiser, mit ihm Herold, ins heilige Haus.

Hludwich zur Ehre des Herrn hob Herold selbst aus den Wellen,
Schmückt auch mit weißem Gewand ihn mit der eigenen Hand.
Herolds Gattin jedoch hebt Judith, die Fürstin, voll Anmut
Aus dem geheiligten Born, schmückt sie mit festlichem Kleid.
Dann zog Kaiser Hluthar, des erhabenen Hludowich Sprößling,
Herolds eigenen Sohn auch aus der Quelle hervor.
Gleiches auch leisten den Fürsten, den glänzenden, Freunde des Kaisers,
Und die noch übrige Meng' hob aus der Taufe den Rest.
Welch eine Schar, Du gewaltiger Hludowich, führst Du zum Herrn,
Wie steigt durch Dein Bemühn Christo der Weihrauch empor!

(Jagd.)

Bald schon nahte der morgende Tag mit der frühesten Röte,
Scheuchend vom Pol das Gestirn, wärmend die sonnige Flur.
Da macht auf sich der Kaiser zur Jagd mit den Franken wie Brauch ist,
Und daß Herold mit ihm gehet, erläßt er Befehl.
Unfern liegt ein Wert[1]) von den Fluten des Rheines umgeben,
Frisch grünt Rasen darauf und auch der schattige Wald.
Drinnen lebt' viel wildes Getier der verschiedensten Gattung,
Und im Forste zerstreut lagen die Rudel bequem.
Diesen erfüllten zur Linken und Rechten die Haufen der Jäger,
Und eine mächtige Schar Hunde mit ihnen zugleich.
Über die Flur hin jagte der Kaiser auf flüchtigem Rosse,
Wito, mit Pfeilen versehen, reitet begleitend mit ihm.
Zahlreich toset die Schar der Männer und Knappen im Walde,
Hluthar mit ihnen zu Pferd stürmet im Trabe vorauf.
Und auch die Dänen sind dort, nicht fehlet Herold, der Gastfreund,
Welcher das Jagen zu sehn ebenso fröhlich erscheint.
Judith, die fromm' und schöne Gemahlin des Kaisers, besteiget
Jetzo den Zelter, geschmückt, wunderbar herrlich zu schaun.
Und bei der Herrin ziehen vorüber die mächtigsten Fürsten,
Hierauf der Großen Gefolg', ehrend den Kaiser so fromm.
Und schon hallen des Forstes Reviere vom Bellen der Hunde,
Jagdruf tönet von hier, dorten des Hornes Signal.
Auf springt Wildpret, fliehend dahin durch struppige Dornen;
Nicht bringt Rettung die Flucht, auch nicht Wasser und Wald.
Mitten im Rudel der Hirsche verendet getroffen der Schaufler,
Trotz der Hauer ereilt selber den Eber der Spieß.

[1]) Wert = Werder, Flußinsel.

Fröhlich erleget der Kaiser gar manches Getier in dem Walde,
Selbst mit der eigenen Hand trifft er es sicheren Wurfs.
Hluthar, der Schnelle, von blühendem Alter und trauend der Jugend,
Trifft mit der tapfern Hand grimmige Bären in Meng'.
Zahlreich bringet zerstreut auf offener Wiese der Männer
Übrige Schar des Getiers mancherlei Arten den Tod.
Aber ein Hirschkalb flieht vor der feindlichen Meute der Hunde
Hin im schattigen Hain, springend durch dichtes Gebüsch.
Siehe, vorüber am Ort, wo der Großen Gefolg' und die Kais'rin
Judith weilet und Karl selber, ihr Knabe dazu,
Stürzt es; im flüchtigen Fuße beruht sein einziges Hoffen,
Bringt nicht Rettung die Flucht, wehe, so droht ihm der Tod.
Kaum hat's Karl nun, der Knabe, erblickt, sieh' da, wie der Vater
Will er es jagen; ein Roß fordert sein dringendes Flehen.
Lebhaft ruft er nach Waffen, nach Bogen und schnellen Geschossen,
Will mit Gewalt hinterdrein, wie er's vom Vater gesehn.
Legt sich auf Bitten und Flehen, allein ihm gebietet die schöne
Mutter zu bleiben und gibt seinem Verlangen nicht nach.
Hielt' ihn der Lehrer, die Mutter nicht fest, wie eifrig er los will,
Liefe nach Kindermanier vorwärts zu Fuße das Kind.
Aber die Jünglinge folgen geschwind und ergreifen das flücht'ge
Wild, das lebend sodann wird zu dem Knaben gebracht.
Der nimmt Waffen zur Hand, so zarter Jugend sich eignend,
Und es verwundet des Tieres mächtigen Rücken der Knab'.
Diesen umgibt nun die Zierde der Pagen und dränget sich an ihm,
Der mit des Vaters Gemüt einet den Namen des Ahns,
Wie auf delischen Höhen Apoll hinschreitet im Glanze,
Und der Mutter erregt mächtige Freud' in der Brust.
Doch der Vater, der herrliche Kaiser, und sämtliche Mannschaft
Sehnt sich, erschöpft von der Jagd, nach einem gastlichen Dach.
Aber inmitten des Forsts hat Judith ein grünendes Mooshaus
Fertig gebaut mit Bedacht und es zur Laube gedeckt
Mit Flechtruten des Busches und häufig geschorenem Buchsbaum.
Laken umhüllen den Bau, darüber ist Linnen gespannt.
Und auf grünendem Rasen der Wiese bereitet sie selber
Hludwich, dem Frommen, den Sitz, ordnet das Mahl ihm darauf.
Nieder läßt sich der Kaiser, nachdem er die Hände gewaschen,
Und sein schönes Gemahl auf dem vergoldeten Pfühl.
Hluthar, der Schöne, daneben auch Herold, der teuere Gastfreund,
Sitzen am Tische vereint, wie es der König befahl.
Rings ist die übrige Meng' auf blumigem Boden gelagert,
Und den ermüdeten Leib pflegt man im schattigen Hain.

Jünglinge tragen dann auf von dem Wilde die fetteſten Braten,
Wildpret jeglicher Art kommt zu dem fürſtlichen Schmaus.
Hunger verſcheuchet das Mahl, zu den Lippen erhebt ſich der Becher,
Und es vertreibet den Durſt ſchleunig der edele Trank.
Bald vom herrlichen Wein ſind fröhlich die tapferen Herzen,
Heiter ins fürſtliche Haus kehren die Männer zurück.
Dann zum Palaſte gekommen, erquicken das Herz ſie mit Weine,
Bis zu der Veſper es Zeit, die man des Abends begeht.
Als nun auch dieſe vollbracht nach Gebrauch gar würdig mit Ehrfurcht,
Geht in das fürſtliche Haus jeglicher wieder zurück.
Siehe, da kommet der Jünglinge Schar mit den Gaben des Weidwerks,
Strömend in Menge, damit halte die Jagdſchau der Fürſt.
Mächt'ge Geweihe von Hirſchen zu Tauſenden, und auch der Bären
Rücken und Haupt im Triumph bringen herbei ſie geſchleppt.
Bringen auch Eber mit borſtigen Leibern in reichlicher Anzahl,
Rehe wie Damwild auch tragen die Pagen herbei.
Unter die Diener verteilet der Fromme wie früher die Beute,
Und auch der Klerus erhält manches gar treffliche Stück.

(Huldigung.)

Herold indeſſen, der Gaſt, der ſchon ſo großes geſchaut hat,
Sinnet und denkt in der Bruſt mancherlei Pläne ſich aus.
Sieht, wie der König regiert, und ſtaunt, wie das Reich und der Glaube
Und die Verehrung des Herrn wirken nach Regel und Maß.
Endlich vertreibt er jedoch aus dem Herzen die bange Bewegung,
Und er ergreift den Entſchluß, den ihm verliehen der Herr.
Siehe, von Glauben erfüllt ſpricht alſo derſelbe zum König,
Kommend aus eigener Wahl fällt er zu Füßen vor ihm:
„Mächtiger Kaiſer, Verehrer des Herrn und Gebieter der Deinen,
Welche der waltende Gott Dir hat, Du Hoher, vertraut.
Selber erfand ich Dich edel, geduldig und tapfer und gnädig,
Kundig der Waffen und mild, wie Dir verliehen der Herr,
Reich in der Füll' an Schätzen, ein Spender der darbenden Armut,
Biſt Du gnädig und ſanft jedem, der unter Dir ſteht.
Kaiſer, ich weiß, Dir wurde beſchert der Tugenden Ausfluß,
Reichlich von himmliſchem Tau wird Dir erquicket das Herz.

Sieh', Dein gewinnendes Wort hat gebeugt mir den Nacken in Chriſti
Joch, und dem ewigen Brand meiner Altäre entrückt,
Hat mich aus übelem Wahne befreit und das Haus, das mir dienet,
Und mir erfüllet das Herz mit dem lebendigen Quell.
Siehe, mit vielen Geſchenken erfreuet, dazu noch mit Waffen,
Voll von dem Gotte die Bruſt, ſchwelget in Reichtum der Leib.
Nur wer brennet in Liebe zum Herrn, kann ſolches vollbringen,
Der unfreundlichem Volk ſolche Geſchenke gebracht.
Selber nun glaub' ich, Du ſei'ſt auf Erden das Haupt aller Guten,
Deine Krone mit Recht tragend im chriſtlichen Reich.
Wie vor dem Namen des Herrn mir zurückſtehn ſämtliche Götzen,
So Dein Name mir gilt höher denn andere Gewalt.
Möge der mächtige Ruhm der vergangenen Zeiten verſinken,
Da Dein Reich nun erblüht unter der Hilfe des Herrn.
Möchte ſich einer vielleicht Dir vergleichen an Macht und an Kriegsruhm,
Alle beſiegſt Du ſie doch glänzend durch Liebe zu Gott.
Aber was fang' ich nun an? was hält mich das eigene Wort auf,
Der ich das größeſte will ſagen in Reden ſo kurz?"
Drauf mit verſchlungenen Händen ergibt er von ſelber dem König
Sich mit dem Reiche zugleich, welches ihm eigen gehört:
„Nimm denn, Kaiſer," ſo ſprach er, „mich hin und das Reich, das mir dienet,
Deinen Dienſten mich weih'n will ich aus eignem Entſchluß."
Aber es legt' ſeine Händ' in die eigenen Hände der Kaiſer,
Und mit dem fränkiſchen Reich eint ſich das däniſche fromm.
Feierlich gibt ihm der Kaiſer darauf nach der fränkiſchen alten Sitte das Roß und zugleich Waffen, ſo wie ſich gebührt.
Wiederum ſteiget empor im Glanz erneuert ein Feſttag,
Leuchtend zur Feier gar hell Franken und Dänen vereint.
Herold, jetzt ſein Getreuer, erhält indeſſen vom Kaiſer
Reichliche Gaben, worauf ſinnet ſein friedlich Gemüt.
Und er verleiht ihm Güter, des Reiches Marken benachbart,
Auch weinbringendes Land, und noch verſchiedenes Gut.
Daß er auch ordne den Dienſt des göttlichen Amtes nach Würden,
Schenkt ihm der Kaiſer voll Macht vielerlei Arten Gerät,
Gibt auch Kleidungen her, die beſtimmt für die heiligen Orden,
Gibt ihm Prieſter, dazu Bücher für kirchlichen Dienſt,
Sendet ihm Mönche dahin voll Erbarmen, die ſelbſt ſich erboten,
Daß ſie zum himmliſchen Reich führen die Völker zurück.

Und die Gaben, wie viel und wie groß zum Besitz er ihm schenket,
Eilen dem Denken voraus und übertreffen das Wort. —
Aber die Meister zur See, die bedacht, was dem Meer sie vertrauen,
Laden mit Schätzen den Kahn und mit des Königes Speis'.
Und schon rufen das Segel die Lüfte, die Zögernden heißet
Eilen der Wind und die Zeit schrecklicher Stürme, die naht.
Endlich, als nun die Schiffe beladen, die Segel gespannt sind,
Schreitet entlassen zum Schiff Herold im fürstlichen Pomp.
Aber der Sohn und der Neffe des Königs bleiben am Hofe,
Leistend dem Kaiser die Wacht, lebend nach fränkischer Art.
Herold mit allerlei Speise versehen, mit Waffen beschenket,
Reist durch flutende See heim zu dem eigenen Reich.
Solchen Gewinst erwirbst Du dem mächtigen Herrn, o Hludwich,
Und mit dem eigenen Reich einst Du das ruhmvolle Land.

c) Das Lügenfeld. (833.)

Der dem menschlichen Geschlecht und dem Frieden feindliche Teufel ließ dem Kaiser keine Ruhe, sondern reizte die Söhne desselben durch die Kunstgriffe seiner Diener, indem er sie glauben machte, daß der Vater selbst sie verderben wollte; und sie bedachten nicht, daß der, welcher gegen alle Fremden so mild wäre, gegen die Seinigen nicht grausam sein könnte. Aber weil böse Gesellschaft gute Sitten verdirbt und der weiche Wassertropfen selbst den harten Stein durch häufiges Treffen aushöhlt, brachten sie es endlich so weit, daß die Söhne des Kaisers mit so viel Mannschaft, als sie konnten, sich vereinten und den Papst Gregor herbeiriefen unter dem Schein, als ob er allein die Söhne mit dem Vater aussöhnen müsse und könne. Die wahre Absicht jedoch offenbarte sich später. Von der andern Seite kam darauf der Kaiser mit starker Macht im Monat Mai nach Warmatia und überlegte hier lange, was zu tun wäre. Zuerst schickte er Gesandte, den Bischof Bernhard und andere, an seine Söhne und ermahnte sie, zu ihm zurückzukehren. Aber auch an den Papst des römischen Stuhles wandte er sich mit der Frage: wenn er nach der Sitte seiner Vorgänger erschienen wäre, warum er dann so lange zögere, zu ihm zu kommen? Als aber das überall verbreitete Gerücht neben anderm vom römischen Papste sagte — was sich wirklich so verhielt — daß er deswegen anwesend wäre, um sowohl den Kaiser als die Bischöfe in die Bande der Exkommunikation zu schlagen, wenn man ihm und den Söhnen des Kaisers nicht nach ihrem Willen

Folge leisten wolle, gingen die Bischöfe des Kaisers in kühner Anmaßung etwas zu weit, indem sie erklärten, daß sie sich in keiner Weise seinem Ansehen unterordnen wollten, sondern wenn er gekommen wäre, um sie zu bannen, so möge er nur als selbst Gebannter wieder fortgehen. Endlich am Feste des heiligen Vorgängers Christi, Johannes, gelangte man an den Ort, welcher von dem, was sich daselbst ereignet hat, mit ewiger Schmach des Namens gezeichnet ist, indem er das Lügenfeld heißt. Da nämlich diejenigen, welche dem Kaiser Treue gelobt hatten, wortbrüchig wurden, blieb der Ort, wo sich dies zutrug, mit seinem Namen Zeuge jener Nichtswürdigkeit.

Als sie aber nicht weit von da zur Schlacht gerüstet mit ihren Heeren hielten, und alles glaubte, daß man bald zu den Waffen greifen werde, wurde dem Kaiser gemeldet, daß der römische Papst nahe. Bei seiner Ankunft empfing ihn der Kaiser an der Spitze seines Heeres, freilich weniger ehrenvoll als sich gebührte, indem er ihm schuld gab, daß er sich selbst solchen Empfang bereitet habe, da er auf so ungewöhnliche Art zu ihm komme. Darauf aber in sein Zelt geführt, zeigte der Papst unter vielen Beteuerungen, daß er die so große Reise keines andern Grundes wegen unternommen habe, als weil es geheißen, daß der Kaiser in unversöhnlicher Zwietracht mit seinen Söhnen lebe, und er habe daher nach beiden Seiten hin nur Frieden stiften wollen. Er hörte nun auch, was der Kaiser seinerseits vorbrachte, und blieb mit ihm mehrere Tage zusammen. Vom Kaiser aber an seine Söhne zurückgesendet, den gegenseitigen Frieden herzustellen, erhielt er — da inzwischen fast alles Volk teils durch Geschenke bewogen, teils durch Versprechungen verlockt oder durch Drohungen eingeschüchtert, zu ihnen und ihrem Anhange in großen Massen wie ein Bergstrom abfloß — die Erlaubnis nicht mehr, wie ihm früher befohlen war, zum Kaiser zurückzukehren. Indem so die Truppen auf jener Seite sich mehrten und beim Kaiser immer mehr abnahmen, stieg der Abfall von Tag zu Tag so, daß am Tage des heiligen Paulus das Volk, um den Söhnen zu schmeicheln, einen Angriff auf den Kaiser zu machen drohte. Da der Kaiser unfähig war, ihnen kräftigen Widerstand zu leisten, ließ er seinen Söhnen sagen, sie sollten ihn nicht der Wut des Volkes preisgeben.

Sie erwiderten ihm darauf, er möge das Lager verlassen und zu ihnen kommen, sie würden ihm sogleich entgegengehen. Als sie sich gegenseitig trafen, ermahnte der Vater die Söhne, welche von den Pferden abgestiegen waren und zu ihm herantraten, daß sie ihres Wortes eingedenk, ihm, seiner Gemahlin

und seinem Sohne, was sie einst versprochen hätten, unverletzt halten sollten. Nachdem sie zusagend geantwortet hatten, küßte er sie und folgte ihnen in ihr Lager. Bei seiner Ankunft aber wurde seine Gemahlin von ihm entfernt und nach den Zelten Hludwichs gebracht. Ihn selbst und den noch sehr jungen Karl nahm Hlothar mit sich und befahl ihm, mit einigen Wenigen in einem dazu bestimmten Zelt zu bleiben. Hierauf, nachdem sie das Volk schon durch Eidschwur verpflichtet hatten, teilten sie das Reich unter sich in drei Stücke. Die Gemahlin des Kaisers, vom König Hludwich in Empfang genommen, wurde nach der italischen Stadt Tortona in die Verbannung geführt. Als dies Papst Gregor sah, kehrte er in großer Trauer nach Rom zurück; und von den Brüdern ging Pippin nach Aquitanien, Hludwich nach Bajoarien. Hlothar entließ das Volk und berief eine große Versammlung nach Compendium (Compiègne). Er kam mit dem Vater nach der Stadt Sueſſiones (Soiſſons), wo er im Kloster des heiligen Medardus ihn in strenger Haft zu halten befahl; Karl trennte er von ihm und tat ihn in das Kloster Prüm in der Eifel, was dem Vater großen Kummer bereitete. Doch ließ er ihn nicht scheren. Er selbst vergnügte sich mit der Jagd, bis er zum Herbst, am ersten Oktober, wie festgesetzt war, den Vater mit sich führend nach Compendium kam. Auf dieser Versammlung, da viele der Anhänglichkeit an den Vater und der Untreue gegen den Sohn beschuldigt wurden, entkräfteten einige durch einfache Worte, andere durch Eidschwur die Anklage. Alle aber, außer den Urhebern, erfaßte Jammer über diese Sache und über solchen Wechsel der Dinge.

Deshalb in Furcht, daß nicht etwa alles, was geschehen wäre, wieder zurückginge, sannen die Anstifter dieses nichtswürdigen Verbrechens mit einigen Bischöfen auf ein, wie sie glaubten, schlaues Mittel: sie wollten nämlich den Kaiser verurteilen, daß er für alles, was er schon abgebüßt hatte, noch einmal durch öffentliche Buße, nach Ablegung der Waffen, unwiderruflich der Kirche Genüge tun sollte, während doch sowohl die weltlichen Gesetze die einmalige Schuld nicht zweimal strafen, als auch das kirchliche Gesetz sagt, Gott verdamme nicht doppelt um ein und dasselbe. Wenige widersetzten sich diesem Urteil; viele waren damit einverstanden; die meisten, wie es bei solchen Gelegenheiten zu gehen pflegt, stimmten jedem Worte bei, um nicht die Vornehmen zu beleidigen. So wurde der Kaiser ungehört, ohne Geständnis und ohne Beweis verurteilt, und gezwungen, vor dem Leichnam des heiligen Bekenners Medardus und des

heiligen Märtyrers Sebastian seine Waffen abzutun und vor dem Altar niederzulegen; dann bekleideten sie ihn mit einem Bußgewand und schlossen ihn unter strenger Bewachung in ein Haus ein. Nachdem dies geschehen war, kehrte das Volk, vom Reichstag entlassen, am Fest des heiligen Martin traurig über diese Dinge nach Hause zurück. Hlothar aber begab sich mit dem Vater für den Winter nach Aachen.

Kurze Zeit darauf aber traf es sich, daß Hludowich und Hlothar verschiedener Angelegenheiten wegen in Mainz eine Unterredung hatten, bei welcher Gelegenheit Hludowich seinen Bruder Hlothar inständig bat, dem Vater eine mildere Behandlung zuteil werden zu lassen und ihn nicht in so strengem Gewahrsam zu halten; da aber Hlothar dies abwies, schied Hludowich traurig von dannen und pflog nun mit den Seinigen Rat, wie er seinen Vater aus der Haft befreien könnte. Hlothar aber traf wenige Tage vor dem Weihnachtsfest in Aachen wieder ein.

So wurde der Herr Kaiser fernerhin zu Aachen in Haft gehalten, und man bezeigte sich nicht nur nicht menschlicher gegen ihn, sondern seine Feinde wüteten nur immer noch grausamer gegen ihn, Tag und Nacht auf die größten Kränkungen sinnend, um seinen Mut so zu brechen, daß er freiwillig die Welt verließe und sich in ein Kloster begäbe. Aber der alte Kaiser erklärte, daß er niemals ein Gelübde ablegen würde, solange er nicht freie Gewalt über sich habe. Da indes Hludowich erfahren hatte, daß seine Bitte, den Vater milder zu behandeln, beim Bruder nichts gefruchtet hatte, schickte er Gesandte an seinen Bruder Pippin, teilte ihm alles mit, was gegen den Vater unternommen worden war, und ließ ihn dringend bitten, daß er eingedenk der Ehrfurcht und Liebe zum Vater diesen gemeinsam mit ihm aus seiner Bedrängnis befreien möchte. Und Pippin sammelte alsbald ein Heer von Aquitaniern und denen, die jenseits der Sequana (Seine) wohnen; Hludowich aber rief die Bayern, Austrasier, Sachsen, Alemannen und die Franken diesseits des Köhlerwaldes zu den Waffen; und mit ihren Heeren zogen sie darauf beide gegen Aachen. Als Hlothar dies hörte, verließ er Aachen (Ende Januar 814) und führte den Vater in derselben strengen Haft mit sich nach Paris; hier fand er Pippin mit seinem Heere schon angelangt, den nur der übermäßig hohe Wasserstand der Sequana vom Übergang über den Fluß abhielt, wie denn auch der hohe Wasserstand der andern Flüsse und die großen Überschwemmungen vielen der Herbeieilenden nicht geringe Hindernisse in den Weg legten. Als aber die sichere

Kunde eintraf, daß auch Hludowich mit einem ebenso großen Heere gegen Paris im Anzug sei, verlor Hlothar den Mut und ergriff, während er den Vater daselbst zurückließ, am letzten Februar mit den Seinigen die Flucht. Und kaum hatte sich Hlothar entfernt, so traten die anwesenden Bischöfe zusammen, sprachen in der Kirche des heiligen Dionysius den Herrn Kaiser von aller Buße los und legten ihm seine königlichen Gewänder und Waffen an. Später trafen Pippin und Hludowich nebst den übrigen Getreuen beim Vater ein, der sie in väterlicher Liebe mit Freude empfing und ihnen, sowie dem ganzen Volk seinen vollsten Dank dafür sagte, daß sie ihm so schnell Beistand zu leisten sich beeifert hätten. Und in alle Teile des Landes wurden Boten geschickt, um dem Volke seine Befreiung zu verkündigen und dasselbe zu ermahnen, daß es ihm die geschworene Treue bewahrte; zugleich verkündeten sie, daß er um der Liebe Gottes willen alles verzeihe, was das Volk gegen ihn verbrochen hätte.

Inzwischen geschah es, daß einige der Getreuen des Herrn Kaisers in Italien, da sie erfahren hatten, daß etliche von den Feinden die Kaiserin töten wollten, diese eiligst aus ihrer Haft entführen ließen und dieselbe hierauf wohlbehalten zum Herrn Kaiser nach Aachen brachten.

d) Ludwigs des Frommen Tod. (840.)

Des Kaisers Sohn Hludowich zog, um den Teil des Reiches östlich des Rheines in Besitz zu nehmen, als ob dieser ihm bereits rechtmäßig gebührte, durch Alemannien und kam gen Frankonofurt, nachdem er die Gemüter vieler Ostfranken durch Klugheit sich zugewendet. Auf diese Nachricht mußte der Kaiser unverrichteter Sache aus Aquitanien zurückgehen und schickte seinen Bruder Druogo, Bischof von Metz, den Erzkapellan, und den Grafen Adalbert voraus, um das westliche Ufer des Rheinflusses zu schützen; er selber folgte und feierte die Ostern in Aachen. — In derselbigen Zeit zeigte sich mehrere Nächte hindurch eine ungemeine Röte der Luft, dergestalt, daß ein brennender Balken von Südost her, ein anderer von Nordwest aufsteigend, in einen Kegel zusammenliefen und einen Schein wie von geronnenem Blut im Zenit erblicken ließen. Nach Ostern rückt mit gesammelter Heeresmacht der Kaiser seinem Sohn durch Thüringen nach bis an die Grenzen der Barbaren und zwingt ihn, der hierdurch aus dem Reichsgebiet gedrängt war, durch das Land der Slaven mit großer Mühe nach Bayern

heimzukehren. Er selber ordnete die Verhältnisse in jenen Gegenden und kehrte dann nach dem königlichen Hof Salz (nicht weit von Kissingen) zurück, wo er die Tage der Litaneien und das Fest der Himmelfahrt des Herrn feierte. Gerade an dem Tage vor der Himmelfahrt des Herrn, d. i. am 12. Mai, trat eine Sonnenfinsternis um die siebente und achte Stunde des Tages ein, so bedeutend, daß die Sterne wegen der Verdunkelung der Sonne sichtbar wurden und auf der Erde sich die Farbe der Dinge veränderte. Der Kaiser wurde in diesen Tagen von einer Krankheit ergriffen und begann hinzusiechen; zu Schiffe auf dem Main nach Frankonofurt und von dort bei stets zunehmender Krankheit nach einigen Tagen auf eine Rhein-Insel nahe bei Ingilenheim gebracht, endete er am 20. Juni sein Leben. Der Körper wurde nach der Stadt Metz geschafft und in der Basilika des heiligen Arnulf des Bekenners ehrenvoll begraben. Hlothar aber, der zu spät aus Italien kam, ward von den Franken an Stelle des Vaters als künftiger König angenommen. Ihn hatte, wie sie sagen, der Kaiser sterbend als den bezeichnet, welcher nach ihm selber des Reiches Steuer ergreife, dadurch, daß er ihm die königlichen Insignien schickte, d. i. das Zepter des Reichs und die Krone. Hierin willigten seine Brüder nicht ein und rüsteten, gegen ihn sich aufzulehnen. Zuerst im Weichbild von Mainz, wohin er mit Heeresmacht kam, trat ihm sein Bruder Hludowich mit einer starken Mannschaft Ostfranken entgegen, um den Teil des Reiches östlich vom Rhein zu verteidigen. Nachdem sie ein Abkommen getroffen und auf eine andere Zeit die Entscheidung verschoben hatten, zog Hlothar gegen Karl nach Westen; Hludowich aber sicherte sich durch die Huldigung die Treue der Ostfranken, Alemannen, Sachsen und Thüringer.

---

30. Die letzten Karolinger.

a) Die Straßburger Eide.

Am vierzehnten Februar 842 kamen Ludwig und Karl in der Stadt, welche sonst Argentaria genannt wurde, jetzt aber beim Volke Straßburg heißt, zusammen und schwuren die Eide, welche unten verzeichnet sind, Ludwig in romanischer, Karl in deutscher Sprache. Und ehe sie schwuren, redeten sie so das auf dem Felde bei der Stadt versammelte Volk, der eine in deutscher, der andere in romanischer Sprache an; Ludwig aber als der ältere begann und sprach: „Ihr wißt, wie oft Lothar

mich und diesen meinen Bruder nach dem Tode unsers Vaters verfolgt und bis zur gänzlichen Vernichtung zu verderben gesucht hat; da weder die brüderliche Liebe, noch christliche Gesinnung, noch irgendein Vernunftgrund hat bewirken können, daß unter gerechten Bedingungen Friede zwischen uns herrsche, haben wir endlich gezwungen unsere Sache dem Gerichte des allmächtigen Gottes übergeben, um nach seiner Entscheidung mit dem zufrieden zu sein, was einem jeden zuerteilt würde. Aus diesem Kampfe sind wir, wie ihr wißt, durch Gottes Barmherzigkeit als Sieger hervorgegangen, er aber ist besiegt worden und ist mit den Seinigen, wohin ein jeder vermochte, geflohen. Aber von brüderlicher Liebe getrieben und aus Erbarmen mit dem christlichen Volke haben wir jene nicht verfolgen, noch vernichten wollen, sondern haben ihn jetzt, wie auch schon vorher, aufgefordert, daß wenigstens nun einem jeden sein Recht gewährt werden möge. Darauf aber, nicht zufrieden mit dem göttlichen Spruch, hört er nicht auf, mich und diesen meinen Bruder wiederum mit feindlicher Macht zu verfolgen, und richtet unsere Völker mit Feuer, Raub und Mord zugrunde. Deshalb sind wir jetzt von der Not gedrungen zusammengekommen, und da wir glauben, daß ihr an unserer beständigen Treue und unveränderlichen brüderlichen Liebe zweifelt, haben wir beschlossen, diesen Eid zwischen uns in euerer Gegenwart zu schwören. Und dies tun wir nicht von irgendwelcher ungerechten Begierde verleitet, sondern damit wir, wenn Gott uns mit euerm Beistand Ruhe gibt, sichere Bürgschaft für das gemeine Beste erlangen. Wenn ich aber, was fern sei, den Eid, welchen ich meinem Bruder schwören werde, jemals zu brechen mich vermessen sollte, so spreche ich einen jeden von euch vom Gehorsam und dem Eide, welchen ihr mir geschworen habt, los und ledig." Und als Karl gleiche Worte in romanischer (alt-französischer) Zunge geredet hatte, schwur Ludwig als der ältere in romanischer Sprache zuerst, solches zu tun: „Pro Deo amur et pro christian poblo et nostro commun salvament, dist di in avant, in quant Deus savir et podir me dunat, si salvarai eo cist meon fradre Karlo, et in adiudha et in cadhuna cosa, si cum om per dreit son fradra salvar dist, in o quid il mi altresi fazet; et ab Ludher nul plaid numquam prindrai, qui meon vol cist meon fradre Karle in damno sit." Und als Ludwig geendet hatte, beschwor Karl in deutscher (althochdeutscher) Zunge Gleiches, indem er sprach: „In Godes minna ind in thes christianes folches ind unser bedhero gehaltnissi, fon thesemo dage frammordes, so fram so mir Got gewizci indi mahd furgibit, so haldih thesan minan bruodher, soso man mit rethu sinan

bruodher scal, in thiu, thaz er mig so sama duo; indi mit Ludheren in nohheiniu thing ne gegango, the minan willon imo ce scadhen werdhen."

Der Eid, welchen darauf die Großen Karls in ihrer Zunge leisteten, lautete: „Si Lodhuwigs sagrament, quae son fradre Karlo jurat, conservat, et Karlus meos sendra de sua part non los tanit, si io returnar non lint pois, ne io ne neuls cui eo returnar int pois, in nulla aiudha contra Lodhuwig nun li iver."

In deutscher Sprache schwuren dann die Vasallen Ludwigs: „Oba Karl then eid, then er sinemo bruodher Ludhuwige gesuor, geleistit, indi Ludhuwig min herro then er imo gesuor, forbrihchit, ob ih inan es irwenden ne mag, noh ih noh thero nohhein then ih es irwenden mag, widhar Karle imo ce follusti ne wirdhit." —

(Der Eid der Könige, den Ludwig der Deutsche in altfranzösischer, sein Bruder Karl der Kahle in althochdeutscher Sprache schwor, da die beiderseitigen Gefolge sie sonst nicht mehr verstanden hätten, lautet im Neuhochdeutschen: „Aus Liebe zu Gott und um des christlichen Volkes und unser beider Heil willen will ich von diesem Tage an fürderhin, soweit Gott mir Wissen und Macht gibt, diesen meinen Bruder halten, wie man seinen Bruder halten soll, unter der Bedingung, daß er mir ein Gleiches tut. Und mit Lothar werde ich keinen Vergleich eingehen, der nach meinem Willen diesem meinem Bruder zum Schaden gereicht."

Der Eid, den die Mannen Karls romanisch, diejenigen Ludwigs althochdeutsch schworen, bedeutet: „Wenn Ludwig (Karl) diesen Eid, den er seinem Bruder Karl (Ludwig) geschworen hat, hält, und Karl (Ludwig), mein Herr, was er geschworen hat, bricht, so will ich, wenn ich ihn davon nicht abzubringen vermag, weder selbst noch wen ich sonst daran hindern kann, wider Ludwig (Karl) ihm darin Hilfe leisten."

Die beiden romanischen Eide bilden das älteste erhaltene Zeugnis der französischen Sprache, die sich aus der lateinischen Volkssprache in Westfranken entwickelt hatte.)

b) Der Vertrag von Verdun. (843.)

Karl begab sich im Monat Oktober 842 nach Vangium (Worms) und vereinigte sich hier mit seinem Bruder Hlodowich. Nachdem sie daselbst längere Zeit verweilt hatten und währenddessen hin und wieder zu Hlothar Gesandte gegangen und viel und lange über die Teilung des Reichs verhandelt worden war, wurde endlich beschlossen, daß tüchtige Sendboten, vierzig Edle

von seiten eines jeden Bruders, durch das ganze Reich ausgeschickt werden sollten mit der Aufgabe, eine genauere Aufzeichnung desselben nach Hufen zu entwerfen, nach welcher eine gleiche und gerechte Teilung des ganzen Reiches zur festgesetzten Zeit endgültig zwischen den drei Brüdern vorgenommen werden sollte. Nachdem die Wahl der Männer stattgefunden, ging Hlodowich nach Germanien zurück, Hlothar aber blieb in den mittleren Gegenden des Reiches der Franken. Karl begab sich nach der Pfalz Carisiacus und feierte hier seine Vermählung mit Ermendrud, der Nichte des Grafen Adalhard. Dann ging er nach der Stadt Augusta der Viromander, nämlich zu der Grabstätte des seligen Märtyrers Quintinus (St. Quentin), um daselbst das Fest der Geburt Christi zu feiern. — Um diese Zeit fand im untern Gallien eine Erderschütterung statt.

Hlothar und Hlodowich, jeder innerhalb der Grenzen seines Reiches verweilend, hielten Frieden. Karl durchzog Aquitanien. Während er hier weilte, töteten der Bretonenfürst Nomenogius und Lantbert, die kürzlich von ihm abgefallen waren, den Reinald, Grafen von Nantes, und nahmen viele gefangen. Während nun von allen Seiten so große und so viele Übel fortdauernd auftauchten, und überallhin Verwüstung getragen wurde, sahen sich an vielen Orten Galliens die Menschen gezwungen, aus Erde mit etwas Mehl vermischt Brot zu machen und dies zu essen, und es war wirklich eine bejammernswerte, ja fluchwürdige Tatsache, daß, während die Pferde der Verwüster Überfluß an Futter hatten, die Menschen selbst an solchem mit Erde vermischten Brote Mangel litten.

Nordmannische Seeräuber kamen nach der Stadt Namnetum (Nantes) und nachdem sie den Bischof, viele Geistliche und Laien beiderlei Geschlechts getötet und die Stadt geplündert hatten, zogen sie nach den Gegenden des unteren Aquitaniens, um sie zu verwüsten; endlich zu einer gewissen Insel gelangt, holten sie dahin vom Lande alles nötige Material, um sich Häuser zu bauen, und ließen sich daselbst für den Winter wie in bleibenden Wohnsitzen nieder.

Karl begab sich zur Zusammenkunft mit den Brüdern und vereinigte sich mit ihnen bei Virodunum (Verdun), wo die Teilung ausgeführt wurde: Hlodowich empfing als seinen Anteil alles jenseits des Rheins, und diesseits des Rheins die Städte und Gaue von Nemetum, Vangium und Mogontia (Speier, Worms und Mainz); Hlothar erhielt das Land zwischen Rhein und Schelde bis zu ihrem Einfluß ins Meer und außerdem die Grafschaften, welche an das linke Ufer der Maas stoßen, und

weiter bis zum Einfluß der Saone in den Rhone, und den Rhone entlang bis zum Meer die Grafschaften, welche auf beiden Seiten an diesem Flusse liegen. Das übrige bis nach Hispanien fiel Karl zu. Und nachdem sie gegenseitige Eide geschworen, schieden sie voneinander.

c) Eine falsche Prophetin und ein Ketzer.

Um das Jahr 847 kam ein Weib von Alamannien, mit Namen Thiota, eine falsche Prophetin, nach Mainz, welche durch ihre Weissagungen den Sprengel des Bischofs Salomon von Konstanz nicht wenig beunruhigt hatte. Denn sie erklärte, den bestimmten Tag des Weltunterganges zu kennen, und sehr viel anderes, was nur in Gottes Willen steht, als ihr von Gott offenbart, und sie verkündete, daß in diesem Jahre der letzte Tag der Welt bevorstehe. Deshalb kamen viele von dem niederen Volk beiderlei Geschlechts von Furcht getrieben zu ihr, brachten ihr Geschenke und empfahlen sich ihren Gebeten; und, was ernster ist, Männer des heiligen Standes folgten ihr mit Hintansetzung der geistlichen Gelehrsamkeit wie einer vom Himmel bestimmten Meisterin. Aber als sie in St. Alban, einem Kloster bei Mainz, vor die Versammlung der Bischöfe geführt und sorgfältig über ihre Verkündigungen befragt wurde, gestand jene, daß ein Presbyter ihr dies eingegeben und sie Gewinnes halber solches erzählt habe. Deshalb wurde sie nach dem Urteil der Synode öffentlich mit Ruten gepeitscht, verlor mit Schimpf und Schande das Predigtamt, welches sie unverständigerweise an sich gerissen und gegen die kirchliche Sitte sich angemaßt hatte, und hörte, also überführt, endlich auf zu weissagen.

Gotescalc, ein Presbyter, welcher ein Ketzer hieß, weil er über die Vorherbestimmung Gottes irrige Meinung hegte, denn er versicherte, die Guten seien ebenso zu ewigem Leben, wie die Schlechten zu ewigem Tode unausweislich von Gott vorherbestimmt, wurde in einer Versammlung vieler Bischöfe und des Erzbischofs Rhaban zu Mainz, in Gegenwart Hludowichs, des Königs der Deutschen durch Gründe, wie es den meisten schien, des Irrtums überführt und zu seinem Bischof Hinkmar nach Reims gebracht, nachdem er hatte schwören müssen, nicht ferner in Hludowichs Reich zurückzukehren. Gleichwohl beharrte er später bei seiner Meinung. Und Karl, der König der Westfranken, ein eifriger Pfleger der heiligen Kirche Gottes, berief eine Versammlung der Bischöfe und ließ ihn vor dieselben führen; und er wurde öffentlich gepeitscht und gezwungen, die Bücher, welche seine Lehre enthielten, ins Feuer zu werfen.

d) Hungersnot.

Im Jahre 850 drückte schwere Hungersnot die Völker Germaniens, vornehmlich die um den Rhein wohnenden; denn das Getreide wurde um das zwanzigfache des gesetzlichen höchsten Preises verkauft. Es hielt sich aber zu der Zeit der Erzbischof Hraban am rechten Rheinufer auf einem Hof seines Sprengels auf, der den Namen Winkela hat, wo er die Armen, welche von verschiedenen Orten kamen, aufnahm und täglich mehr als 300 speiste, die abgerechnet, welche beständig bei ihm aßen. Es kam auch ein Weib zu ihm, vom Hunger fast getötet, mit einem kleinen Knäblein und verlangte, mit den andern erfrischt zu werden. Doch ehe sie die Schwelle der Tür überschritt, stürzte sie vor allzugroßer Schwäche zusammen und hauchte den Geist aus. Und der Knabe, wie er die Brust der toten Mutter, als wenn sie noch lebte, aus dem Busen zog und zu saugen versuchte, brachte viele, die es ansahen, dahin zu seufzen und zu weinen.

Auch zog in diesen Tagen einer von Grabfeldon aus mit seinem Weibe und seinem kleinen Sohn nach Thüringen, um das Elend seiner Not zu lindern und auf dem Wege in einem Wald machte er halt und redete sein Weib also an: „Ist es nicht besser, daß wir den Knaben hier töten und sein Fleisch essen, als daß wir alle vor Hunger umkommen?" Als sie jedoch widersprach, daß er solch ein Verbrechen nicht begehen sollte, riß er endlich, weil der Hunger drängte, gewaltsam den Sohn aus den mütterlichen Armen, und er hätte seinen Willen durch die Tat erfüllt, wäre ihm nicht Gott in seiner Erbarmnis zuvorgekommen. Denn, wie derselbe Mann nachher in Thüringen sehr vielen erzählte, als er das Schwert aus der Scheide gezogen hatte, um den Sohn zu schlachten, und noch schwankend den Mord aufschob, sah er von ferne zwei Wölfe bei einer Hirschkuh stehen und ihr Fleisch zerreißen. Sogleich lief er, den Sohn verschonend, zu dem Aas der Hirschkuh, trieb die Wölfe von dort weg, nahm von dem angefressenen Fleisch und kehrte mit dem unversehrten Sohne zu der Frau zurück. Vorher nämlich, als er den Sohn aus den Händen der Mutter genommen hatte, war er etwas seitwärts gegangen, damit sie den Knaben nicht sterben sähe oder hörte. Die aber, wie sie den Mann kommen sah mit dem frischen blutüberströmten Fleische, glaubte, daß ihr Sohn getötet sei, und fiel rücklings fast leblos nieder. Er aber kam hinzu, tröstete sie, richtete sie auf und zeigte ihr den lebenden Knaben. Da atmete sie auf und dankte Gott,

daß sie für wertgeachtet sei, ihren Sohn wieder zu bekommen, nicht weniger auch der Mann, daß ihn Gott rein vom Mord des Kindes zu erhalten gewürdigt habe. Beide jedoch, durch die Not gezwungen, erholten sich an dem durch das Gesetz verbotenen Fleische.

e) Tributzahlung an die Normannen. (866.)

Die Nortmannen fuhren die Sequana (Seine) hinauf und kamen bis zum Kastell Milidunum (Melun), und als auf beiden Ufern des Flusses die Mannschaften Karls herangezogen, verließen sie ihre Schiffe und warfen sich auf den, wie es schien, größeren und stärkeren Heerhaufen, jagten ihn ohne Kampf in die Flucht und kehrten auf ihren mit Beute beladenen Schiffen zu den ihrigen zurück. Karl der Kahle verpflichtete sich in einem Vertrage, denselben Nortmannen die Summe von 4000 Pfund Silber zu zahlen, und legte, um diesen Tribut aufzubringen, eine Steuer auf das ganze Reich, in der Art, daß von jedem freien Mansus (Hufe) sechs Denare, von einem unfreien drei Denare, von dem Kolonen ein Denar und von je zwei Häuslern auch einer, und der Zehnte von allem, was die Kaufleute besaßen, erhoben wurde; aber auch von den Geistlichen wurde, je nachdem was jeder besaß, eine Steuer eingezogen, und von allen Franken der Heerbannschoß gefordert. Darauf wurde von jedem Mansus, freiem wie unfreiem, ein Denar erhoben, und endlich wurde zu zwei Malen, je nachdem was jeder der Großen des Reichs an Lehen besaß, von ihnen ein Beitrag eingefordert, sowohl in Geld als in Wein, um das zusammenzubringen, was den Nortmannen zu leisten man sich verbunden hatte. Außerdem wurden auch alle von den Nortmannen geraubten Sklaven, die nach Abschluß jenes Vertrages ihnen entflohen waren, zurückgeliefert, oder nach einem von jenen beliebig gestellten Satz ausgelöst; und wenn einer der Nortmannen getötet war, so wurde für denselben eine Geldbuße, wie sie von den Nortmannen gefordert wurde, gezahlt.

Im Monat Juli verließen die Nortmannen die Insel bei dem Kloster des heiligen Dionysius (St. Denis), fuhren die Sequana hinab bis zu einem Orte, der geeignet war, um dort ihre schadhaften Schiffe auszubessern und neue zu bauen, und erwarteten daselbst die Überlieferung des ihnen zu zahlenden Tributs. Karl zog mit einem Heere und Arbeitern, Karren mit sich führend, nach Pistis, um Befestigungswerke anzulegen,

damit die Nortmannen den Fluß nicht wieder herauf fahren könnten.

f) Karls des Kahlen Kaiserkrönung. (875.)

Im Monat Auguſt des Jahres 875 hatte König Hludowich der Deutſche mit ſeinen Söhnen und Getreuen eine Unterredung in dem Flecken Tribure. In demſelben Monat ſtarb ſein Neffe Hludowich II., der Kaiſer von Italien, deſſen Körper nach Mailand übertragen und in der Kirche des heiligen Ambroſius begraben ward. Als Karl, der Tyrann Galliens, dies erfahren hatte, drang er ſogleich in das Reich von Italien ein und raffte mit krummer Hand alle Schätze zuſammen, welche er finden konnte. Darob erzürnt ſchickte König Hludowich der Deutſche ſeinen Sohn Karlmann mit Heeresmacht durch Bayern nach Italien ab; er ſelber, vereint mit ſeinem gleichnamigen Sohn, drang mit ſtarker Mannſchaft in das Reich Karls ein, damit er ihn nötigte, aus Italien zu ziehen. Das Heer aber, welches dem König folgte, legte ſich auf die Plünderung, raubte und verwüſtete alles, was man vorfand. Als Karl den Aufbruch Karlmanns nach Italien erfahren hatte, ſuchte er zuerſt durch die Klauſen der Alpen ſich zu verteidigen, aber ohne etwas auszurichten, denn Karlmann hatte mit ſeinen Leuten die ſchwer zugänglichen Orte zuvor beſetzt. Da nun jener die Sache durch das Schwert zu entſcheiden fürchtete — denn er iſt furchtſamer als ein Haſe — wendete er ſich zu der gewohnten Liſt; er bot nämlich Karlmann Gold und Silber und koſtbare Edelſteine in unendlicher Menge an, um denſelben mit ſich auszuſöhnen und von der Treue gegen den Vater abzuziehen; er ſchwur auch, er werde ſchnell Italien verlaſſen und die Beſtimmung über jenes Reich dem Urteil ſeines Bruders Hludowich vorbehalten, falls Karlmann von dort abzöge. Als nun dieſer im Vertrauen auf ſeine Verſprechungen abzog, brach jener alles, was er verſprochen hatte, und zog, ſo ſchnell er konnte, nach Rom wo er den ganzen Senat des römiſchen Volkes mit Gold beſtach und für ſich gewann, ſo daß auch der Papſt Johannes ſeinen Bitten willfahrte, ihm die Krone auf das Haupt ſetzte und ihn Kaiſer und Auguſtus nennen hieß. Wie er aber jene Herrſchaft nachher mit den Seinigen verwaltet hat und wie er mit den Schätzen, welche er genommen hatte, in ſein Reich zurückgekehrt iſt, und welchen Mord und Brand er unterwegs angerichtet hat, will ich, weil ich keinen ſichern Berichterſtatter ge-

habt habe, nicht niederschreiben. Denn es ist besser zu schweigen als Falsches zu reden.

Als König Karl aus Italien nach Gallien zurückgekehrt war, nahm er, erzählt man, neue und ungewöhnliche Trachten an. Mit einem dalmatischen Talar bekleidet und einem Gürtel darüber, der bis zu den Füßen herabhing, den Kopf in eine seidene Hülle gehüllt und darüber das Diadem gesetzt, so pflegte er an Sonn- und Festtagen zur Kirche zu schreiten. Und mit Verachtung aller Sitte fränkischer Könige hielt er griechischen Prunk für den besten, und um noch mehr die Aufgeblasenheit seines Sinnes zu zeigen, legte er den Königsnamen ab und befahl, ihn Kaiser und Augustus zu nennen über alle diesseits des Meeres vorhandenen Könige. Auch sehr viel Unglaubliches drohte er, gegen König Hludowich und dessen Reich unternehmen zu wollen; ja endlich soll er unter den üblichen Prahlereien auch gesagt haben, er werde aus verschiedenen Orten eine so große Macht zusammenbringen, daß, wenn dann der Rheinstrom von ihren Pferden ausgetrunken sei, er selber das trockene Bett dieses Flusses durchschreiten und Hludowichs ganzes Reich verwüsten werde. Seine Drohungen wurden aber sehr leicht zum Schweigen gebracht, denn als Hludowich sein Heer sammelte, geriet jener in Furcht und Schrecken, schickte Gesandte und bat um Frieden.

g) Karl der Kahle und der westfränkische Klerus.

(Synode zu Pontigo 876.)

Karl ließ die Legaten des Papstes, nämlich Johannes, Bischof von Tuscanum (Toscanella), Johannes von Aritium (Arezzo) und Ansegisus von Senones (Sens), kommen und berief kraft päpstlichen Auftrages auf den Rat jener und nach seinem Willen eine Synode auf die Mitte des Monats Juni nach Pontigo, wohin er sich über Remis und Catalaunis begab.

Am 21. Juni, nachdem sich alle Bischöfe und Geistliche in ihren Priestergewändern versammelt hatten, das Haus und die Sessel mit Teppichen behangen waren, und in der Mitte des Versammlungssaales, gegenüber dem kaiserlichen Thron, auf einem Lesepult die heiligen Evangelien aufgelegt waren, erschien der Herr Kaiser Karl, bekleidet mit golddurchwirktem Gewand nach fränkischem Schnitt, zusammen mit den Gesandten des heiligen Stuhls in der Synode. Alsbald stimmten die Sänger das Exaudi nos Domine („Erhöre uns Herr") an

und sangen das Gloria („Ehre sei Gott"), und nach dem Kyrie Eleison („Herr erbarme Dich") sprach Johannes, Bischof von Tuscanum, das Gebet. Nachdem hierauf der Kaiser in der Synode sich niedergelassen hatte, las Johannes, Bischof von Tuscanum, die vom Herrn Papste geschickten Briefe vor und unter diesen auch einen Brief über den Primat des Ansegisus, Bischofs von Senones, wonach derselbe, so oft es das Heil der Kirche erforderlich mache, sowohl bezüglich der Berufung von Synoden als in Ausübung anderer Befugnisse für Gallien und Germanien des Papstes Stellvertreter sein sollte; durch ihn sollten die Verordnungen des heiligen Stuhles den Bischöfen bekannt gemacht und andererseits von ihm, wenn es nötig wäre, über das, was verhandelt wäre, dem heiligen Stuhl Bericht abgestattet werden, auch wichtigere und schwierigere Angelegenheiten von ihm dem Papst zur Erwägung und Entscheidung unterbreitet werden. Die Bischöfe baten darauf, daß ihnen, an welche dieses Schreiben gerichtet wäre, dasselbe nun auch selbst zu lesen verstattet würde; der Kaiser aber ging auf diese Bitte nicht ein, sondern verlangte sofort von ihnen zu wissen, was sie auf dieses päpstliche Schreiben zu erwidern gedächten. Ihre Antwort ging nun dahin, daß, unter Wahrung der den einzelnen Metropoliten zustehenden Rechte und Machtbefugnisse, wie sie durch die heiligen Canones und die gemäß den heiligen Canones erlassenen Dekrete des heiligen Stuhls festgesetzt wären, sie den Befehlen des Papstes Johannes zu gehorchen bereit wären. Und wiewohl der Kaiser und die Legaten des Papstes alles daran setzten, die Erzbischöfe dahin zu bringen, daß sie ausdrücklich und ohne allen Vorbehalt dem Primat des Ansegisus, sowie es der Papst geschrieben, sich unterwerfen sollten, konnten sie doch keine andere als die oben bezeichnete Antwort von ihnen erpressen; nur der einzige Frotarius, Bischof von Burdegala (Bordeaux), gab aus Schmeichelei die Erwiderung, die der Kaiser hören wollte, weil er entgegen den gesetzlichen Vorschriften durch die Gunst des Fürsten von Burdegala nach Pictavis und von da nach Bituricum (Bourges) gekommen war. Darauf sagte der Kaiser in heftiger Erregung, daß der Papst ihn zu seinem Stellvertreter auf der Synode ernannt habe, und er werde das, was jener befohlen, auszuführen bemüht sein. Und im Einverständnis mit Johannes von Tuscanum und Johannes von Aritium nahm er den Brief und gab ihn dem Ansegisus; darauf ließ er einen Sessel vor alle Bischöfe seines diesseits der Alpen gelegenen Reichs neben Johannes von Tuscanum stellen, der zu seiner Rechten saß, und befahl dem Anse-

gisus, daß er an allen vor ihm Ordinierten vorbeischreiten und auf diesen Stuhl sich setzen solle. Dagegen aber erhob, so daß es alle hörten, der Erzbischof von Remi Einspruch, indem er dies Verfahren für den heiligen Vorschriften widersprechend erklärte. Der Kaiser indes beharrte bei seinem Willen; und als die Bischöfe baten, daß sie sich von dem an sie gerichteten Brief eine Abschrift nehmen könnten, gestand er ihnen nicht einmal dies zu. Damit schloß die Synode an diesem Tage.

h) Karl der Dicke und die Normannen. (882 bis 887.)

Die Nordmannen zogen aus ihrer Verschanzung und drangen in die Stadt Trier ein, welche sie am 5. April 882 gänzlich verbrannten, nachdem die Einwohner teils verjagt, teils getötet waren. Ihnen zog Walah, Bischof von Metz, unvorsichtig mit wenigen entgegen und wurde getötet.

Als Kaiser Karl der Dicke den Tod seines Bruders Ludwig erfahren hatte, zog er aus Italien nach Bayern und nahm die zu ihm kommenden Edlen, die seinem Bruder gehört hatten, unter seine Oberherrlichkeit auf. Darauf nach Worms gekommen, beriet er mit den überallher eintreffenden Seinigen, wie er die Nordmannen aus seinem Reich verjagen könne. Daher kamen zu der bestimmten und unter ihnen verabredeten Zeit aus den verschiedenen Provinzen unzählige Männer zusammen, Franken, Noriker, Alamannen, Thuringier und Sachsen: allen Feinden furchtbar, hätten sie einen geeigneten und ihnen gleichgesinnten Führer gehabt. Einmütig zogen sie kampfbegierig gegen die Feinde. In die von den Nordmannen heimgesuchten Gegenden gekommen, belagerten sie die Festung jener, welche Ascloha (Elsloo an der Maas in der Nähe von Maastricht) heißt. Als bereits die Festung fallen mußte und die drinnen aus Furcht verzweifelten, dem Tod entrinnen zu können, ging einer von den Räten des Kaisers namens Liutward ohne Wissen der übrigen Räte, welche dem Vater des Kaisers gewöhnlich zur Seite gestanden, im Verein mit dem betrügerischen Grafen Wicbert den Kaiser an, und durch Geld bestochen, brachte er ihn von der Bezwingung der Feinde ab und stellte ihren Führer Gotafrid dem Kaiser vor; diesen empfing der Kaiser wie einen Freund und machte mit ihm Frieden, für welchen von beiden Seiten Geiseln gegeben wurden, was die Nordmannen als eine Ermutigung ansahen. Und damit kein Zweifel wäre, daß der Friede ihrerseits gültig sei, hängten sie nach ihrer Sitte einen Schild in die Höhe und öffneten die Tore der Festung. Die

Unsrigen kamen, unbekannt mit ihrer Hinterlist, in die Festung teils um zu handeln, teils die Festigkeit des Ortes zu betrachten. Aber die Nordmannen wandten sich zu ihrer gewohnten Hinterlist, nahmen den Schild des Friedens herab, und alle unsere Leute, soviel deren innerhalb zu finden waren, wurden entweder getötet oder, mit eisernen Ketten gebunden, zum Loskauf aufbewahrt. Doch der Kaiser achtete eine so große, seinem Heere zugefügte Schmach nicht einen Pfifferling wert und hob den vorgenannten Gotafrid aus der Taufquelle, und den, welcher seines Reiches größter Feind und Verräter war, setzte er zum Genossen des Reiches ein. Denn die Grafschaften und Lehen, welche der Nordmann Rorich, ein Getreuer der Frankenkönige, in Kinnin in Holland gehabt hatte, verlieh er diesem Feind und seinen Leuten zum Wohnsitz, und worin noch größere Schuld liegt: Er ist nicht errötet, dem Tribut zu zahlen, von welchem er Geiseln empfangen und Tribut eintreiben mußte. Denn er nahm nun die Schätze der Kirchen fort, welche aus Furcht vor den Feinden verborgen waren, und gab von reinstem Gold und Silber 2412 Pfund zu seiner und des ganzen Heeres Schande an dieselben Feinde. Überdies befahl er, daß jeder, wer von seinem Heere zur Verteidigung der heiligen Kirche und aus Eifer für Gott einen der Nordmannen tötete, die in das Lager zu bringen versuchten, entweder hingerichtet oder ihm die Augen ausgestochen werden sollen. Darüber war das Heer sehr betrübt und beklagte, daß ein solcher Fürst über sie gekommen sei, welcher die Feinde begünstigte und ihnen den Sieg über die Feinde entzog; und gar sehr beschämt kehrten sie in ihre Heimat zurück. Die Nordmannen aber beluden mit den Schätzen und einer Anzahl Gefangener 200 Schiffe, die sie in ihr Vaterland schickten; sie selber aber hielten sich in dem sichern Ort, eine gelegene Zeit zum Raub zu erwarten.

* * *

In den nächsten Jahren wüteten die Nortmannen weiter. Die Franken rüsteten sich von neuem zum Widerstande, aber nicht zum Kampfe in offener Schlacht, sondern sie errichteten Befestigungswerke an den Flüssen, um jenen die Fahrt zu Schiffe unmöglich zu machen. Die Stadt Parisius befestigte der Bischof Gauzlin. Am Ufer der Seine, durch eine Brücke mit der Stadt verbunden, stand ein Turm. Die übermütigen Nortmannen zogen vor Paris und griffen hier sofort jenen Turm an; sie hofften ihn, da er noch nicht vollständig befestigt war, in kurzer

Frist erobern zu können. Die Christen verteidigten ihn jedoch mannhaft, und der Streit währte vom Morgen bis zum Abend; die Dunkelheit unterbrach endlich den Kampf, und für diese Nacht kehrten die Nortmannen nach ihren Schiffen zurück. Bischof Gauzlin aber und Graf Odo arbeiteten mit den ihrigen diese ganze Nacht hindurch, um den Turm für den weiteren Kampf noch mehr zu befestigen. Am andern Tage kamen die Nortmannen wieder und versuchten den Turm im Sturm zu nehmen, und wieder gab es bis zum Sonnenuntergang ein hartes Kämpfen. Die Dänen kehrten abermals, nachdem sie viele der ihrigen verloren hatten, zu den Schiffen zurück. Darauf schlugen sie jedoch vor der Stadt ein Lager auf und schickten sich zur förmlichen Belagerung an, bauten Kriegsmaschinen, versuchten Feuer anzulegen und boten alle Mittel der Kriegskunst auf, um die Stadt zu gewinnen; aber die Christen kämpften tapfer gegen die Feinde und behaupteten sich in allem als Sieger.

Im Jahre des Herrn 886 am 6. Februar traf aber die Bewohner der Stadt ein schweres Mißgeschick. Durch ein sehr bedeutendes Wachsen des Flusses wurde nämlich die Brücke durchgerissen. Als dies der Bischof hörte, sandte er noch in der Nacht von den Seinigen edle und tapfere Männer zum Schutze des Turmes, damit die Brücke mit anbrechendem Morgen wieder hergestellt würde. Den Nortmannen war dies durchaus nicht verborgen geblieben. Sie erhoben sich daher vor Sonnenaufgang, eilten mit ihrer ganzen Menge nach dem Turm, umringten ihn von allen Seiten, damit von der Stadt aus denen, die darin waren, keine Hilfe gebracht werden könnte, und machten sich daran, den Turm im Sturm zu nehmen. Und da die, welche innerhalb des Turmes sich befanden, den heftigsten Widerstand leisteten, erhob sich ein Kampfgeschrei, das bis zum Himmel drang. Der Bischof aber auf der Mauer der Stadt mit allen denen, welche in der Stadt waren, erging sich in Wehklagen und Weinen, daß sie jenen nicht Hilfe leisten konnten, und empfahl sie Christo, da er nichts anderes zu tun vermochte. Die Nortmannen machten einen Sturm auf das Tor des Turms und legten Feuer daran. Und die, welche darin waren, wurden, ihren Wunden und dem Feuer unterliegend, gefangen genommen, zur Schmach der Christenheit auf verschiedene Weise getötet und in den Fluß geworfen. Darauf zerstörten die Nortmannen den Turm selbst und setzten dann die Belagerung der Stadt weiter fort.

Der Bischof aber, gebrochenen Herzens über den schweren Verlust, sandte eine Botschaft an Graf Herkenger, daß er so-

bald wie möglich nach Deutschland gehen und den Herzog der Austrasier, Heinrich, bitten sollte, ihm und dem christlichen Volke zu Hilfe zu kommen. Herkenger eilte auch sogleich, den ihm gewordenen Auftrag auszuführen, und er brachte Heinrich dazu, daß er mit einem Heere nach Parisius zog; aber er richtete hier nichts aus und kehrte wieder in sein Land zurück. Da schloß Gauzlin, der auf alle Weise dem christlichen Volke zu helfen suchte, mit Sigefrid, dem König der Dänen, einen Waffenstillstand, damit hierdurch die Stadt von der Belagerung befreit würde. Währenddessen aber wurde der Bischof von schwerer Krankheit befallen und beschloß sein Leben. Und er wurde in der Stadt selbst in einem Sarge beigesetzt. Sein Tod blieb jedoch den Nortmannen nicht verborgen; noch ehe sein Verscheiden den Einwohnern bekannt geworden war, riefen die Nortmannen von außen her, daß der Bischof gestorben sei. Und das Volk, da nun noch der Tod seines Vaters zur Belagerung hinzukam, verlor den Mut und ergab sich dem heftigsten Trauern; Odo aber, der erlauchte Graf, suchte es mit seinen Ermahnungen wieder aufzurichten. Die Nortmannen setzten jetzt Tag für Tag die Belagerung fort; von beiden Seiten wurden viele getötet, noch mehrere durch Wunden kampfunfähig gemacht, und allmählich nahmen auch die Lebensmittel in der Stadt ab.

Da nun Odo das Volk mutlos sah, verließ er heimlich die Stadt und suchte Hilfe bei den Großen des Reiches, und ließ durch sie auch dem Kaiser mitteilen, daß die Stadt in Kürze verloren sein würde, wenn nicht Hilfe gebracht würde. Als er darauf zurückkam, fand er die Stadt in größter Trauer über seine Abwesenheit. Wie er aber in die Stadt wieder hineingelangte, war der Bewunderung wert: Die Nortmannen nämlich, welche von seiner Rückkehr Kenntnis erhalten hatten, stellten sich ihm vor dem Tore entgegen; er aber, nachdem er sein Pferd verloren hatte, bahnte sich, rechts und links die Gegner niederhauend, den Weg in die Stadt; und seine Rückkehr machte das traurige Volk wieder fröhlich. Kein Sterblicher aber kann aufzählen, wie viele Gefahren sie daselbst zu bestehen hatten und wie viel tausend Menschen in den zahlreichen Kämpfen von beiden dort blieben. Denn jene bedrängten die Stadt ohne Unterlaß mit dem verschiedensten Rüstzeug von Waffen, Maschinen und Mauerbrechern. Aber indem sie alle mit großer Inbrunst zu Gott um Hilfe riefen, wurden sie immer gerettet. Ungefähr acht Monate dauerte der Kampf, ehe der Kaiser ihnen zu Hilfe kam.

Um die Zeit des Herbstes endlich kam er mit einem sehr starken Heer nach Carisiacus und schickte von hier Heinrich, den schon genannten Herzog der Austrasier, nach Parisius voraus. Als dieser mit seinem Heere nahe bei der Stadt angekommen war, machte er unvorsichtig mit wenigen einen Ritt um das Lager der Dänen, um zu sehen, wie sein Heer an das Lager der Feinde herankommen könnte, und wo es selbst das Lager aufschlagen sollte. Die Dänen, wie sie von dem Anzuge des Heeres hörten, hatten im Umkreise des Lagers Gruben gegraben, einen Fuß breit und drei Fuß tief, und diese mit Gerümpel und Stroh bedeckt, indem sie nur die zum Umhergehen notwendigen Pfade dazwischen übrig ließen. Einige von diesen Strauchdieben, die sich in der Vertiefung am Wege verborgen hatten, springen, wie sie Heinrich herankommen sehen, schnell aus ihren Schlupfwinkeln hervor, fordern den Mann durch Geschosse zum Kampf heraus und reizen ihn auch mit Worten. Jener, der in seinem hohen Mute diese unwürdige Behandlung nicht ertragen wollte, fiel über sie her, und siehe da, plötzlich stürzte das Pferd in eine der Gruben, welche die Nortmannen angelegt hatten, und warf ihn zur Erde. Alsbald aber brachen einige Dänen aus dem Versteck hervor und töteten ihn: ein Ereignis, das den Christen ebenso großen Schmerz und Schrecken wie den Dänen Freude bereitete. Als sie ihm seine Waffen abgenommen hatten, kam ein Franke dazu, Graf Rainer mit Namen, und entriß ihnen, nicht ohne selbst verwundet zu werden, Heinrichs Leichnam.

Das Geschehene wurde alsbald dem Kaiser gemeldet, der von heftigem Schmerz bei der Nachricht ergriffen wurde. Auf den Rat der Seinigen kam er mit starker Heeresmacht nach Parisius; doch da der Herzog tot war, vollbrachte er selbst nichts Ersprießliches und nichts, was kaiserlicher Majestät würdig gewesen wäre. Es wurde ein wahrhaft erbärmlicher Ratschluß gefaßt. Denn nicht nur wurde den Dänen für die Stadt eine Loskaufsumme versprochen, sondern auch ihnen freier Weg gelassen, um im Winter ohne irgend welche Behinderung Burgund zu plündern. Dann zog der Kaiser nach Soissons. Und er hatte diesen Ort noch nicht wieder verlassen, als König Sicfrid, dessen wir oben Erwähnung getan, in den Fluß Hisa (Oise) eindrang und zu Lande und zu Wasser mit den Seinigen dem Kaiser nachziehend, alles mit Feuer und Schwert verwüstete. Als dies der Kaiser erfuhr — denn das Feuer brachte ihm sichere Kunde — kehrte er schleunig in sein Land zurück. Darauf zerstörte Sicfrid durch Feuer die hochberühmte Kirche des hei-

ligen Medardus, die Klöster, Dörfer und königlichen Pfalzen, während die Einwohner des Landes getötet oder als Gefangene fortgeschleppt wurden.

Im Jahre 887 machten die Nortmannen nach ihrer gewohnten Art ihre Streifzüge bis zu den Flüssen Yonne und Loire und verwandelten durch Brennen und Morden das Land in eine Einöde. Sicfrid seinerseits kehrte zu Ende des Winters nach der Seine zurück, sich in seiner gewöhnlichen Tätigkeit ergehend, und wandte sich zur Herbstzeit nach Frisien, wo er getötet wurde. Die Dänen kamen nun wegen des vom Kaiser versprochenen Tributs nach Parisius zurück. Und nachdem der Tribut gezahlt war, drangen sie wiederum, da niemand da war, um ihnen zu widerstehen, durch die Seine in die Marne ein und schlugen an ihrem linken Ufer ihr Lager auf.

i) Karls des Dicken Entthronung. (887.)

Nach diesen Ereignissen begann der Kaiser an Leib und Seele zu erkranken. Im Monat November, um den Todestag des heiligen Martin etwa, kommt er nach Triburia (Trebur am rechten Rheinufer etwas oberhalb Mainz) und beruft dorthin einen allgemeinen Reichstag. Als die Großen des Reiches sahen, daß nicht nur seine Körperkraft, sondern auch sein Verstand ihn verließ, erhoben sie aus eigenem Antriebe Arnolf, den Sohn Karlomanns, zur Regierung. Durch eine plötzliche Verschwörung fallen sie vom Kaiser ab und gehen um die Wette zu dem besagten Manne über, so daß nach drei Tagen kaum jemand übrig blieb, der ihm auch nur die Pflichten der Menschlichkeit erwiesen hätte. Speise und Trank wurden ihm auf Kosten des Bischofs Liudpert von Mainz dargereicht. Es war ein der Betrachtung würdiges Ereignis und für die Schätzung des menschlichen Loses durch den Umschwung der Dinge bewundernswert. Denn so wie zuvor ein günstiges Geschick so viele und so große Königreiche ohne Mühe und Schweiß, ohne anstrengenden Kampf ihm zugeführt hatte, so daß er außer Karl dem Großen an Hoheit, Macht und Reichtum keinem der Frankenkönige nachzustehen schien, so entriß ihm jetzt ein widriges Geschick, als wolle es die menschliche Gebrechlichkeit zur Schau stellen, unehrenvoll in einem Augenblicke alles, was das Glück aufgehäuft hatte. Aus einem Kaiser zum Bettler geworden, schickt er daher an Arnolf und ersucht, da er in seiner verzweifelten Lage nicht mehr an die kaiserliche Würde, sondern nur an die tägliche Nahrung denke, flehentlich um soviel Lebensmittel,

wie zur Notdurft seines gegenwärtigen Lebens hinreichten; er sendet auch seinen Sohn Bernhard mit Geschenken zu ihm und empfiehlt ihn seiner Huld. Eine klägliche Gestalt der Dinge, den überreichen Kaiser nicht nur der Zierden des Glückes beraubt zu sehen, sondern auch menschlicher Hilfe bedürftig. Der König Arnolf aber trat ihm einige Kammergüter in Alamannien ab, von denen er seinen Unterhalt beziehen sollte.

k) Arnulf von Kärnthen besiegt die Normannen. (891.)

Die Nordmannen ziehen 891 mit ihrer Flotte nach dem lotharingischen Reiche, schlagen dort ein Lager auf und machen Beute. Gegen sie schickt König Arnolf ein Heer und befiehlt diesem, an der Maas die Zelte zu errichten und den Feinden den Übergang über den Fluß zu verwehren. Doch ehe das Heer an dem verabredeten Orte bei der Feste Trajectum (Maastricht) sich versammeln konnte, setzten die Nordmannen, die das jenseitige Ufer innehatten, bei Leodium über die Maas, ließen die feindlichen Scharen in ihrem Rücken und zerstreuten sich in den der Pfalz Aachen benachbarten Wäldern und Sümpfen. Sie töten alle, die ihnen in die Hände fallen, und nehmen sehr viele Wagen und Karren weg, auf welchen den Truppen Lebensmittel zugeführt wurden. Als das Gerücht hiervon zum Heere drang, welches an dem Tage des heiligen Johannes des Täufers fast vollständig beisammen war, ergriff nicht sowohl Zagen als vielmehr starre Verwunderung die Gemüter aller. Die Anführer berufen einen Kriegsrat und beratschlagen nicht über die Gefahr, sondern ob jene durch das Gebiet der Ribuarier nach Köln marschieren, oder über Prumia (Prüm) den Weg nach Treveris (Trier) einschlagen, oder endlich aus Furcht vor der gegen sie versammelten Menge über die Maas setzen und zu ihrer Flotte eilen würden. Inzwischen machte der Einbruch der Nacht der Versammlung ein Ende. Am nächsten Tage, als die Morgenröte die Strahlen ihres Lichtes erglänzen ließ, legen alle die Waffen an und ziehen kampfbereit mit flatternden Fahnen den Lauf des Flusses hinab zur Schlacht. Und als sie einen Bach überschritten hatten, der Gulia (Geule, Zufluß der Maas) heißt, machten alle ihre Abteilungen zu gleicher Zeit Halt; darauf beschließen sie, damit nicht das ganze Heer fruchtlos sich ermüdete, daß jeder der Hauptleute zwölf von den seinigen ausläse, die zu einer Schar vereinigt den Feind aufspüren sollten. Als sie noch hierüber verhandelten, erschienen plötzlich die Späher der Nordmannen. Da diesen die gesamte Mannschaft, ohne die Führer

zu fragen in aufgelösten Gliedern nachsetzt, stößt sie in einem Dörfchen auf die Haufen des Fußvolks, die, sich fest zusammenballend, leicht die zerstreuten Angreifer zurücktreiben und zum Rückzuge zwingen. Hiernach rasseln sie, wie es ihre Sitte ist, mit den Köchern, erheben ein Geschrei gen Himmel und beginnen die Schlacht. Die nordmannischen Reiter, als sie den Lärmruf hören, fliegen mit der größten Eile herbei und wie der Kampf heißer wird, wendet das Heer der Christen leider — zur Strafe für seine Sünden — den Rücken. In diesem Treffen fielen Sunzo, der Bischof der Stadt Magontia (Mainz) und der Graf Arnolf, sowie eine unzählige Menge anderer vornehmer Männer. Die Nordmannen nehmen nach errungenem Siege das mit Reichtümern aller Art angefüllte Lager ein, metzeln ihre Kriegsgefangenen nieder und kehren beutebeladen zur Flotte zurück. Diese Niederlage ereignete sich aber am 26. Juni.

Während dies geschah, hielt sich der König Arnolf an dem äußersten Ende von Bayern auf, um den Übermut der Slaven niederzuhalten. Als ihm die Niedermetzelung seiner Leute und der Sieg der Feinde gemeldet wurde, betrübte er sich zuerst sehr heftig um den Verlust seiner Getreuen und beklagte es unter Seufzern, daß die bis dahin unüberwindlichen Franken ihren Gegnern den Rücken gewiesen hätten; dann, indem er die Schmach der Niederlage in mutiger Brust erwägt, entbrennt er in Wut gegen die Feinde, sammelt schnell ein Heer aus den östlichen Landen und schlägt bald nach Überschreitung des Rheins sein Lager an den Ufern der Maas auf. Die Nordmannen hatten sich bei dem Flusse Thilia (Dyle) an einem Orte, der Lovonnium (Löwen) heißt, unbesorgt festgesetzt und eine Verschanzung begonnen. Unversehens kamen der König und sein Heer ebendorthin. Schnell wurde nun dieser Fluß überschritten, und ohne Verzug dachte man daran, das Treffen zu beginnen. Zwar zauderte der König, eine so starke Mannschaft in Gefahr zu setzen, weil von einer Seite ein Sumpf vorlag, auf der andern Seite der Fluß herumlief, und somit keine Möglichkeit war, mit Reitern anzugreifen; er schweifte mit Augen, Gedanken und Entschluß hierhin und dorthin, in ängstlicher Überlegung, was zu tun sei, weil den Franken ein Kampf zu Fuße ungewohnt ist. Die Nordmannen verhöhnten indessen die Mannschaften, indem sie ihnen zuriefen, sie möchten der Gulia gedenken, der schmählichen Flucht und des Blutbades, da sie in kurzem Ähnliches erdulden würden. Der König, dessen Galle erregt wird, ruft die Edlen der Franken herbei und redet sie also an: „Ihr Männer, die Ihr den Herrn verehrt und allezeit unter Gottes

Gnade beim Schutze des Vaterlandes unbesieglich gewesen, fasset Mut, die Ihr an den heidnisch rasenden Feinden das vergossene fromme Blut Eurer Eltern rächen wollt und die heiligen Tempel, zu Ehren der Heiligen Eures Schöpfers in Euerem Vaterland vernichtet schaut, selbst die Diener Gottes, die auf der höchsten Stufe standen, niedergestreckt seht. Jetzt, Krieger, wohlan, nun Ihr die Verbrecher selbst vor Augen habt, folgt mir, der ich zuerst vom Pferde gestiegen, das Banner in meiner Hand vorausstrage; nicht unsere Schmach, sondern dessen, der alles vermag, zu rächen, greifen wir in Gottes Namen unsere Feinde an!" Angefeuert durch die Worte faßt alle, alt und jung, gleicher Eifer und Mut, den Fußkampf zu unternehmen; vorher baten sie den König, er möge durch Reiterei dafür sorgen, daß sie während des Kampfes im Rücken nichts von Nachstellungen der Feinde zu fürchten hätten. Von den Christen wird ein Schlachtgeschrei bis zum Himmel erhoben; nicht weniger schrien nach ihrer Sitte die Heiden, schreckliche Feldzeichen bewegten sich durch das Lager hin. Die Schwerter von beiden Seiten gezückt, wie Stein auf Eisen, wird aufeinander losgerückt. Es war aber daselbst das Volk der Dänen, das tapferste unter den Nordmannen, welches niemals früher, soviel man weiß, in irgendeiner Verschanzung gefangen oder besiegt ist. Hart wurde gestritten, doch nicht lange, und durch Gottes helfende Gnade fiel der Sieg den Christen zu. Als die Nordmannen Schutz in der Flucht suchten, trat ihnen zum Verderben der Fluß entgegen, der ihnen vorher im Rücken als Mauer galt. Denn weil von der anderen Seite die Christen mordend andrangen, wurden sie gezwungen, sich in den Fluß zu stürzen, und haufenweis, wie sie sich an Händen, Hals und Beinen umfaßten, sanken sie zu Hunderten und Tausenden in die Tiefe, so daß das Bett des Flusses trocken erschien, weil das Wasser von den Leichnamen aufgehalten wurde. In dieser Schlacht wurden zwei Könige von ihnen getötet, Sigifrid und Gotafrid, sechzehn königliche Feldzeichen genommen und nach Bajoarien zum Zeugnis geschickt. Am Orte des Siegs wurden auf Befehl des Königs Gebete angestellt; er selber hielt mit dem ganzen Heer einen Umzug, Gott lobsingend, der solchen Sieg den Seinigen gab, daß, während nur ein Mann von seiten der Christen fiel, so viel Tausende von der anderen Seite umgekommen sind.

31. Anfänge des Christentums bei den Deutschen. II.

a) Gründung des Klosters Korvey. (822.)

Der greise Abt Adalhard von Corbeja (jetzt Corbie im französischen Flandern), dessen Mönche große Not litten, begab sich zum Kaiser Ludwig und bat ihn um die Erlaubnis, auf den ihm gehörigen Gütern suchen zu dürfen, ob er vielleicht im Lande Sachsen einen Ort finden könnte, der für den ordentlichen Bestand eines Klosters geeignet wäre, was der fromme Fürst auch sofort gewährte. Nachdem der ehrwürdige Abt diese Erlaubnis erhalten, ging er zugleich mit seinem Bruder Wala nach Sachsen. Als sie dahin kamen, erfuhren sie von den Brüdern, daß an dem Flusse Wisera (Weser) im Auguensischen Gau ein Orte läge, der zu dem Huxere (Höxter) genannten Gute gehörte. Dies hatten auch schon früher einige gehört und es dem Kaiser mitgeteilt. Sie gingen also hin, und einige von den Brüdern mit ihnen, und fanden einen Ort, der ganz passend für ein Mönchskloster war. Darauf faßten sie mit den Bischöfen und Grafen und mit den höheren Adeligen jenes Volkes den Beschluß, ohne Verzug den Boden urbar zu machen und das Kloster dahin zu verlegen.

Sie kamen also im Jahre der göttlichen Menschwerdung 822 am 6. August an den erwähnten Ort und nachdem sie sich allenthalben umgesehen und überall umhergegangen, warfen sie sich zum Gebete nieder und sangen Psalmen. Nach beendeter Litanei und frommem Gebet nahmen sie die Meßschnur, schlugen Pflöcke ein und fingen an abzumessen, zuerst die Kirche, dann das Wohngebäude für die Brüder. Nachdem sie damit fertig waren, bestimmten sie Leute, um mit der Aufrichtung einiger Gebäude zu beginnen, und kehrten nach Hause zurück. Zuvor aber baten sie noch den Bischof Badurad von Paderborn, dorthin zu kommen, den Platz zu segnen, die Fahne des Kreuzes an der Stelle des Hochaltars aufzupflanzen und dem Orte den Namen Neu-Corbeja zu geben. Dies geschah am 25. August; am selben Tage begannen die, welche zugegen waren, mit der Errichtung der Gebäude, es waren aber deren nur wenige bis zum 26. September. Am 25. dieses Monates machten sich nämlich die ringsum Wohnenden, alt und jung, mit ihrer ganzen Habe auf, kamen des andern Tages an den bestimmten Ort und feierten das heilige Meßopfer daselbst, Gott lobend, dankend und preisend.

b) Die Übertragung des heil. Liborius von Le Mans nach Paderborn. (836.)

Da aber das Volk, besonders die gemeinen Leute, noch schwach im Glauben war und nur mit Mühe gänzlich von seinem heidnischen Irrtum losgerissen werden konnte, da es sich heimlich immer wieder der Ausübung einiger angeerbter heidnischer Gebräuche zuwendete, so sah Bischof Badurad von Patherbrunn in seiner großen Klugheit ein, daß es am leichtesten von seinem Unglauben bekehrt werden könnte, wenn der Leib irgendeines berühmten Heiligen herbeigebracht würde, um, wie es zu geschehen pflegt, durch Wunder und Zeichen und durch Heilungen Aufsehen zu erregen, so daß das Volk anfinge, ihn zu verehren, und sich daran gewöhnte, seinen Schutz anzurufen; besonders weil jene, welche den Worten der Prediger über die Kraft Gottes nicht glaubten, doch dem, was sie vor Augen sähen und was sie zu ihrem Besten fühlten, den Glauben nicht versagen könnten. Und da er überdies nicht zweifelte, daß der Trost, welcher den hier wohnenden oder hierher kommenden Gläubigen auf die Fürbitte eines Heiligen zuteil würde, diesem Orte den besten Schutz und den größten Ruhm verschaffen müßte, war er mit aller Sorgfalt darauf bedacht, dies zu erlangen. Weil er aber wußte, daß man alles Gute, was man wünscht, besonders aber eine so wichtige Sache, von Gott, der Quelle alles Guten, erbitten muß, so ordnete er ein Fasten an und verrichtete mit all seinen Untergebenen öffentliche Gebete, damit die göttliche Gnade ihm zeigen möchte, auf welche Weise er die Erlangung des Gewünschten anzustreben hätte. Deshalb würdigte ihn der Herr in gnädiger Ansehung seines großen Glaubens, ihm zu offenbaren, daß er seine Bitte um das lang Ersehnte in der Cenomannischen Stadt Galliens (Le Mans) an den Bischof dieser Stadt richten solle, daselbst würde er ein geneigtes Ohr finden. Durch diese Offenbarung mit unerschütterlichem Vertrauen erfüllt, war er fortan bemüht, das Unternehmen zu beschleunigen. Der Bischof, welcher damals die genannte Stadt unter sich hatte, hieß Alderich. Zu diesem schickte er also mit Bewilligung und im Auftrage des Kaisers Ludowich auserwählte Boten, nämlich Männer aus seinem Klerus, welche unbescholten waren und ein frommes Leben im geistlichen Stande führten, dazu auch einige Laien von Adel, deren Zuverlässigkeit und deren Brauchbarkeit er kannte. Der vornehmste unter den Geistlichen war ein gewisser Priester mit dem Beinamen Ido, welcher die ganze Beschreibung seiner Reise und der Wunder, welche er als von

Gott gewirkt gesehen, teils mündlich erzählt, teils mit kurzen Worten niedergeschrieben und uns so überliefert hat.

Also im Jahre der göttlichen Menschwerdung 836 verließen die Patherbrunner Gesandten Sachsen und kamen am 28. April in der Cenomannischen Stadt an. Als sie dem Bischofe die Ursache, wegen der sie geschickt waren, mitteilten, wurden sie freundlich von ihm empfangen und erlangten, auf göttlichen Wink, wie wir glauben, unverzüglich, um was sie baten. Denn am folgenden Tage berief der Bischof seinen gesamten Klerus und beriet sich mit ihm und seinem Chorbischof namens David ernstlich darüber, wie man den frommen Bitten der Gesandten, die aus so fernem Lande gekommen wären, dahin willfahren könnte, daß sie ihrer Bitte gemäß den ganzen Leib irgendeines Heiligen erhielten. Es befand sich nämlich daselbst eine große Menge heiliger Leiber, unter welchen der des heiligen Liborius, weiland Bischofs dieser Stadt, als besonders durch Wunder verherrlicht, hochgeschätzt wurde. Da der Bischof diesen den Gesandten geben wollte, widersetzten sich anfangs viele, indem sie sagten, sie hätten nichts Wertvolleres als diese Unterpfänder. Als er endlich mit Mühe die allgemeine Zustimmung erlangt hatte, versammelte er die Priester und die Geistlichen jeden Grades in ihren gottesdienstlichen Gewändern, ließ auch die Gesandten, welche den heiligen Leib empfangen sollten, kommen und zog mit ihnen aus der Stadt zu der Kirche, in welcher der Leib des heiligen Liborius ehrenvoll begraben war. Diese Kirche stand nahe bei der Stadt, war den zwölf Aposteln geweiht und soll von einem Bischofe der Stadt, namens Julian, erbaut sein. Dahin zog also der Bischof, nachdem er ein Fasten angesagt hatte, mit seinem heiligen Geleite fromm und demütig, wie es sich bei einer solchen Handlung ziemte, abwechselnd Psalmen, Litaneien und Hymnen singend.

Darauf ließ aber der Bischof, um die Gesandten nicht aufzuhalten, noch am selben Tage den heiligen Leib mit aller Ehrfurcht durch seine Priester in die Stadt tragen, in die Hauptkirche seines Sitzes, damit er hier im Beisein des Volkes jenen, welche ihn empfangen sollten, feierlich übergeben würde. Nachdem dies geschehen war, der Tag schon sich neigte und die Nacht vor dem Sonntage sich herannahte, befahl der Bischof, daß sich des andern Tages der gesamte Klerus zur Abhaltung der Vigilie zeitiger versammeln sollte, damit nach Beendigung derselben gleich mit der ersten Morgendämmerung die Gesandten nach Empfang des erbetenen Geschenkes in ihr Vaterland zurückkehren könnten. Nachdem das Meßopfer gefeiert war, beeilte

sich der Bischof, ihnen den heiligen Leib zu übergeben, und befahl, denselben mit der schuldigen Ehrerbietung aus der Stadt zu bringen, ehe noch die ankommende Volksmenge die Abreise verhindern könnte. Der Klerus schmückte sich also mit seinen priesterlichen Gewändern, und Priester trugen den Sarg mit den heiligen Überresten unter dem Glockengeläute von sämtlichen Kirchen der Stadt und dem Vorantritte anderer, welche das heilige und lebendigmachende Kreuz, die Evangelienbücher und Reliquien in silbernen und goldenen Gefäßen mit Weihrauch trugen, in größter Ehrfurcht, Psalmen, Hymnen und Antiphonien singend, auf ihren Schultern in die Kirche des heiligen Vincentius, welche vor dem Stadttore stand, durch welches die Gesandschaft ihren Weg nehmen mußte. Es folgte aber eine außerordentliche Volksmenge und nicht wenige solcher, welche von allen Seiten zusammengeströmt waren.

Unter dem Volke aber erhob sich ein heftiges Murren wider seinen Bischof, indem viele sagten, sie würden eines mächtigen Schutzes beraubt, wenn der Leib eines so heiligen Bekenners, durch den sie vor jeglichem Übel bewahrt wären, fortgeführt würde; dieser wäre nach Gott der einzige Schutz des Landes gewesen, seine höchste Ehre, sein besonderer Ruhm; sie müßten mit Recht fürchten, daß nach Übertragung der heiligen Gebeine bald auch die Verehrung seines Namens dem Gedächtnisse entschwinden und sie so seiner Fürbitte bei Gott unwürdig werden würden. Sie meinten, es käme dem Oberhirten mehr zu, allenthalben Leiber der Heiligen zum Schutze der ihm anvertrauten Herde zu erwerben, als die wertvollsten, die sie hätten, fremden Völkern zu überlassen. Durch diese Vorwürfe und durch die Zurufe des jammernden Volkes bewegt, redete der Bischof in der Kirche des heiligen Vincentius, nachdem endlich Ruhe hergestellt war, das Volk wie folgt an: „Brüder, es wäre ungerecht, wenn einer von Euch glauben wollte, ich hätte der mir übertragenen Fürsorge und Eures und meines Heils so weit vergessen, daß ich diese Pfänder unseres immerwährenden Schutzpatrons ohne genügenden Grund forttragen ließe. Doch wenn wir bei dem Überflusse an heiligen Leibern, den wir durch die Gnade Gottes haben, jenem Volke, das erst neulich zum Glauben bekehrt, wenig oder nichts dergleichen hat und uns demütig bittet, seinem Bedürfnisse abzuhelfen, seinen Wunsch gewähren, so muß man zugeben, daß es die Lehre des Evangeliums verachten hieße, wollten wir unser Herz, der brüderlichen Liebe zuwider, vor den Brüdern verschließen. Fern aber sei Eurem Herzen der Irrtum, daß ihr glaubet, die Heiligen Gottes, welche schon mit

ihm herrschen, könnten nur dort, wo ihre Leiber ruhen, die Wohltaten ihrer Fürbitte ausüben; man muß vielmehr überzeugt sein, daß in dieser Kirche der Schutz dessen, der sie, solange er gelebt, treu behütet und hier das Ende seines Erdenlebens erreicht hat, niemals denjenigen, welche fromm darum bitten, fehlen wird. Bei jenem Volke aber, welches sich erst kürzlich zu Gott bekehrt hat, wird er neue Diener und Verehrer finden und zu ihnen wird er mit seinen leiblichen Überresten kommen, Euch dagegen wird sein geistlicher Schutz niemals verlassen. Auch sollt Ihr wissen, daß der durchlauchtigste Kaiser befohlen hat, daß es so geschehe, und daß jeder, der sich seinen Befehlen widersetzt, der Anordnung Gottes Widerstand leistet. Überdies hat man sonnenklar gesehen, daß es, so wie Gottes, so auch unseres heiligen Patrons Liborius Wille ist, in jenes Land zu kommen, in welchem er von allen mit der größten Sehnsucht erwartet wird. Wäre dem nicht so, so hätte man nicht von der gestern begonnenen Übertragung an bis auf diese Stunde so viele Wunder gesehen. Wer könnte glauben, Gott wäre durch ein Unternehmen beleidigt, das er mit so vielen Wundern verherrlicht? Darum, Brüder, laßt ab von diesem Vorhaben, damit es nicht den Anschein gewinnt, Ihr hättet der göttlichen Anordnung offenen Widerstand leisten wollen."

Nachdem dadurch und durch vieles weitere Zureden, vorzüglich aber durch die Gnade Gottes die Aufregung des Volkes beschwichtigt war, befahl der Bischof, jene, welche in diesen zwei Tagen von allerlei Krankheiten oder von bösen Geistern befreit worden, zu versammeln und der neu angekommenen Menge vor Augen zu stellen, um durch die Bekanntgabe ihres früheren Elendes und ihrer jetzigen Wiederherstellung alle zum Lobe der göttlichen Barmherzigkeit zu ermuntern. Als aber das Volk jene Haufen der kürzlich Geheilten erblickte und sah, wie die noch vor drei Tagen von verschiedenen Leiden Gequälten sich jetzt der besten Gesundheit erfreuten, erhob sich mit einem Male aus der ganzen Menge ein lautes Freudengeschrei. Der Bischof wollte sprechen, wurde aber nicht gehört; niemand schwieg, niemand merkte auf den andern, jeder lobte Gott für sich, so gut er konnte. Und da auch der Klerus den Hymnus, welchen der Bischof anstimmte: „Herr Gott, dich loben wir", und einige andere Lieder sang, welche für eine so freudige Stimmung paßten, währte der Jubel weit in den Tag hinein. Als endlich Ruhe geworden, wurden die Gesandten des Bischofs Badurad gerufen, und Bischof Alderich, seligen Angedenks, übergab ihnen die wertvollen Unterpfänder in Gegenwart des gesamten Klerus

und Volkes, indem er ihnen aufs ernstlichste einschärfte, daß sie dieselben immer mit der gebührenden Ehrfurcht behandeln sollten und ihnen niemals von irgendeinem Patherbrunner Bischofe oder seinem Klerus die kirchliche Verehrung versagt werden dürfe. Nachdem darauf noch zwischen den Geistlichen beider Kirchen, der Cenomannischen nämlich und der Patherbrunner, beständige Brüderlichkeit festgesetzt war, gab er ihnen die Erlaubnis, in ihr Vaterland zurückzukehren. Er begleitete sie aber zugleich mit der Volksmenge noch eine Strecke Weges und kehrte darauf mit nur wenigen zurück, weil kaum einer anders als gezwungen von einer so glorreichen Begleitung ablassen wollte.

Als die Gesandten an den Fluß Hrenus (Rhein) kamen, begleiteten zahllose Volksmengen aus den westlichen Provinzen ihren heiligen Zug, welche jetzt, von weither nachgefolgt, notwendig nach Hause zurückkehren mußten. Eine nicht geringere Anzahl Sterblicher von den Völkern, welche die östliche Seite des Flusses bewohnen, kam ihnen entgegen, vorzüglich unsere Sachsen, da ihre Grenzen nicht weit von diesem Flusse entfernt sind. Denn sie, die erst vor kurzem zum Glauben bekehrt waren, waren auf die Nachricht von so großen Wundern aus allen ihren Wohnsitzen haufenweise hierher zusammengeströmt. Es standen also auf beiden Ufern unzählbare Scharen, welche sich gegenseitig mit sehr verschiedenen Gefühlen betrachteten. Denn wer wird jemals schildern können, mit welchen Dank- und Freudegefühlen jene Stunde die beseelte, welche den heiligen Schatz übernehmen sollten, welche Trauer und Wehklage aber sie den ihn Verlierenden brachte? Endlich, als die Träger des heiligen Leibes in das Schiff traten, warf sich die ganze Menge, welche nicht weiter folgen konnte, zur Erde und empfahl sich unter schwerem Seufzen einmütig und mit angelegentlicher Bitte dem Schutze des heiligen Liborius, als Zeugen ihrer Gefühle reichliche Ströme von Tränen vergießend. Ebenso warfen sich auch die zu Boden, welche am anderen Ufer warteten, empfingen die heiligen Reste mit aller Ehrfurcht und gaben ihnen voll Freuden, Gott lobend und dankend, das Geleite.

So kamen sie also nach Sachsen, konnten aber vor der ihnen entgegeneilenden Volksmenge kaum weiter kommen. Gleichwohl beschleunigten sie ihre Reise so gut sie konnten und kamen am dritten Tage seit dem Übergang über den Hrenus, d. i. am 28. Mai, an welchem damals das heilige Pfingstfest gefeiert wurde, zu der lang ersehnten Patherbrunner Kirche.

Als der heilige Leib, rings von unzähligen Scharen um-

geben, sich endlich dem Münster näherte, konnte der Bischof ihm nicht entgegenkommen, denn er war zu jener Zeit am Hofe zu Diedenhofen; aber der gesamte Klerus kam im vollen kirchlichen Ornate, gefolgt vom Volke, das teils von weitem her, teils aus der Stadt und den benachbarten Orten zusammengeströmt war, um bei einer so hohen Feier dem heiligen Meßopfer beizuwohnen. Und als nicht weit von der Stadt die den heiligen Leib Begleitenden und die ihn in Empfang Nehmenden zusammentrafen, warfen sich die Entgegenkommenden alle dreimal zur Erde nieder und empfingen ihn mit der größten Verehrung. Der Klerus verherrlichte Gott mit Hymnen und Gebeten und sang Loblieder zu Ehren der Heiligen, das Volk aber rief: Kyrie eleyson („Herr, erbarme dich"), und aller Herzen erhoben sich mit unbeschreiblichem Jubel zum Herrn.

c) Anskar.

Von der Bekehrung des Königs Heriold (Harald) und wie Anskar und mit ihm Autbert mit Erlaubnis des Abtes Wala und auf Befehl des Kaisers Hludowich mit Heriold zu den Dänen hingesandt wurde.

Es ereignete sich, daß Heriold, welcher als König über einen Teil der Dänen herrschte, von den anderen Königen des Landes aus Haß und Feindschaft angegriffen und aus seinem Reiche vertrieben wurde. Er begab sich zum erhabenen Kaiser Hludowich und bat ihn, ihm zur Wiedererlangung seines Reiches zu verhelfen. Der Kaiser behielt ihn bei sich und suchte ihn sowohl durch persönliches Zureden als durch andere zum Christentume zu bewegen, indem er ihm vorstellte und vorstellen ließ, daß ja dann, wenn sie beide einen Gott verehrten, eine vertrautere Freundschaft zwischen ihnen bestehen, und das christliche Volk ihm und den Seinen um so bereitwilliger zu Hilfe kommen würde. Endlich fügte es denn auch der Herr in seiner Gnade also, daß der Kaiser den König Heriold zur Bekehrung brachte, worauf er den neuen Täufling selbst aus der Taufe hob und an Kindes Statt annahm. Da er ihm nun wieder zur Heimkehr und zu seinem Reiche verhelfen wollte, so begann er sehr fleißig sich zu erkundigen, ob er nicht einen frommer Aufopferung fähigen Mann finden könnte, der mit dem Herold gehen und demselben beständig zur Seite bleiben möchte, um ihn und die Seinigen als Verkünder der Heilslehren im Christentume zu befestigen und

in dasselbe einzuführen. Darüber also begann der Kaiser in der öffentlichen Versammlung seiner Großen mit seinen Bischöfen und den übrigen Getreuen zu verhandeln und bat alle inständig, sie möchten ihm doch einen Mann nachweisen, der zu einem solchen Werke die rechte Lust und Fähigkeit besäße. Während nun alle anderen dies zurückwiesen und erklärten, sie kennten durchaus keinen Mann, der eine solche Hingebung besäße, Christo zu Ehren eine so gefahrvolle Reise zu unternehmen, sagte der ehrwürdige Abt des Klosters Corbeja, Wala, zum Kaiser, er wisse einen Mönch in seinem Kloster, der voll glühenden Glaubenseifers und voll Sehnsucht sei, um Christi willen recht vieles zu dulden. Zugleich pries er dessen Bildung und Charakter und erklärte, er sei zu diesem Werke gar wohl befähigt, fügte jedoch hinzu, er wisse nicht, ob derselbe auch gewillt sein werde, sich gerade dieser Reise auszusetzen. Man berief den Mönch also — um es kurz zu fassen — auf Befehl des Königs in den Palast, und der Abt teilte ihm alles mit, was gesagt und getan war, und eröffnete ihm, wozu er berufen wäre. Er dagegen erwiderte, er sei zu allem bereit, wozu man im Dienste des Herrn seinen Gehorsam in Anspruch nehme. So führte man ihn vor den Kaiser, und als ihn derselbe fragte, ob er in Gottes Namen den König Heriold begleiten wolle, um den Dänen das Evangelium zu verkünden, da antwortete er ohne Zagen, das wolle er gar gern. Ja, als der Abt hinzusetzte, er bürde ihm diese große Last keineswegs im Wege des Befehls auf, auch da antwortete er, er erwähle diesen Beruf dennoch und wolle ihn jedenfalls erfüllen. Sobald dies Ereignis öffentlich bekanntgemacht wurde und alle, die im Hause des Abtes waren, davon Kunde erhielten, begannen viele die so große Veränderung zu bewundern, die mit Anskar vorgehen sollte, mit Anskar, der sein Vaterland und seine Verwandten verlassen, auch die Liebesbande, welche ihn an seine geistlichen Brüder knüpften, zerreißen und fremde Völker aufsuchen und unter unbekannten, wilden Menschen leben wollte. Viele aber begannen ihn sogar ob seines Vorhabens zu verwünschen und mit Schmähungen zu überhäufen, manche suchten ihn von seinem Entschlusse abzubringen; allein der Mann Gottes verharrte unerschütterlich bei seinem Vorsatze. Während nun der Abt sich alle Tage in den Palast begab, blieb Anskar daheim, und ging mit niemandem um; vielmehr wählte er sich in einem naheliegenden Weinberge einen einsamen Ort, wo er sich mit Beten und Lesen beschäftigte.

Damals befand sich auch im Gefolge des Herrn Abtes dort ein Mönch des Klosters, namens Autbert. Da dieser ihn so

traurig und betrübt sah, und bemerkte, wie er alle Tage für sich allein blieb und mit niemandem umging, mit niemandem redete, so begann er Mitleid mit ihm zu empfinden und begab sich eines Tages an den Ort, wo Anskar in dem Weinberge allein saß. Hier fragte er ihn, ob er die Reise wirklich unternehmen wolle? Anskar aber, in der Meinung, Autbert tue diese Frage nicht aus Mitleid sondern aus Arglist, um ihn auszuforschen, antwortete: „Was geht das Dich an? Beunruhige mein Gemüt nicht durch solche Fragen.“ Jener dagegen verschwor sich, daß er keine Täuschung im Schilde führe, sondern nur gewiß zu erfahren wünsche, ob er in dem gefaßten Entschlusse zu verharren beabsichtige. Darauf dankte ihm Anskar für sein Wohlwollen und antwortete: „Ich bin gefragt worden, ob ich in Gottes Namen mich zu den Heiden begeben wolle, um das Evangelium Christi zu verkünden. Diesem Antrage habe ich durchaus nicht zu widerstreben gewagt, vielmehr wünsche ich so ernstlich wie möglich, daß man mich in den Stand setze, dahin zu gehen und niemand wird meinen Sinn von diesem Ziele ablenken.“ Darauf entgegnete ihm der andere Klosterbruder: „Ich werde es niemals zugeben, daß du allein gehest, sondern ich will aus Liebe zu Gott mit dir reisen, wenn du mir nur die Erlaubnis von dem Herrn Abte auswirkest.“ Nachdem sie also miteinander diesen frommen Plan verabredet hatten, ging Anskar dem zurückkommenden Abte entgegen und zeigte ihm an, daß er einen freiwilligen Reisegefährten gefunden habe. Als nun der Abt fragte, wer der sei, und Anskar den Bruder Autbert nannte, verstummte Wala vor Erstaunen und hielt es für durchaus unmöglich, daß Autbert, der sowohl in weltlicher Beziehung von so hoher Abkunft als auch damals des Abtes Vertrauter und nächst ihm der Verwalter seines Hauswesens war, so etwas im Sinne haben sollte. Indes ließ er ihn rufen und befragte ihn darüber. Autbert antwortete, er könne es durchaus nicht zugeben, daß Anskar allein ginge, sondern er wolle in Christi Namen ihm ein Helfer und Tröster sein, wenn der Abt und die Brüder es ihm erlaubten. Der Abt antwortete darauf: wenn er freiwillig diese Reise unternehmen wolle, so gebe er die Erlaubnis dazu; jedoch werde er ihnen niemand von seinen Leuten zur Begleitung und Bedienung mitgeben, wenn sie nicht etwa selbst einen dazu bewegen könnten, sie freiwillig zu begleiten. So aber handelte der Herr Abt nicht aus Lieblosigkeit, sondern weil es damals abscheulich und ungerecht zu sein schien, wenn einer wider Willen unter den Heiden zu leben gezwungen wurde.

Darauf wurden beide vor den König geführt. Dieser fand großes Wohlgefallen an ihrem Eifer und ihrer Bereitwilligkeit und verlieh ihnen Kirchengerät, Schreine, Zelte und andere Hilfsmittel, deren sie für eine so große Reise zu bedürfen schienen. Dann befahl er ihnen, mit dem Heriold zu reisen und wies sie an, für denselben in bezug auf den Glauben die größte Sorge zu tragen und ihn und die Seinigen, die mit ihm zusammen getauft waren, durch fromme, liebevolle Ermahnungen zu stärken, damit sie nicht, vom Teufel verlockt, wieder in den alten Irrwahn verfielen; zugleich aber sollten sie auch andere durch ihre Predigt zur Annahme des Christentums zu bewegen suchen. So entließ sie der Kaiser. Einen Gefährten aber, der ihnen etwa Handreichung hätte leisten können, hatten sie gar nicht, da von der Dienerschaft des Abtes keiner freiwillig mit ihnen ging, und der Abt keinen dazu zwingen wollte. Heriold aber, dem sie anvertrauet waren, wußte, roh und eben erst bekehrt, wie er war, nicht, wie man Diener Gottes behandeln mußte. Und auch die Seinigen, welche auch erst neuerdings bekehrt und ganz anders erzogen waren, kümmerten sich nicht viel um sie. So unternahmen sie denn mit großen Schwierigkeiten die Reise (826) und kamen nach Köln, wo damals der hochwürdige Bischof Hadebald, voll Mitleids mit ihrer Not, ihnen ein sehr schönes Schiff schenkte, um in demselben ihre Habseligkeiten zu bergen. Darauf waren zwei Kajüten gar bequem eingerichtet. Als Heriold das Schiff sah, beschloß er, selbst in demselben mit ihnen zusammen zu fahren, so daß er die eine und sie beide die andere Kajüte einnahmen. Dadurch wuchs unter ihnen Freundschaft und Wohlwollen. Auch die Seinigen leisteten ihnen von da an eifriger Dienste. Von Köln aufbrechend kamen sie über Dorstat (Wijk bij Duurstede) und indem sie das benachbarte Land der Friesen durchreisten, in die an der dänischen Grenze liegenden Gegenden. Weil aber König Heriold mitunter in seinem Reiche nicht sicher bleiben konnte, so schenkte ihm der Kaiser ein Lehen jenseits der Elbe, um dort im Falle der Not sich aufhalten zu können. (Jenseits der Elbe von Hamburg ausgerechnet; es war die friesische Grafschaft Rüstringen.)

Unsere beiden Diener Gottes nun, die sich bei dem Könige befanden, begannen bald unter Christen, bald auch unter Heiden das Wort Gottes voll Eifers zu verkündigen und alle, die sie konnten, auf den Weg der Wahrheit hinzuweisen. Viele wurden auch durch ihre Lehre und ihr Beispiel zum Glauben gebracht und täglich wuchs die Zahl derer, welche in dem Herrn selig werden wollten. Sie begannen auch, von göttlicher Liebe ge-

trieben, um die von ihnen so innig verehrte Lehre auszubreiten, eifrig nach Knaben sich umzusehen, die sie kaufen und zum Dienste Gottes erziehen wollten. Heriold überwies ihnen auch selbst einige ihm angehörige Knaben, welche ihres Unterrichtes genießen sollten, und so kam es, daß sie in kurzer Zeit dort eine Schule von zwölf und mehr Schülern eingerichtet hatten. Auch zogen sie andere Diener und Gehilfen an sich, und ihr Ruf sowie ihre Frömmigkeit begannen im Herrn immer reichere Frucht zu tragen.

* * *

Wie Anskar und Witmar von Schweden heimkehren und wieder zum Kaiser zurückkommen, und wie derselbe in Übereinstimmung mit den Bischöfen jenseits der Elbe ein Erzbistum gründet, zu dessen Lenker er den heiligen Vater Anskar bestellt, und wie er mit diesem Erzbistume eine Zelle in Gallien, namens Turholt, verbindet.

Nach einem Aufenthalte von anderthalb Jahren (830 und 831) bei den Schweden kehrten die beiden Diener des Herrn mit der Überzeugung, durch ihr Sendamt einen sicheren Grund gelegt zu haben, mit Schriftzeichen versehen, welche der König Biörn mit eigener Hand nach Landesbrauch zusammengesetzt hatte, heim zu des Kaisers Majestät. Von diesem wurden sie ehrenvoll und mit der größten Liebe und Herablassung empfangen und berichteten nun, wie Großes der Herr an ihnen getan und wie er die Tür des Glaubens in jenen Landen zur Berufung der Heiden geöffnet habe. Diese Kunde erfüllte den frommen Herrscher mit ausnehmender Freude, und da er zugleich bedachte, was schon einst bei den Dänen in Hinsicht auf den Dienst des Herrn vorbereitet worden war, und dafür Gott, dem Allmächtigen, Preis und Dank sagte, so begann er, von Glaubenseifer entzündet, zu forschen, wie er im Norden, an der fernsten Grenze seines Reichs, einen bischöflichen Sitz errichten könnte, von wo aus der dort wirkende Bischof jene Länder häufiger zur Verkündigung des Evangeliums bereisen und allen fremden Völkern in jenen Gegenden der Genuß der heiligen Sakramente leichter und häufiger gewährt werden könnte. Als er nun auf diese Angelegenheit sein ganzes Augenmerk gerichtet hielt, setzten einige seiner Getreuen ihn davon in Kenntnis, daß Kaiser Karl, sein Vater glorreichen Andenkens, als er das ganze mit dem Schwerte bezwungene und Christo unterworfene Sachsenland

in Bistümer einteilte, den äußersten Teil dieser Provinz, welcher im Norden jenseits der Elbe lag, keinem Bischofe zur Obhut überwiesen, sondern zu dem Zwecke zurückzubehalten beschlossen hätte, um daselbst ein Erzbistum zu errichten, von welchem aus, wenn es Gott in seiner Gnade so wolle, auch die Verbreitung des christlichen Glaubens unter die Völker des Auslandes von statten gehen möchte. Deshalb ließ er dort auch durch einen gallischen Bischof Amalhar die erste Kirche im Lande weihen. Späterhin übergab er einem Presbyter, namens Heridak, die Pfarrei daselbst zur Verwaltung und gebot, daß die benachbarten Bischöfe über diesen Ort durchaus keine Amtsgewalt ausüben dürften. Diesen Presbyter hatte er auch zum Bischof zu erheben beabsichtigt, allein dessen zu früher Tod verhinderte dies. Darauf starb der große Kaiser, und sein ihm folgender Sohn, Kaiser Hludowich, teilte auf den Rat einiger Vertrauten das jenseits der Elbe belegene Gebiet Sachsens in zwei Teile, die er bis auf weiteres den benachbarten Bischöfen von Bremen und Verden überwies. Denn seines Vaters darauf bezügliche Verfügung beachtete er entweder nicht hinreichend oder kannte sie auch überhaupt gar nicht.

Nun aber, da sich die Gelegenheit darbot, da der christliche Glaube durch Gottes Gnade bereits im Lande der Dänen und Schweden Frucht zu treiben begonnen hatte, gründete er, als er seines Vaters Absichten erfuhr, um nichts von dem, was derselbe gewollt, unvollendet zu lassen, mit Zustimmung der Bischöfe auf einer sehr zahlreich besuchten Synode in dem erwähnten entlegensten Teile von Sachsen jenseits der Elbe in der Stadt Hammaburg ein Erzbistum, dem die ganze Kirche der Nordalbinger untertan und dem über alle Länder des Nordens die Befugnis zustehen sollte, daselbst die Bischöfe und Priester einzusetzen, die dorthin in Christi Namen entsandt werden würden. Für diesen Stuhl also ließ der Kaiser unsern Herrn und Vater, den hochheiligen Anskar zum Erzbischof weihen durch den Erzbischof von Metz und unter Mitwirkung der Erzbischöfe von Reims, Trier und Mainz und im Beisein mehrerer anderer, damals zum Reichstage zusammengekommener Bischöfe, unter denen auch die Bischöfe von Verden und Bremen sich befanden, die sowohl ihre Zustimmung gaben als auch dabei mitwirkten und die Weihe mit vollzogen. Von ihnen hatte Anskar die ihnen bis dahin überwiesenen Teile seines Sprengels zurückerhalten. Auch verlieh ihm der Kaiser, weil jener Sprengel in einer gefahrvollen Gegend lag, damit derselbe durch die drohende Wut der Barbaren nicht etwa ganz zugrunde gerichtet würde, und weil

er überhaupt zu klein war, eine Zelle in Gallien, namens Turholt (Thourout zwischen Brügge und Ypern in Westflandern), zum Besten des neuen Amtes und zu beständigem Nießbrauche für das junge Erzbistum.

* * *

Von der Ankunft von Seeräubern bei der Stadt Hammaburg, und wie der Bischof samt den Geistlichen und dem Volke sich auf der Flucht zerstreuten, und alles, was dort war, durch feindliche Gewalt, Plünderung und Brand zugrunde ging.

Während nun so auf beiden Seiten, nach außen wie nach innen, auf löbliche und Gottes würdige Weise gewirket wurde, ereignete es sich plötzlich, daß Seeräuber erschienen und die Stadt Hammaburg mit Schiffen umgaben. Dieses plötzliche und unerwartete Ereignis machte es unmöglich, das Landvolk schnell genug zusammenzubringen, zumal da der erlauchte Bernhard, der Graf, welcher damals dem Orte vorstand, gerade abwesend war. Der Herr Bischof aber, welcher mit den Städtern zuerst, als er von der Ankunft der Seeräuber hörte, die Stadt halten wollte, bis größere Hilfe herankäme, sah ein, als die Heiden nun herandrangen und die Stadt belagerten, daß er mit den Einwohnern keinen Widerstand zu leisten vermöchte. Deshalb trug er nur Sorge, daß die heiligen Reliquienschätze fortgeschafft wurden, und entkam darauf, während seine Geistlichen sich fliehend hierhin und dorthin zerstreuten, selbst nur mit genauer Not, sogar ohne sein Oberkleid. Auch die Bewohner verließen den Ort und irrten überall umher; manche entkamen, einige wurden gefangen, die meisten aber erschlagen. Die Feinde nahmen die Stadt ein, plünderten sie und nahmen alles, was in der Stadt war, und blieben dann — sie waren gegen Abend gekommen — noch die Nacht und die folgenden 24 Stunden daselbst. Dann, nachdem sie alles ausgeraubt und in Brand gesteckt hatten, zogen sie wieder ab. Damals ging sowohl die unter Leitung des Herrn Erzbischofs erbaute Kirche, ein wundervolles Werk, als auch das allgemein bewunderte Kloster in Flammen unter. Bei der Gelegenheit wurde auch eine gar schöngeschriebene Bibel, welche der erlauchteste Kaiser unserem Vater verehrt hatte, nebst vielen anderen Büchern vom Feuer verzehrt. Auf diese Weise ging alles, was Anskar dort an Kirchengeräten oder anderen Schätzen und Habseligkeiten besessen hatte, durch Brand und Feindesgewalt verloren, so daß er beinahe nichts als das

nackte Leben rettete. Denn es wurde nichts weggebracht, als was einer im Augenblicke des Davoneilens zufällig ergreifen und mit fortnehmen konnte. All' dieses Leid aber machte unserem heiligen Vater und Herrn das Herz durchaus nicht schwer, und kein sündhaftes Wort entfloh seinen Lippen, sondern, obwohl er beinahe alles, was er seit dem Anfange seiner Amtsverwaltung gesammelt, alles, was er auf die Aufführung von Bauten verwandt, nun wie mit einem Schlage verloren hatte, so wiederholte er doch oftmals das Wort Hiobs: „Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen; wie es Gott gefallen hat, also ist's geschehen; der Name des Herrn sei gelobet."

* * *

Von Erzbischof Anskars vertrauter Freundschaft mit Horich, dem Könige der Dänen, und wie ihm derselbe erlaubte, in einer Hafenstadt seines Reichs, namens Sliaswich (Schleswig), eine Kirche zu erbauen.

Als Anskar den Bremer Sprengel bekommen hatte, begann er, da er nun wieder etwas zu geben hatte, aufs neue mit dem innigsten Eifer danach zu trachten, ob er nicht im Lande der Dänen etwas zu Ehren Christi auszuwirken vermöchte. Daher ließ er es sich angelegen sein, den Horich, der damals allein über Dänemark regierte, häufig zu besuchen, und ihn durch Geschenke und alle möglichen Dienstleistungen zu gewinnen, um mit seiner Erlaubnis das Predigtamt in seinem Reiche verwalten zu können. Einige Male wurde er auch abseiten des Königs als Gesandter an ihn geschickt und besorgte dann mit Eifer und Treue sowohl, was sich auf die zwischen beiden Reichen zu schließenden Friedensverträge, als was sich sonst auf den Nutzen derselben bezog. So hatte König Horich die Treue und den Wert des heiligen Mannes kennen gelernt und begann, ihn mit großer Herzlichkeit zu verehren, sich seines Rates in allem zu bedienen und ihm bei jeder Gelegenheit sein ganzes Vertrauen zu zeigen, so daß er ihn sogar zu seinen geheimen Beratungen zuließ, wenn er mit seinen Räten über die Angelegenheiten des Reiches verhandelte. Ja, selbst die Festsetzung der Bestimmungen, welche zwischen den Bewohnern des hiesigen Landes, nämlich den Sachsen, und seinem Reiche über ein Bündnis getroffen werden sollten, wollte er nur seiner Treue und Redlichkeit überlassen. Denn er erklärte, auf das, was er ihm gelobet und verbürgt hätte, könne er sich unbedenklich am meisten verlassen.

Da nun Anskar auf so vertrautem Fuße mit ihm stand, so begann er ihm zuzureden, er möchte Christ werden. Er hörte auch freundlich alles an, was er ihm aus der heiligen Schrift mitteilte, und gestand, es sei alles gut und wahrhaft heilbringend, er habe die größte Freude daran und wolle gerne Christi Gnade verdienen. Auf diese Äußerungen hin getraute sich unser heiligster Vater, ihm an die Hand zu geben, er möge doch dem Herrn Christo den Dienst erzeigen, der demselben der liebste wäre: nämlich gestatten, daß in seinem Reiche eine Kirche erbauet werde, in der allezeit ein Priester vorhanden sein und die Saatkörner des göttlichen Wortes samt der Gnadengabe der Taufe jedermann, der danach Belieben trage, spenden könnte. Dies bewilligte der König mit größter Herzlichkeit und Güte und erlaubte, in einer dazu am besten geeigneten und unserem Lande zunächst gelegenen Hafenstadt, namens Sliaswich, wo aus allen Gegenden Kaufleute zusammenkamen, dem Herrn eine Kirche zu bauen. Überdies wies er selbst eine Wohnung für den Priester an und stellte zugleich jedem seiner Untertanen frei, Christ zu werden. Unser Bischof führte, sobald er diese Erlaubnis erhalten hatte, sofort aus, was er solange gewünscht hatte, indem er sowohl die Kirche der heiligen Mutter Gottes Maria weihte als auch dort einen Priester bestellte, worauf die Gnade Gottes an diesem Orte reichere Frucht zu tragen begann. Denn vorher schon gab es dort viele Christen, die in Dorstad oder Hammaburg getauft waren, und unter denen man die angesehensten Männer des Ortes zählte. Diese freuten sich nun alle, ihr Christentum ausüben zu können. Ihrem Beispiele folgten dann auch viele andere Männer und Frauen, verließen den abergläubischen Götzendienst, bekehrten sich zum christlichen Glauben und ließen sich taufen. So entstand große Freude an dem Orte, und die Folge war, daß auch die Leute aus unseren Gegenden und Kaufleute, sowohl von hier als von Dorstad aus, nunmehr — was sie früher nicht gewagt hatten — ohne Furcht nach Sliaswich kamen, was wieder die Veranlassung wurde, daß sich dort Güter und Vorräte aller Art im Überfluß anhäuften. Viele haben dort die Taufe empfangen und länger gelebt; unzählig aber ist die Menge derer, die in weißen Täuflingskleidern von dort zum Himmelreich emporgestiegen sind, weil sie zwar gerne die Bezeichnung mit dem Kreuze empfingen und Katechumenen wurden — wodurch sie das Recht erlangten, die Kirche zu besuchen und dem heiligen Hochamte beizuwohnen — den Empfang der Taufe aber verschoben, in der Meinung, es bringe ihnen Vorteil, wenn sie sich erst am Ende ihres Lebens taufen ließen, weil sie dann durch

das Bad des Heiles gereinigt, ganz frei von Makel und Fehl in die Pforten des ewigen Lebens einzugehen hofften, ohne irgendeinen Verzug zu leiden. Viele nahmen auch, nachdem sie, von Krankheit gefesselt, ihren Götzen wegen ihrer Genesung vergebens geopfert hatten und nun von ihren Angehörigen aufgegeben waren, ihre Zuflucht zu der Barmherzigkeit des Herrn und gelobten, Christen zu werden, worauf sie, wenn der Priester gerufen und ihnen die Gnade der Taufe zuteil ward, plötzlich durch Gottes reiche Güte wieder gesund wurden. So ward an diesem Orte die Barmherzigkeit Gottes immer mehr offenbar und eine Menge Volkes bekehrte sich zum Glauben an den Herrn.

* * *

Wie Anskar noch alles Notwendige besorgt und von der Art und Zeit seines Hinscheidens. (865.)

Von da an begann er mit großem Fleiße alles, was in seiner Diözese (Bremen) noch zu besorgen war, anzuordnen. Überdies ließ er auch die Privilegien des apostolischen Stuhles, welche zu gunsten seines Sendamtes ausgestellt waren, vielfach abschreiben, um sie fast allen Bischöfen des Herrn Königs Hludowich zusenden zu lassen. Auch dem König Hludowich selbst und seinem gleichnamigen Sohne stellte er eine solche Urkunde zu, legte auch einen in seinem Namen ausgefertigten Brief bei, in welchem er sie bat, dieser Dinge zu gedenken, auch nach Befinden der Umstände dazu behilflich zu sein, daß die Mission mit Gottes gnädigem Beistande, von ihnen unterstützt, unter den Heiden wachsen und Frucht tragen möge.

Als er bereits drei Monate hintereinander schwer krank gewesen und der Tag der Erscheinung des Herrn vorübergegangen war, begann er zu wünschen, es möchte ihm verstattet sein, am Tage der Reinigung Mariae zu seines Herrn Freude einzugehen. Als dies Fest nahte, ließ er sowohl für die Geistlichkeit als für die Armen ein großes Mahl anrichten, welches sie an dem hochheiligen Tage selbst genießen sollten. Auch ließ er aus seinem eigenen Wachse, welches von besonderer Güte war, drei große Kerzen gießen, und als sie fertig waren, ließ er sie am Vorabende dieses Festes zu sich bringen. Als sie kamen, befahl er, eine derselben am Altare der heiligen Maria anzuzünden, eine zweite am Altare des heiligen Petrus, die dritte an dem des heiligen Johannes des Täufers, weil er wünschte, daß diese Heiligen seine Seele, sobald sie den Körper verließe, in Empfang nehmen möchten. Übrigens war er durch die Krank-

heit so ermattet und aufgerieben, daß von seinem Körper beinahe nichts mehr übrig war, als Knochen, durch Sehnen verbunden und mit Haut bedeckt. Dennoch trieb er unaufhörlich Andachtsübungen zum Lobe des Herrn. Sowie aber der eben erwähnte Festtag anbrach, lasen beinahe alle dort anwesenden Priester, wie sie es täglich zu tun pflegten, für ihn Messen. Er selbst aber hatte den Text verordnet, worüber an dem Tage zur Gemeinde gepredigt werden sollte, und versicherte, er werde an demselben nicht eher etwas genießen, als bis die öffentliche Messe zu Ende wäre. Als das geschehen war, aß und trank er ein wenig, und war dann beinahe den ganzen Tag darauf bedacht, die Seinigen recht eindringlich zu ermahnen und in ihnen Eifer für den Dienst Gottes zu entzünden; bald suchte er sie insgesamt, bald einzeln, so gut es ging, zur Erfüllung ihrer Pflichten gegen den Herrn zu ermuntern. Besonders lag ihm jedoch seine Mission unter den Heiden am Herzen. Auch die folgende Nacht brachte er fast noch ganz mit solchen Ermahnungen hin. Die Brüder aber, welche anwesend waren, eine Litanei beteten, und, wie es Sitte ist, die Psalmen wegen seines Endes sangen, bat er selbst, sie möchten auch ein Lied zum Preise des Herrn miteinander singen, nämlich „Herr Gott, dich loben wir", und das vom heiligen Athanasius verfaßte Glaubensbekenntnis. Als es aber Morgen ward, lasen beinahe alle anwesenden Priester für ihn die heilige Messe, er aber genoß den Leib und das Blut des Herrn und betete darauf mit zum Himmel emporgehobenen Händen, wer irgendwie gegen ihn gefehlt habe, dem möge es Gott nach seiner Liebe verzeihen. Darauf begann er häufig die Sprüche zu wiederholen: „Gedenke mein nach deiner Barmherzigkeit um deiner Güte willen," und „Gott sei mir Sünder gnädig!" und „Vater, ich befehle meinen Geist in deine Hände!" Da er nun diese oftmals wiederholte, endlich aber wegen erschwerten Atemholens es nicht mehr vermochte, so befahl er einem Bruder, dieselben an seiner Statt wiederholt herzusingen. Und so hauchte er mit gen Himmel gerichteten Blicken seinen Geist aus.

d) Die Äbtissin Hathumoda von Gandersheim.
(Etwa 860.)

Der Vater Hathumods, Liudolf, dem edelsten sächsischen Blute entsprossen, war Herzog der östlichen Sachsen. Ihre Mutter, Oda, aus gleich edlem fränkischen Geschlechte, erscheint noch edler in ihren Nachkommen. Hathumod selbst, die lieb-

lichste Blüte des guten Samens guter Bäume, wuchs zur herrlichsten Frucht heran. Denn wenn sie, wie bereits gesagt, von höchstem Geburtsadel war, so wurde sie noch höher geadelt durch die Heiligkeit ihrer Gesinnung. Schon von frühester Jugend an hat sie, auf ihre künftige Bestimmung hinweisend, statt kindischen Mutwillens christlichen Ernst bewährt; Possen und selbst unschuldige Spiele, wie sie diesem Alter eigen sind, hat sie, schon gereiften Geistes in noch zartem Körper, als eitel und zu nichts nützlich verachtet. Gold und kostbaren Schmuck, wonach Kinder als nach etwas Schönem schuldloser Weise trachten, hat sie weder verlangt noch haben wollen. Goldgestickte Gewänder, kostbare Kopfbedeckungen und Binden, Haarkämme und Ohrenringe, Halsketten und anderes Geschmeide, Armbänder und Fingerringe, Gürtel und Riechfläschchen, nach deren Besitz und Gebrauch die Eitelkeit der meisten Frauen lüstern ist, und welche ihr, wie es dem Range und dem Vermögen ihrer Eltern entsprach, dargeboten wurden, wies sie zurück. Wenn sie ihr aber wider ihren Willen aufgedrungen wurden, so seufzte sie ängstlich und weinte bitterlich. Da sie nicht beständig, wie es ihr Wunsch war, in den christlichen Kirchen verweilen konnte, so freute sie sich, möglichst oft darin zu erscheinen, daselbst etwas für sie Heilsames zu hören und dem Gebete obzuliegen. Nach den Wissenschaften, zu deren Erlernung andere sogar durch Schläge gezwungen werden, verlangte sie aus freien Stücken und machte sie sich durch unermüdlichen Fleiß zu eigen. Endlich zog sie auch das Haus der Dienerinnen Gottes dem glänzenden Hause ihrer Eltern vor, empfing mit Einwilligung derselben den heiligen Schleier und die Weihe und wurde dem Kloster Herford übergeben, welches damals durch den guten Ruf seiner Nonnen sehr berühmt war, um daselbst nach der Ordensregel erzogen zu werden.

Sie verweilte dort einige Zeit des Unterrichts wegen. Währenddessen waren ihr Vater und ihre Mutter des Gebetes halber nach Rom gepilgert; sie kehrten mit dem apostolischen Segen und, mit all' den Ihrigen dem heiligen Petrus und seinem Hofe empfohlen, zurück und brachten auch die Leiber der heiligen Päpste Anastasius und Innocentius mit. Darauf wurde Hathumoda von ihnen aus Herford abberufen und in ihrem 12. Lebensjahre in dem Kloster Brunshausen, welches ihre Eltern auf ihrem eigenen Erbe gegründet und Gott und eben jenen Heiligen übergeben hatten, mit päpstlicher Bewilligung und mit dem Segen des Bischofs von Hildesheim zuerst wenigen, später mehreren Schwestern als geistliche Mutter vor-

gesetzt und geweiht. Später wurde in Gandersheim der Bau eines größeren Klosters begonnen, dessen Vollendung aber Hathumoda nicht mehr erlebte.

Mit welcher Keuschheit des Leibes und Heiligkeit der Seele sie mit ihren Schwestern gelebt, das zu schildern, ist uns nicht möglich. Gemeinschaftlich war das Leben aller, gleich die Kost, gleich die Kleidung, welche mittelmäßig, nicht zuviel verziert, doch auch nicht zu schlecht und auch nicht ganz von Wolle war. Keine der Schwestern speiste mit ihren Verwandten oder anderen Gästen oder sprach mit ihnen ohne besondere Erlaubnis. Keiner stand es zu, wie dies in den meisten Klöstern der Brauch ist, sich außerhalb des Klosters zu Verwandten oder auf, dem Kloster gehörige Besitzungen zu begeben. Keine durfte außerhalb des gemeinschaftlichen Speisezimmers oder zu ungewöhnlicher Zeit essen, wenn nicht Krankheit dazu zwang. Alle nahmen ihre Mahlzeit zusammen in einem und demselben Raume ein, ruhten in gemeinschaftlichem Zimmer, kamen zur Gebetstunde an einem und demselben Orte zusammen und gingen gemeinschaftlich aus, um die vorkommenden Arbeiten zu verrichten. Keine durfte im Kloster eine besondere Zelle oder eine Dienerin haben. Die Absonderung von Männern war so streng, daß selbst Priester das Kloster nicht betreten durften, wenn nicht Krankheit dies erheischte oder sonst ein rechtmäßiger Grund zur Ausübung ihres Amtes es erforderte. Dies ist ungefähr das, was sie mit den anderen gemein hatte.

Sie tat aber nicht nur das alles, sondern sie tat noch mehr. Denn in der Lebens- und Nahrungsweise unterschied sie sich in der Art von den Schwestern, daß sie den Fleischgenuß, welchen sie ihnen an bestimmten Tagen und Zeiten gestattete, sich selbst versagte, in der Kleidung insofern, als sie andere, welche auf der bloßen Haut Wolle tragen wollten, davon abhielt, selbst aber dies tat. Mit Gästen sprach sie nur in der Kirche, wenn es nicht allenfalls die Höflichkeit erforderte, mit ihnen beim Mahle zu sein. Von ihrem Eintritte an ging sie niemals zu Verwandten oder auf, dem Kloster gehörige Besitzungen; außerhalb des Klosters speiste sie, ich sage nicht mit keinem Manne, sondern überhaupt mit niemandem, innerhalb desselben, obwohl ihr dies freistand, nirgends anders, als in dem gemeinschaftlichen Speisezimmer. Mit ihren Schwestern kam sie zur Gebetsstunde so in der Kirche zusammen, daß sie zuerst, oder wenigstens mit den ersten kam und zuletzt fortging; sie schlief mit ihnen so in einem Zimmer, daß sie zuletzt zu Bette ging und zuerst aufstand. Mägde wollte sie nicht im Kloster haben weder für die Schwestern

noch für sich selbst. Denn die heilige und gottbegnadete Frau war darauf bedacht, wie durch ihre Stellung, so auch durch ihren Wandel die erste zu sein, wie durch ihren Namen, so auch durch ihre Heiligkeit sich auszuzeichnen, deshalb kam sie noch vor dem nächtlichen Psalmengesange zur Kirche, blieb nach den Hymnen der Frühmette wach und tat noch mehr dergleichen, was anderen beschwerlich erscheint, ihr aber durch die Gewohnheit und ihre große Liebe zu Gott sehr angenehm und ganz leicht wurde. Sie war dessen eingedenk, was sie war und wie sie genannt wurde, daß sie Mutter genannt und als Äbtissin geachtet wurde, und deshalb wollte sie lieber nützlich sein als herrschen, lieber geliebt als gefürchtet werden. Und da sie in ihrem Sinn nicht sowohl eine Würde als eine Bürde übernommen hatte, verbot sie nichts, was sie selbst getan hätte, und befahl nichts, was sie nicht selbst zuerst ausführte, indem sie so ihre Untergebenen mehr durch ihr Beispiel als durch Zucht zum Rechttun nötigte.

Die Geschichtschreiber der deutschen Vorzeit. 2. Gesamt-Ausgabe.

In deutscher Bearbeitung herausgegeben v. G. H. Pertz, J. Grimm, K. Lachmann, L. v. Ranke, K. Ritter, W. Wattenbach u. O. Holder-Egger, fortgesetzt von M. Tangl.

Urzeit (4 Bände).

— **Band 1.** Die Römerkriege aus Plutarch, Cäsar, Vellejus, Suetonius, Tacitus. Tacitus Germania. Übersetzt von J. Horkel. Erste Abteilung. 2. Auflage. Neu bearbeitet und eingeleitet von W. Wattenbach. 1884. XII, 212 S. 4,50

— **Band 2.** Die Römerkriege aus Plutarch, Cäsar, Vellejus, Suetonius, Tacitus. Tacitus Germania. Übersetzt von J. Horkel. Zweite Abteilung. 2. Auflage. Neu bearbeitet und eingeleitet von W. Wattenbach. 1884. IV, 211 S. 4,—

— **Band 3.** Auszüge aus Ammianus Marcellinus. Übersetzt von D. Coste. 1884. 118 S. 2,50

— **Band 4.** Leben des heiligen Severin von Eugippius. Übersetzt von K. Rodenberg. 3. vollkommen neu bearbeitete Auflage. 1912. ca. 100 S. Im Druck. ca. 2,—

Sechstes Jahrhundert (5 Bände).

— **Band 5.** Jordanes Gotengeschichte nebst Auszügen aus seiner römischen Geschichte. Übersetzt von W. Martens. 1884. VIII, 124 S. Mit 1 Stammtafel. 3,—

— **Band 6.** Prokop Vandalenkrieg. Übersetzt von D. Coste. 1885. XXI, 82 S. 3,—

— **Band 7.** Prokop Gotenkrieg. Nebst Auszügen aus Agathias, sowie Fragmenten des Anonymus Valesianus und des Johannes von Antiochia. Übersetzt von D. Coste. 1885. XI, 398 S. 8,—

— **Band 8.** Gregor von Tours, zehn Bücher fränkischer Geschichte. Erster Band. Erstes bis viertes Buch. Übersetzt von W. v. Giesebrecht. 4. vollkommen neubearbeitete Auflage von S. Hellmann. 1911. LVII, 263 S. Mit 2 Stammtafeln. 5,50

— **Band 9.** 1. Hälfte: Gregor von Tours, zehn Bücher fränkischer Geschichte. Zweiter Band. Fünftes bis achtes Buch. Übersetzt von W. v. Giesebrecht. 4. vollkommen neubearbeitete Auflage von S. Hellmann. Erscheint 1912. ca. 18 Bogen. ca. 4,50

— **Band 9.** 2. Hälfte: Gregor von Tours, zehn Bücher fränkischer Geschichte. Dritter Band. Neuntes bis zehntes Buch. Als Anhang Sagen aus Fredegar und der Chronik der Frankenkönige. Übersetzt von W. v. Giesebrecht. 4. vollkommen neubearbeitete Auflage von S. Hellmann. Erscheint 1913. ca. 4,50

Siebentes Jahrhundert (2 Bände).

— **Band 10.** Isidors Geschichte der Goten, Vandalen, Sueven, nebst Auszügen aus der Kirchengeschichte des Beda Venerabilis. Übersetzt von D. Coste 3. neubearbeitete Auflage. 1910. XII, 60 S. 3,—

— **Band 11.** Die Chronik Fredegars und der Frankenkönige, die Lebensbeschreibungen des Abtes Columban, der Bischöfe Arnulf, Leodegar und Eligius, der Königin Balthilde. Übersetzt von O. Abel. 3. neubearbeitete Auflage von W. Wattenbach. 1888. XXV, 188 S. Mit 2 Stammtafeln. 4,50

Achtes Jahrhundert (4 Bände).

— **Band 12.** Leben des heiligen Gallus und des Abtes Otmar von Sankt Gallen. Übersetzt von A. Potthast. 2. Auflage neu bearbeitet und eingeleitet von W. Wattenbach. 1888. X, 86 S. 2,50

— **Band 13.** Leben des h. Bonifazius von Willibald, der h. Leoba von Rudolf von Fulda, des Abtes Sturmi von Eigil, des h. Lebuin von Hucbald. Übersetzt von W. Arndt. 2. Auflage. 1888. XX, 143 S. 3,50

— **Band 14.** Die Lebensbeschreibungen des hl. Willibrord, Gregors von Utrecht, Liudgers und Willehads von Bremen. Übersetzt von W. Wattenbach, A. Grandaur, M. Laurent. 1888. VI, 128 S. 3,—

— **Band 15.** Paulus Diakonus und die übrigen Geschichtschreiber der Langobarden. Übersetzt von O. Abel. 4. vollkommen neubearbeitete Auflage von Paul Hirsch. ca. 20 Bogen. Erscheint 1912. 6,—

Neuntes Jahrhundert (12 Bände).

— **Band 16.** Kaiser Karls Leben von Einhard. Übersetzt von O. Abel. 3. Auflage bearbeitet von W. Wattenbach. 1893. XXVI, 62 S. 2,—

— **Band 17.** Einhards Jahrbücher. Aus des Paulus Diakonus Geschichte der Bischöfe von Metz. Die letzten Fortsetzungen des Fredegar. Übersetzt von O. Abel. 2. Auflage bearbeitet von W. Wattenbach. 1888. VI, 180 S. Mit 1 Stammtafel. 3,50

— **Band 18.** Ermoldus Nigellus Lobgedicht auf Kaiser Ludwig und Elegien an König Pippin. Übersetzt von Th. G. Pfund. 2. Auflage neu bearbeitet von W. Wattenbach. 1889. X, 121 S. 3,—

— **Band 19.** Die Lebensbeschreibungen Kaiser Ludwigs des Frommen von Thegan und vom sog. Astronomus. Übersetzt von J. v. Jasmund. 2. Auflage neu bearbeitet von W. Wattenbach. 1889. XVI, 147 S. 3,50

— **Band 20.** Nithards vier Bücher Geschichten. Übersetzt von J. v. Jasmund u. W. Wattenbach. 5. vollkommen neubearbeitete Auflage von E. Müller. 1912. X, 79 S. 2,—

— **Band 21.** Die Übertragung des hl. Alexander von Rudolf von Megingart. Übersetzt von B. Richter. 2. Auflage neubearbeitet von W. Wattenbach. 1889. VIII, 28 S. —,80

— **Band 22.** Leben der Erzbischöfe Anskar und Rimbert. Übersetzt von J. C. Laurent. Mit einem Vorwort von J. M. Lappenberg. 2. Auflage neu bearbeitet von W. Wattenbach. 1889. XIV, 139 S. 3,50

— **Band 23.** Die Jahrbücher von Fulda und Xanten. Übersetzt von E. Rehdantz. 2. Auflage neu bearbeitet von W. Wattenbach. 1889. XIV, 184 S. 3,50

— **Band 24.** Die Annalen von St. Bertin und St. Vaast. Übersetzt von J. v. Jasmund. 2. Auflage neu bearbeitet von W. Wattenbach. 1890. X, 305 S. 6,—

— **Band 25.** Leben des Abtes Eigil von Fulda und der Äbtissin Hathumoda von Gandersheim nebst der Übertragung des hl. Liborius und des hl. Vitus. Übersetzt von G. Grandaur. 1890. XI, 109 S. 3,—

— **Band 26.** Notker der Stammler, Mönch von St. Gallen über die Taten Karls des Großen. Übersetzt von W. Wattenbach. 5. Auflage. 1911. XVI, 116 S. 3,50

— **Band 27.** Die Chronik des Abtes Regino von Prüm. Übersetzt von E. Dümmler. 2. Auflage. 1890. VIII, 130 S. Mit 1 Stammtafel. 4,—

Zehntes Jahrhundert (11 Bände).

— **Band 28.** Die Fortsetzung des Regino. Übersetzt von M. Büdinger. 2. Auflage neu bearbeitet von W. Wattenbach. 1890. X, 42 S. 1,50

— **Band 29.** Aus Liudprands Werken. Übersetzt von K. v. d. Osten-Sacken. 2. Auflage neu bearbeitet von W. Wattenbach. 1890. XX, 194 S. Mit 2 Stammtafeln. 5,—

— **Band 30.** Ruotgers Leben des Erzbischofs Bruno von Köln. Übersetzt von J. v. Jasmund. 2. Auflage neu bearbeitet von W. Wattenbach. 1890. XII, 67 S. 2,—

— **Band 31.** Erster Teil: Das Leben der Königin Mathilde. Übersetzt von Ph. Jaffé. 2. Auflage neu bearbeitet von W. Wattenbach. Zweiter Teil: Das Leben Oudalrichs, Bischofs von Augsburg. Übersetzt von G. Grandaur. 1891. XII, 46 S. u. 104 S. 4,—

— **Band 32.** Der Hrotsuitha Gedicht über Gandersheims Gründung und die Taten Kaisers Otto I. Übersetzt von Th. G. Pfund. 2. neubearbeitete Auflage von W. Wattenbach. 1891. XII, 62 S. 1,50

— **Band 33.** Widukinds Sächsische Geschichten. Übersetzt von R. Schottin. 2. Auflage neu bearbeitet von W. Wattenbach. Nebst der Schrift über die Herkunft der Schwaben und Abraham Jacobsens Bericht über die Slavenländer. 1891. XIX, 164 S. 4,—

— **Band 34.** Das Leben des Bischofs Adalbert von Prag. Übersetzt von H. Hüffer. 2. Auflage neu bearbeitet und durch die Leidensgeschichte vermehrt von W. Wattenbach. 1891. XIV, 54 S. 2,—

— **Band 35.** Das Leben der Kaiserin Adelheid von Odilo von Cluny. Übersetzt von H. Hüffer. 2. von Wattenbach durchgesehene Auflage. 1891. VI, 24 S. —,80

— **Band 36.** Die Jahrbücher von Quedlinburg. Übersetzt von Ed. Winkelmann. 2. Auflage neu bearbeitet von W. Wattenbach. 1891. VIII, 74 S. 2,—

— **Band 37.** Richers vier Bücher Geschichten. Übersetzt von K. v. d. Osten-Sacken. 2. Auflage neu bearbeitet von W. Wattenbach. 1891. XXIV, 326 S. Mit 2 Stammtafeln. 5,—

— **Band 38.** Ekkeharts IV Casus Sancti Galli nebst Proben aus den übrigen lateinisch geschriebenen Abteilungen der St. Galler Klosterchronik. Übersetzt von G. Meyer von Knonau. 1891. XXXXIII, 286 S. 6,—

Elftes Jahrhundert (10 Bände).

— **Band 39.** Die Chronik des Thietmar von Merseburg. Übersetzt von M. Laurent und J. Strebitzki. Mit Berichtigungen und einer vergleichenden Tabelle der neuen Einteilung versehen von W. Wattenbach. 3. Auflage 1912. XX, 380 S. 6,50

— **Band 40.** Die Lebensbeschreibung der Bischöfe Bernward und Godehard von Hildesheim. Übersetzt von H. Hüffer. 2. von W. Wattenbach durchgesehene Auflage. 1892. XXI, 190 S. 4,—

— **Band 41.** Wipo, das Leben Kaiser Konrads II. nebst Auszügen aus den Jahrbüchern von Sankt Gallen und der Schwäbischen Weltchronik. Übersetzt von W. Pflüger. 2. Auflage neu bearbeitet und mit Anhang versehen von W. Wattenbach. 1892. XI, 100 S. 3,—

— **Band 42.** Die Chronik Herimanns von Reichenau. Übersetzt von K. Nobbe. 2. Auflage durchgesehen von W. Wattenbach. 1893. X, 67 S. 2,—

— **Band 43.** Die Jahrbücher des Lambert von Hersfeld. Übersetzt von L. F. Hesse. 2. Auflage neu bearbeitet von W. Wattenbach. 1893. XXXIII, 326 S. 7,—

— **Band 44.** Adams von Bremen Hamburgische Kirchengeschichte. Übersetzt von J. C. M. Laurent. Mit Vorwort von Lappenberg. 2. Auflage neu bearbeitet von W. Wattenbach. 1893. XV, 262. 6,—

— **Band 45.** Brunos Buch vom Sächsischen Kriege. Übersetzt von W. Wattenbach. 2. Auflage. XVIII, 189 S. 3,50

— **Band 46.** Die größeren Jahrbücher von Altaich. Übersetzt von L. Weiland. 2. Auflage. 1893. XV, 116 S. 2,50

— **Band 47,** Bertholds Fortsetzung der Chronik Hermanns von Reichenau. Übersetzt von G. Grandaur. 1893. IX, 177 S. 3,50

— **Band 48.** Die Chronik Bernolds von St. Blasien. Übersetzt von Ed. Winkelmann. 2. Auflage neu bearbeitet von W. Wattenbach. 1893. XI, 120 S. 2,50

Zwölftes Jahrhundert (20 Bände).

— **Band 49.** Die Jahrbücher von Augsburg. Übersetzt von G. Grandaur. 1893. IV, 52 S. 1,50

— **Band 50.** Das Leben Kaiser Heinrichs IV. Übersetzt von Ph. Jaffé u. W. Wattenbach. 4. vollkommen neu bearbeitete Auflage von W. Eberhardt. 1910. XXVIII, 56 S. 2,—

— **Band 51.** Die Chronik des Ekkehard von Aura. Übersetzt von W. Pflüger, mit ergänzendem Vorwort von W. Wattenbach. 1893. XVII, 170 S. 3,50

— **Band 52.** Chronik von Sanct Peter zu Erfurt 1100—1215. Übersetzt von G. Grandaur. Neu eingeleitet von W. Wattenbach. 1893. III, 93 S. 2,50

— **Band 53.** Die Jahrbücher von Hildesheim. Übersetzt von Ed. Winkelmann. 2. Auflage neu bearbeitet von W. Wattenbach. 1893. IX, 114 S. 3,—

— **Band 54.** Der Sächsische Annalist. Übersetzt von Ed. Winkelmann. 2. Auflage neu bearbeitet von W. Wattenbach. 1894. VIII, 204 S. 4,50

— **Band 55.** Herbords Leben des Bischofs Otto von Bamberg. Übersetzt von H. Prutz. 2. Auflage neu bearbeitet von W. Wattenbach. 1894. XVI, 200 S. 4,50

— **Band 56.** Helmolds Chronik der Slaven. Übersetzt von J. C. M. Laurent u. W. Wattenbach. Mit einem Vorwort von J. M. Lappenberg. 3. vollkommen neubearbeitete Auflage von B. Schmeidler. 1910. XVI, 272 S. 6,—

— **Band 57.** Die Chronik des Bischofs Otto von Freising, sechstes und siebentes Buch. Übersetzt von H. Kohl. 1894. XXVII, 131 S. 4,—

— **Band 58.** Die Chronik des Otto von St. Blasien. Übersetzt von H. Kohl. 1894. XI, 120 S. 2,50

— **Band 59.** Taten Friedrichs von Bischof Otto von Freising. Übersetzt von H. Kohl. 1894. XIII, 206 S. 5,—

— **Band 60.** Rahewins Fortsetzung der Taten Friedrichs von Bischof Otto von Freising. Übersetzt von H. Kohl. 1894. XIX, 249 S. 4,50

— **Band 61.** Die Jahrbücher von Pöhlde. Übersetzt von Ed. Winkelmann. 2. Auflage neu bearbeitet von W. Wattenbach. 1894. X, 124 S. 3,—

— **Band 62.** Die Chronik von Stederburg. Übersetzt von Ed. Winkelmann. 2. Auflage überarbeitet von W. Wattenbach. 1895. VIII. 88 S. 2,—

— **Band 63.** Die Jahrbücher von Magdeburg (Chronographus Saxo). Übersetzt von Ed. Winkelmann. 2. Auflage neu bearbeitet von W. Wattenbach. 1895. XI, 128 S. 3,—

— **Band 64.** Leben des heiligen Norbert, Erzbischofs von Magdeburg. Nebst der Lebensbeschreibung des Grafen Gottfried von Kappenberg und Auszügen aus verwandten Quellen. Übersetzt von G. Hertel. Mit einem Nachtrag von W. Wattenbach. 1895. XII, 196 S. 3,50

— **Band 65.** Des Decan Cosmas Chronik von Böhmen. Übersetzt von G. Grandaur. 2. Auflage. Mit einem Nachtrag zur Einleitung von W. Wattenbach. 1895. XII, 246 S. 4,—

— **Band 66.** Die Fortsetzungen des Cosmas von Prag. Übersetzt von G. Grandaur. Mit einem Vorwort von W. Wattenbach. 1895. XVI, 238 S. 4,—

— **Band 67.** Die Jahrbücher von Vincenz und Gerlach. Übersetzt von G. Grandaur. 1895. XI, 170 S. 3,50

— **Band 68.** Eine alte Genealogie der Welfen und des Mönchs von Weingarten, Geschichte der Welfen mit den Fortsetzungen und einem Anhang aus Berthold von Zwiefalten. Übersetzt von G. Grandaur. 1895. IX, 80 S. Mit 4 Stammtafeln. 2,—

Dreizehntes Jahrhundert (10 Bände).

— **Band 69.** Die Kölner Königschronik. Übersetzt von K. Platner. 2. Auflage neu bearbeitet und vermehrt von W Wattenbach. 1896. XV, 416 S. 8,—

— **Band 70.** Die Jahrbücher von Sanct Jacob in Lüttich. Die Jahrbücher Lamberts des Kleinen. Die Jahrbücher Reiners. Übers. v. C. Platner. 1896. X, 121 S. 2,50

— **Band 71.** Die Chronik Arnolds von Lübeck. Übersetzt von J. C. M. Laurent. Mit einem Vorwort von J. M. Lappenberg. 2. Auflage neu bearbeitet von W. Wattenbach. 1896. XII, 373 S. 6,—

— **Band 72.** Die Chronik des Albert von Stade. Übersetzt von F. Wachter, ergänzt von W. Wattenbach. 1896. VIII, 133 S. 2,50

— **Band 73.** Auszüge aus der größeren Chronik des Matthäus von Paris. Übersetzt von G. Grandaur und W. Wattenbach. 1896. IX, 311 S. 5,—

— **Band 74.** Die Jahrbücher von Marbach. Übersetzt von G. Grandaur. 1896. VIII, 64 S. 2,—

— **Band 75.** Annalen und Chronik von Kolmar. Übersetzt von H. Pabst. 2. Auflage neubearbeitet von W. Wattenbach. 1897. XVI, 248 S. 4,50

— **Band 76.** Die Jahrbücher von Genua. Erster Band. Übersetzt von W. Arndt. 2. Auflage neu bearbeitet von W. Wattenbach und O. Holder-Egger. 1897. XXXIV, 347 S. 6,—

— **Band 77.** Die Jahrbücher von Genua. Zweiter Band. Übersetzt von G. Grandaur. 2. Auflage mit Berichtigungen und Register versehen von O. Holder-Egger. 1898. XXIV, 207 S. 4,—

— **Band 78.** Die Werke des Abtes Hermann v. Altaich nebst den Fortsetzungen seiner Jahrbücher und anderen Altaicher Aufzeichnungen. Übersetzt von L. Weiland. 2. Auflage neu bearbeitet und vermehrt von O. Holder-Egger. 1898. XX, 288 S. 4,—

Vierzehntes Jahrhundert (8 Bände).

— **Band 79.** Leben Kaiser Heinrichs VII. Berichte der Zeitgenossen über ihn, übersetzt von W. Friedensburg. Erste Hälfte. 1898. VI, 583. (Mit 55 S. Einleitung.) 1 Stammtafel. 8,—

— **Band 80.** Das Leben Kaiser Heinrichs VII. Berichte der Zeitgenossen über ihn, übersetzt von W. Friedensburg. Zweite Hälfte. 1898. XX, 206 S. 4,—

— **Band 81.** Quellen zur Geschichte Ludwigs des Baiern. Erste Hälfte. Übersetzt von W. Friedensburg. 1898. XI, 138 S. 3,—

— **Band 82.** Quellen zur Geschichte Ludwigs des Baiern. Zweite Hälfte. Übersetzt von W. Friedensburg. 1898. XIV, 177 S. 3,50

— **Band 83.** Kaiser Karls IV. Jugendleben, von ihm selbst erzählt. Übersetzt von L. Oelsner. 1899. XXXII, 132 S. Mit 4 Stammtafeln. 3,—

— **Band 84.** Die Chronik des Mathias von Neuenburg. Übersetzt von G. Grandaur. Mit Einleitung von L. Weiland. 1899. XXVIII, 292 S. 8,—

— **Band 85.** Kaiser- und Papstgeschichte von Heinrich dem Tauben (früher Heinrich von Rebdorf). Übersetzt von G. Grandaur. 1899. XI, 107 S. 3,—

— **Band 86.** Das Buch gewisser Geschichten von Abt Johann von Victring. Übersetzt von W. Friedensburg. 1899. XXIV, 338 S. 6,—

Fünfzehntes Jahrhundert (4 Bände).

— **Band 87.** Das Leben König Sigmunds, von Eberhard Windecke. Übersetzt von v. Hagen. Mit Nachträgen von O. Holder-Egger. 1899. XXIV, 338 S. 6,—

— **Band 88.** Die Geschichte Kaiser Friedrichs III. von Aeneas Silvius. Übersetzt von Th. Ilgen. Erste Hälfte. 1899. LX, 285 S. 6,—

— **Band 89.** Die Geschichte Kaiser Friedrichs III. von Aeneas Silvius. Übersetzt von Th. Ilgen. Zweite Hälfte. IV, 340 S. 6,—

— **Band 90.** Die Geschichte Friedrichs III. und Maximilians I., von Joseph Grünpeck. Übersetzt von Th. Ilgen. 1899. XIX, 72 S. 2,50

Die Fortsetzung erscheint nicht mehr streng nach Jahrhunderten geordnet, sondern in zwangloser Reihenfolge je nach Wichtigkeit und Interesse. Jährlich sind etwa 1—2 Bände zu erwarten.

— Ausführliches Namen- und Sachregister der seither erschienenen Bände 1—90, bearbeitet u. herausgegeben v. d. Verlagsbuchhandlung 1911, 87 Seiten. 1,50, in eleg. Leinenband 2,50

— **Band 91.** Leben des Bischofs Benno II. von Osnabrück von Norbert Abt von Iburg, in deutscher Bearbeitung von M. Tangl, o. ö. Professor in Berlin. Als Anhang: ausführliches Namen- und Sachregister zu Band 1—90. 1911. XVIII, 65 Seiten und 88 Seiten. 2,—, in eleg. Leinenband 3,—

Im Druck bez. in Bearbeitung befinden sich zurzeit:

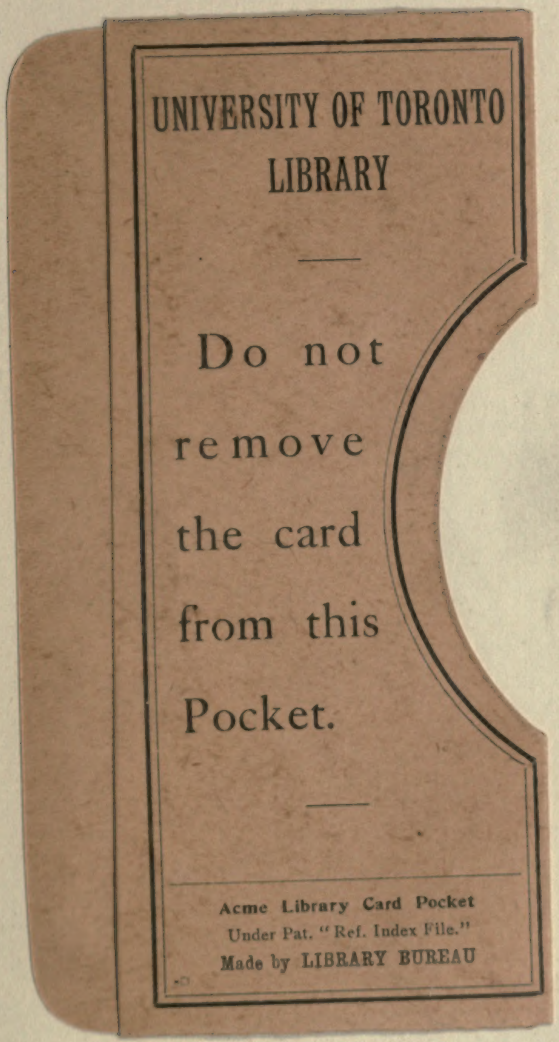
— **Band 92.** Die Briefe d. heil. Bonifatius. Nach der Ausgabe der Monumenta Germaniae in deutscher Bearbeitung von M. Tangl, o. ö. Prof. in Berlin. ca. 4,—

— **Band 93 und 94.** Die Chronik des Minoriten Salimbene von Parma. Nach der Ausgabe der Monumenta Germaniae in deutscher Bearbeitung von A. Doren, a. o. Professor in Leipzig. Pro Band ca. 250—300 S. 5,—

— **Band 95.** Das Register Innozenz' III. über die Reichsfrage 1198 bis 1210 in deutscher Bearbeitung von M. Tangl, o. ö. Professor in Berlin. ca. 160 S. ca. 3,—

— **Band 96 und 97.** Lebenserinnerungen des Eneas Silvius nach der bisher ungedruckten Originalhandschrift in Rom bearbeitet von R. Wolkan, Professor in Wien. Pro Band ca. 5,—

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder direkt vom: Verlag der Dykschen Buchhandlung, Leipzig, Kurze Str. 5.


UNIVERSITY OF TORONTO
LIBRARY
Do not
remove
the card
from this
Pocket.
Acme Library Card Pocket
Under Pat. "Ref. Index File."
Made by LIBRARY BUREAU